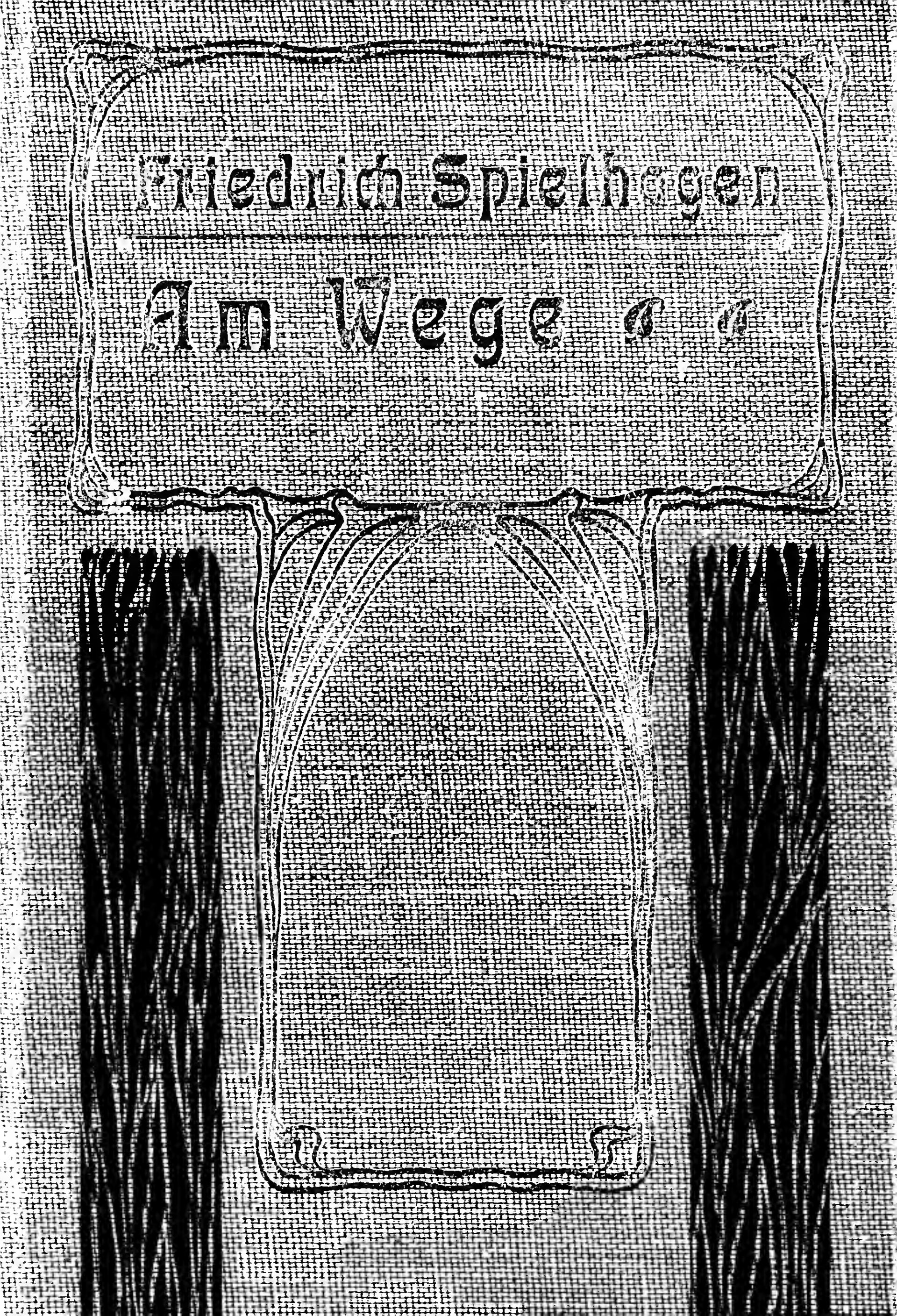
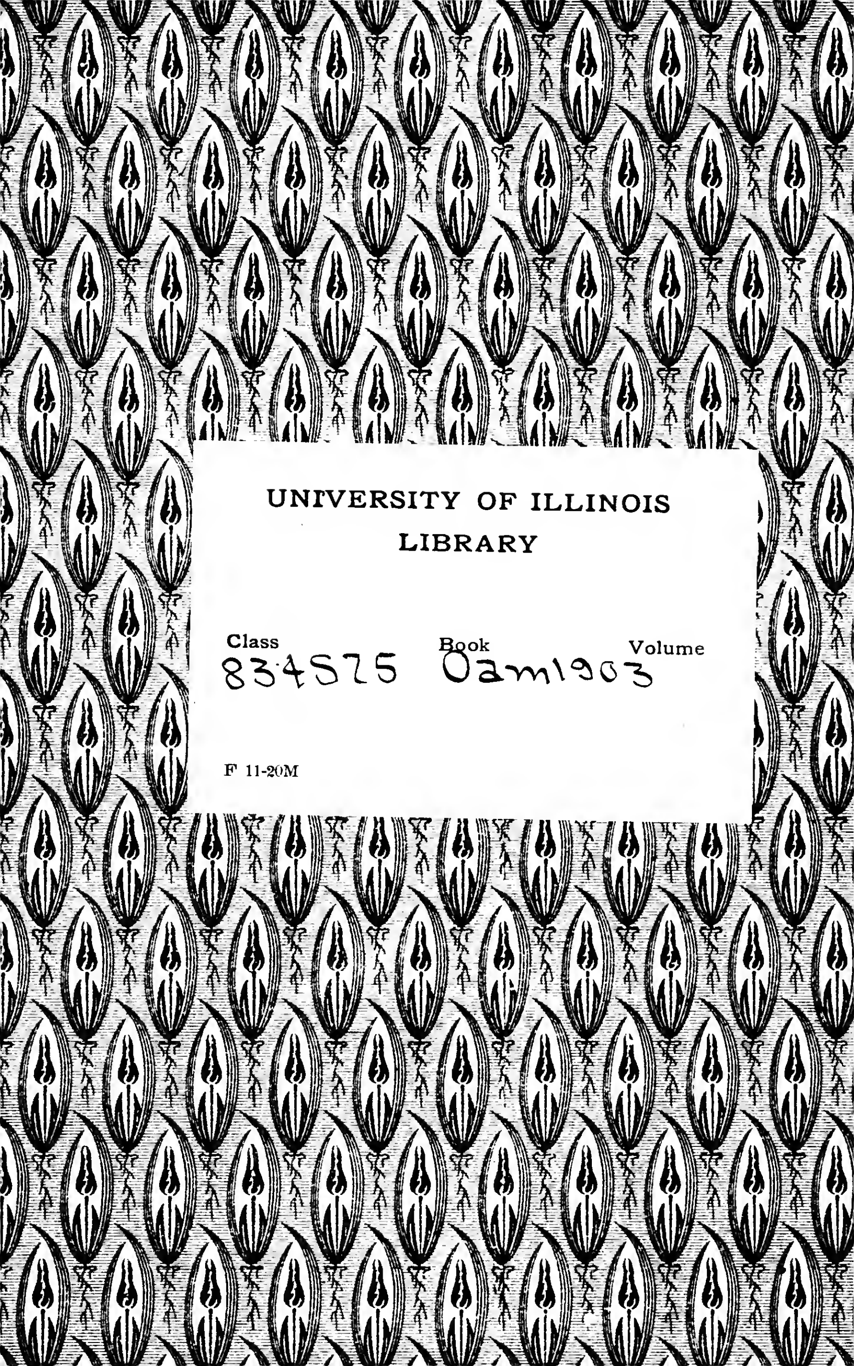
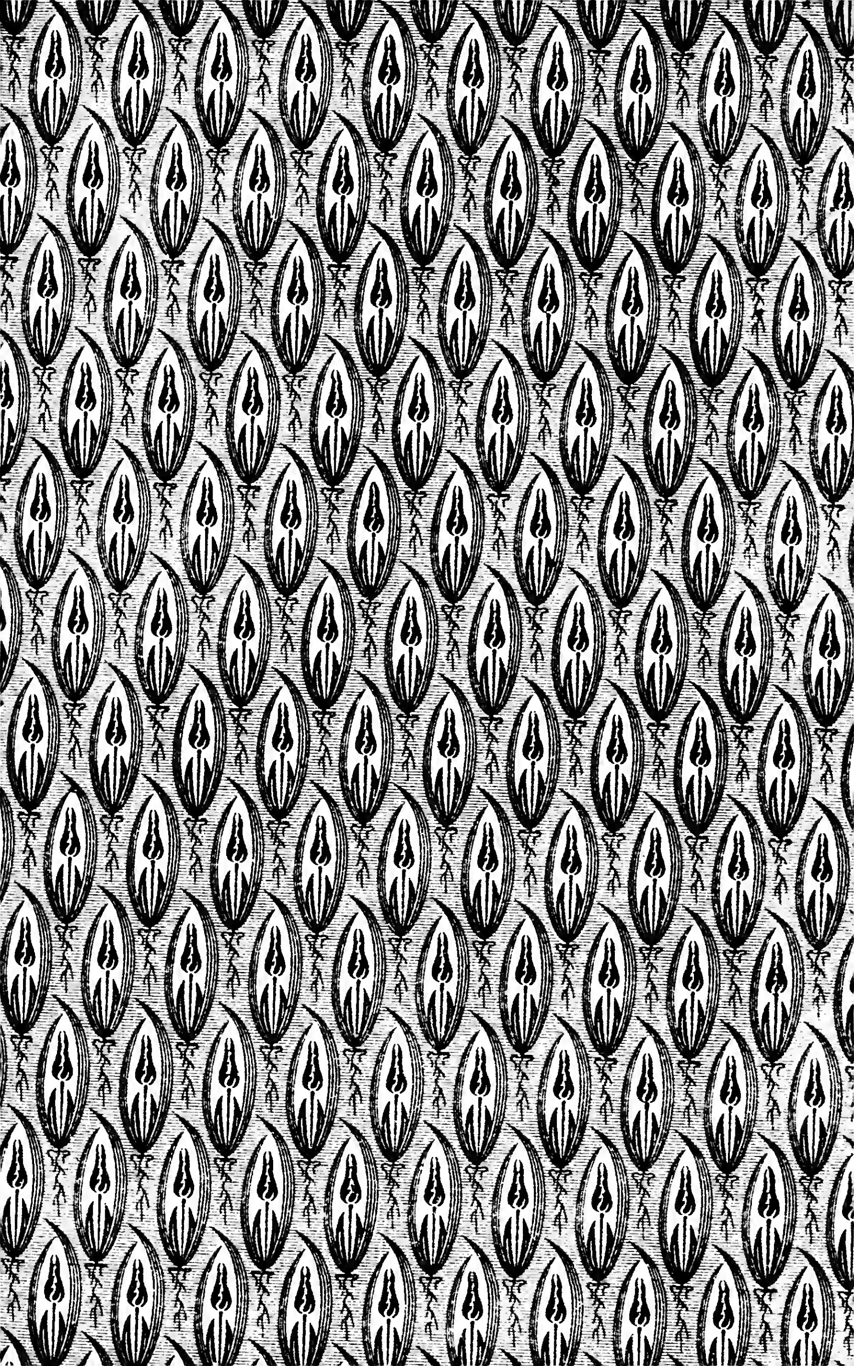

Friedrich Spielhagen
Am Wege


UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY
Class
Book
Volume
834S25 Oam1903
F 11-20M



Am Wege

Vermischte Schriften

von

Friedrich Spielhagen

Motto:
Sie wuchsen so an meinem Wege
Und hatten keine sond're Pflege,
Nur frische Luft und Sonnenlicht.
Prunkpflanzen sind es eben nicht.

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1903



Inhalt.





I. Autobiographisches.







1. Erinnerungen aus meinem Leben.

Erste Sporen.

Ich habe in „Finder und Erfinder" (bei L. Staackmann, Leipzig, 1890, in zwei Bänden erschienen) die Erinnerungen aus meinem Leben bis zu den „Problematischen Naturen" geführt, deren erste Abteilung noch in Leipzig vollendet wurde, während ich die zweite in Hannover schrieb, wohin ich im Herbst des Jahres 1860 als Feuilleton-Redakteur der „Zeitung für Norddeutschland" übersiedelte.

Mein Aufenthalt in der Stadt an der Leine hat zwei Jahre gewährt, die ich zu den glücklichsten meines Lebens zähle. Was auch hätte mir zum Glücke fehlen sollen? Im ersten Anfang der Dreißiger; eben vermählt mit der Frau, die ich liebte; vor eine Aufgabe gestellt, wie sie meinen Neigungen und Kräften durchaus zu entsprechen schien; unter den denkbar erfreulichsten kollegialischen und freundschaftlichen Verhältnissen; ökonomisch leidlich situiert; in einer Stadt, die jedenfalls den Reiz des Unbekannten für mich hatte; umgeben von einer Natur, die mich anheimelte — im Buche meines Lebens war eine neue Seite aufgeschlagen; ich, der ich bereits angefangen hatte, mich zu den Alten zu zählen, kam mir auf einmal wieder jung vor, ja, jünger als in meinen so vielfach grillenhaft vergrämten Knaben- und Jünglingsjahren.

Soll ich das alles aber auf den einfachsten Ausdruck bringen, möchte ich sagen: ich war ein Mann geworden.

Es wächst eben der Mensch mit seinen größeren Zwecken, und ich brauchte nur die Augen nicht zu verschließen, um zu sehen und zu begreifen, daß jetzt ein Moment in mein Leben getreten war, welches meinem Streben, ich will nicht sagen, eine andere Richtung gab, aber der alten Richtung doch ein bestimmteres Ziel wies und dem früheren Streben frische Kräfte zuführte, wie der Nebenfluß dem Hauptstrom, in den er sich ergießt.

In dem Bildungsgange eines, der es ernst mit dem Leben nimmt, ereignet sich kaum etwas, das nicht vorher schon in seiner Ahnung gelegen hätte. So war mir das Schillersche Wort: Der Mensch solle immer zum Ganzen streben, um, wenn er ein Ganzes nicht werden könne, an ein Ganzes sich anzuschließen, stets bedenklich gewesen. Theoretisch war mir längst klar, daß kein Mensch den Beruf habe, ein Ganzes zu werden und zu sein, ja, das Streben danach eine furchtbare Gefahr in sich schließe. Die Gefahr, sich nicht mehr als Teil der Menschenfamilie zu fühlen, der wir alles und jedes verdanken, was wir sind und vermögen; zu vergessen das tiefsinnige, aus dem Herzen des Christentums und der Humanität gesprochene Wort Spinoza's: „Die Menschen, welche von der Vernunft geleitet werden, d. h. die Menschen, welche nach der Leitung der Vernunft ihren Nutzen suchen, begehren nichts für sich, was sie nicht auch für die übrigen Menschen wünschen."

Zehn Jahre mochte es her sein, daß ich es in der „Ethik" gelesen, und untergegangen war mir der

Stern nicht wieder; aber verdunkelt hatte er sich doch seitdem recht oft, und ich hatte Pfade beschritten, nicht erleuchtet von seinem milden Licht. Es war mir dabei nicht wohl gewesen, wie jemand, der im Begriff ist, einen Schatz zu heben, wissend, daß er dabei das Heil seiner Seele in die äußerste Gefahr bringt. Mich von dem dumpfen Wehgefühl zu befreien, das mir so oft Freud' und Lust vergällte, hatte ich die „Problematische Naturen" zu schreiben begonnen: die leidige Geschichte der Leute, „denen keine Lage genug tut, in der sie sich befinden, weil sie keiner gewachsen sind".

Hier nun in Hannover befand ich mich wieder einmal in einer neuen Lage; Pflicht und Ehre geboten, daß ich mich ihr gewachsen zeige.

Und die Pflicht wies hier ein viel strengeres Gesicht, als es bis dahin der Fall gewesen. Von der kurzen Episode meines Schauspielertums ganz zu schweigen, hatte ich auch die anderen ausgesprochenen Verhältnisse: meine Hauslehrerstellung, selbst mein Amt an der öffentlichen Schule, so gar ernst nicht genommen. Ohne meine Obliegenheiten übers Knie zu brechen, war ich doch nie das Gefühl los geworden, daß ich im Grunde nur eine Rolle spiele, die ich jederzeit ablegen könne und ganz gewiß über kurz oder lang — vermutlich über kurz — ablegen würde.

Von solcher chevaleresken Art, das Metier zu betreiben, war hier, konnte hier keine Rede sein. Nicht, weil ich mich auf vorläufig vier Jahre verpflichtet hatte. Eine solche Spanne Zeit imponiert einem nicht in dem Alter, in welchem ich stand. Dazu hatte ich in keinem Augenblicke das Gefühl

des strengen Gebundenseins, wie sich denn auch in der Folge erwies, daß das kontraktlich geknüpfte Band sich unschwer lösen ließ. Was mich die übernommene Pflicht diesmal nicht als einen jetzt lächerlichen, jetzt ermüdenden Maskenscherz betrachten ließ, war etwas ganz anderes.

Es war, um es mit einem Worte zu sagen, daß ich jetzt zum ersten Male einen Blick in das aktive politische Leben tat, in Gemeinschaft mit Männern trat, deren Leben sich in politischer Arbeit verzehrte. Zwar mein Wirken unter dem Strich der Zeitung — es wird von ihm später ausführlich die Rede sein — hatte mit der Politik direkt nichts zu tun; und dabei würde es sein Bewenden gehabt haben, denn niemand redete mir auch nur mit einem Worte in meine Angelegenheiten hinein, und ich dachte nicht daran, eine Teilnahme an der politischen Leitung und Haltung des Blattes zu ambitionieren. Aber der tägliche Verkehr mit den Kollegen, die mir mit vollem Vertrauen entgegenkamen, mich ohne Rückhalt in ihre politischen Wünsche und Hoffnungen einweihten, wäre sicher nicht ohne Einfluß auf mein empfängliches Gemüt geblieben, hätte in ihm nicht längst der Same geschlummert, den nur ein befruchtender Regen zu treffen brauchte, damit er aufging in voller Werde- und Daseinslust.

Von der „grauen Hexe Politik“ zu sprechen, ist jetzt landläufig. Als ob die Politik nicht nur dann eine Grauengestalt sei, wenn sie, wie leider heute allzuoft, nichts anderes ist und sein will, als der Schacher hinüber oder herüber um ganz banausische, ganz materielle und persönliche Interessen! Als ob es nicht höchste Pflicht und freudigster Stolz des

vollen Menschen wäre, für die Gesamtheit, der ihn das Schicksal zugeteilt hat, nach besten Kräften zu sinnen und zu schaffen! Wehe dem Gemeinwesen, dessen Bürger nicht einmütig dieses Sinnes sind, — es wird nicht lange seinem Namen entsprechen! Wehe dem Bürger, der aufwächst, ohne daß dieser Sinn auf jede Weise in ihm genährt und gepflegt wird, — er wird auf seinen höchsten Ehrentitel in Wahrheit keinen Anspruch machen dürfen!

Ich hatte es bis zum Augenblicke nicht eigentlich gedurft. Wie das so gekommen? In „Finder und Erfinder" habe ich es zu erklären versucht. Ich will mich hier nicht wiederholen, nur an die dumpfe politische Atmosphäre erinnern, die auf Deutschland bis 1848 lastete, d. h. während der Jahre, in welche meine ganze eigentliche Jugend fällt; nirgends wohl schwerer lastete, als in der verödeten Stadt und in dem zurückgebliebenen Landstrich, die mich gefangen hielten. Da war es denn freilich kein Wunder, wenn sich in mir der politische Trieb nicht hatte regen wollen.

Und doch war jener mein politischer Schlummer nur einer mit halb offenen Augen gewesen. Ohne daß es mir bewußt geworden wäre, hatte ich, was von dem Treiben auf dem politischen Markte mir irgend näher gekommen war, in meiner Weise scharf genug beobachtet, und ganz gewiß war ich, solange ich denken konnte, ein Schwärmer für die Freiheit gewesen, wie ich sie eben verstand. Vorerst als persönliche freie Selbstbestimmung, die unmöglich ist, solange andere Personen uns unter die Macht ihres Willens beugen, ja, nur ihren Einfluß auf die Richtung des von uns einzuschlagenden Weges in be-

deutender Weise geltend machen können. Diesem Programm gemäß hatte ich mich früher als es wohl andere in meiner Lage vermocht hätten, sozial unabhängig gemacht, und, darf ich wohl hinzufügen, es ist mir mit der Götter gnädigem Beistand gelungen, das hohe Gut mein ganzes späteres Leben hindurch bis auf den heutigen Tag zu bewahren. Nie habe ich jemand zu befehlen gehabt, dafür aber auch niemand gehorchen müssen. Ebensowenig hatte ich auch mein eigener Sklave sein wollen, und wo und wann ich es doch im Banne der Leidenschaften gewesen war, es als eine meiner unwürdige Schmach schmerzlich empfunden. Waren doch die „Problematische Naturen", wenn ich es recht bedenke, nur in der Absicht unternommen, mir den lästigen, wankelmütigen Gefährten, der mir meine soliden Kreise störte, ein für allemal vom Halse zu schreiben!

Gerade aber bei Abfassung dieses Romans, des ersten größeren, den ich unternahm, war mir der innige Zusammenhang, in welchem das Individuum mit der Gesamtheit steht, und auf den ich früher kaum geachtet hatte, zu klarerem Bewußtsein gekommen: die ungeheure Bedeutung des Milieu, wie man heute sagen würde; die Erkenntnis, daß der Mensch nicht wie ein Meteorstein aus dem Himmel fällt, sondern inmitten ganz bestimmter familiärer, sozialer, ökonomischer, politischer Bedingungen aufwächst, die man verstehen muß, wenn man verstehen will, wie er denn nun gerade so und nicht anders geworden ist.

So war auch das Ende meines Romanhelden auf den Berliner Barrikaden der achtundvierziger Märztage kein willkürliches, nur, um der Sache ein Ende zu machen, gewaltsam herbeigezogenes, sondern der

logische, mit dem ersten Federstriche gesetzte Schluß des Ganzen.

Ich gebe zwar zu: war dies schon ein politisches Programm, so glich es besten Falles einem Porträt, von dem der Künstler nur eben erst die Umrisse gezogen hat, während das Detail der Züge noch auf sich warten läßt, und, je nachdem es ausfällt, ein ideales Bild, vielleicht auch eine Fratze zu stande kommt. Indessen wird man nach dem Gesagten schon eher die ungeheure Wichtigkeit würdigen können, welche für mich, der ich solche Gesinnungen hegte und mich mit solchen Plänen trug, der tägliche Kontakt und intime Verkehr mit Männern haben mußte, die an der Realisierung bestimmter politischer Absichten mit Aufbieten ihrer ganzen Kraft arbeiteten.

Das Beschämende, in einem Alter, für das eine gewisse Reife in allen, auch in politischen Dingen obligatorisch ist, als ein auf diesem Felde völliger Neuling in die Gesellschaft von Sachverständigen zu geraten, wurde in meinem Falle durch zwei Umstände beträchtlich abgemindert: durch die vollendete Urbanität meiner Kollegen, die mich die Unzulänglichkeit meiner politischen Bildung niemals fühlen ließ, und dadurch, daß die feindlichen Mächte, gegen die ich im Roman auf meine Weise ankämpfte, dieselben waren, mit denen diese Männer in erbitterter, durch keinen Gottesfrieden unterbrochener Fehde lagen.

Einer Fehde, in welcher für sie und ihre Partei „viel Ehr'" zu holen war, wenn die Größe der Ehre nach der Zahl und Macht der Feinde berechnet werden durfte. War doch die „Zeitung für Norddeutschland" im Königreich Hannover, wenn nicht das alleinige, so doch das stärkste journalistische Bollwerk

gegen die Reaktion unter dem blinden König und seinem kurzsichtigen, allmächtigen Minister! Ach, und wie klein war die Schar, die sich das Bollwerk zu Schutz und Trutz errichtet hatte, und immer wieder Hand anlegen, d. h. tief in die Tasche greifen mußte, damit es nicht zerbröckelte! Ich hatte schnell Einsicht in diese leidigen Verhältnisse gewonnen, denn, wie der Freund meiner sämtlichen Kollegen, war ich auch alsbald der des Verlegers, eigentlich nur Administrators der Zeitung geworden: eines liebenswürdigen, alten jüdischen Herrn, der nur von revalenta arabica und der täglichen und nächtlichen Sorge um das ihm anvertraute Blatt sein zikadenhaftes Dasein zu fristen schien. Wie oft habe ich bei ihm auf dem harten Sofa gesessen, während er, das kahle Köpfchen mit den durchsichtigen, kleinen Händen reibend, in dem dürftigst ausgestatteten Zimmer umherrannte, einmal über das andere verzweiflungsvoll rufend: „Lieber Freund, ich sage Ihnen, wir können uns nicht halten! Wir können uns nicht halten!"

Dabei keine Silbe des Vorwurfs, daß man um meinetwillen das knappe Zeitungsbudget um ein Ansehnliches belastet hatte, ohne den gehofften günstigen Erfolg eintreten zu sehen. Er würde auch nicht eingetreten sein, wenn ich, anstatt mit einer recht menschlichen Feder, mit einer Engelsfeder geschrieben hätte. Norddeutschland, von dem die Zeitung ihren stolzen Namen trug, rührte sich nicht; es blieb bei den knapp zweitausend hannoverschen Abonnenten, gerade so, wie die Zahl der Nationalvereinsmitglieder, die sich von Zeit zu Zeit in einem Restaurant gesellschaftlich zusammenfanden, meines Wissens niemals über etwa dreißig gestiegen ist.

Dafür konnte denn freilich die kleine Gesellschaft sich rühmen, die Blüte der politischen Intelligenz der Hauptstadt und mit ihr auch wohl des ganzen Landes zu repräsentieren. Es waren klangvolle Namen unter diesen Männern; keiner, wie jeder bereitwillig zugab, klangvoller, als der Rudolf von Bennigsen's.

Er, der Bayard der hannoverschen Opposition, wahrhaft ein Ritter ohne Furcht und Tadel, die Wonne seiner Freunde, der Schrecken seiner Feinde, von ihnen um so grimmiger gehaßt, als er, von altadligem Geschlecht, in ihren Augen zu der politischen Abtrünnigkeit noch die von den geheiligten Traditionen und Gepflogenheiten seines Standes gesellte. Und von dem niemand zu sagen wagte, was man sich wohl hin und wieder von einem anderen sehr klaren und klugen Kopfe in die Ohren raunte: daß die Echtheit seiner Meinung nicht über allen Zweifel erhaben sei, möglicherweise nur eine Maske, hinter der sich der brennende persönliche Ehrgeiz des Mannes klüglich verberge. Ich mußte an dies Gemunkel zurückdenken, als jüngst im Reichstage der Führer der Sozialdemokraten einen Herrn auf der Ministerbank mit dem Jüngling konfrontierte, der dieser Herr einstmals gewesen war, und sein politisches Programm von heute mit den ultraradikalen Gesinnungen, in denen er geschwelgt hatte, als noch der Jugend braune Locken sein nun ergrautes Haupt umgaben. Vor einem solchen Augenblick, der immerhin sein Peinliches für den Betroffenen haben mag, brauchte und braucht Rudolf von Bennigsen nicht zu zittern. Idem semper vultus eademque frons — ich meine in politischer Beziehung; von jeher und so noch heute in jener unzugänglichen Burg der Männer wohnend,

denen es nur um die Sache zu tun ist; immer der Politiker, der, ohne sich durch das Detail, das er vollkommen beherrscht, verwirren zu lassen, seine großen staatsmännischen Ziele fest im Auge behält.

Und der auch darin den großen Patrioten einer früheren Periode, den Humboldt und Schön, gleicht, daß er es nicht verschmäht, sich um gewisse Dinge eifrig zu bemühen, die, wie Philosophie und schöne Literatur, nicht zum politischen Handwerk gehören. Es war mir vergönnt, von dieser seiner seltsamen Neigung eine interessante Probe erleben zu dürfen.

Ich war bereits wiederholt bei jenen oben erwähnten gesellschaftlichen Vereinigungen der Nationalvereinler mit dem verehrten Manne zusammengetroffen, ohne daß er mir, worauf ich auch durchaus keinen Anspruch machte, eine besondere Beachtung geschenkt hätte. Eines Abends — es war bereits ziemlich spät geworden und die Gesellschaft sehr gelichtet — setzte er sich plötzlich zu mir. Er hatte die „Problematische Naturen", so weit sie bis jetzt in unserm Feuilleton erschienen waren, gelesen. Ich hielt gerade am Ende des ersten Bandes der zweiten Abteilung, deren Hauptfigur der Professor Berger ist, in dem ich — ich glaube, als der erste in Deutschland — den Schopenhauer'schen Pessimismus poetisch zu verwerten versucht hatte. Herr von Bennigsen sagte mir, außer anderen mir Erfreulichen und Schmeichelhaften über mein Werk, daß ihn diese Gestalt besonders interessiere. Sie habe für ihn den Reiz der Neuheit, der wohl wesentlich darauf beruhen möchte, daß er bis dahin, mit der Lehre des Frankfurter Weisen eingehender sich zu beschäftigen, keine Zeit gefunden. Dieser Bemerkung fügte er in freundlichem Ton die

Aufforderung hinzu, ihm mitzuteilen, was ich davon etwa Genaueres wisse. Nun kam ich nicht gerade frisch von dem Studium der „Welt als Wille und Vorstellung" und der „Prolegomena" — das hatte ich bereits in Leipzig vor ein paar Jahren absolviert — aber ich konnte mich noch immer anheischig machen, ein examen rigorosum über das Thema mit leidlichem Anstand zu absolvieren. War es nun die Nachsicht meines Examinators, machte ich meine Sache wirklich gut — wir saßen, während ich meine Gelehrsamkeit auskramte, weit über Mitternacht fest über unserm Rotwein, immer im Bann des großen Pessimisten, und verließen, so ziemlich die Letzten, das Lokal, ich, stolz über mein gehaltenes Privatissimum, und in der Meinung, den freundlichen Händedruck, mit dem mich mein einziger Zuhörer schließlich belohnt hatte, wohl verdient zu haben.

Ich habe dann Herrn von Bennigsen jener Zeit nur noch selten gesehen. Einmal in einer kleinen Abendgesellschaft bei unserm Chefredakteur; und ich erinnere mich, daß viel von Garibaldi die Rede war, der eben seinen Unglückstag bei Aspromonte gehabt hatte. Ich war klug genug, diesmal den Zuhörer zu machen und die anderen Herren das Für und Wider der Angelegenheit erörtern zu lassen, was denn besonders eingehend von Herrn von Bennigsen geschah, der, während er dem Charakter und der heldenmütigen Gesinnung des Mannes volle Anerkennung zollte, doch die politische Torheit einer Aktion, welche die Erreichung ihrer Ziele für die italienischen Patrioten wieder in jahrelange Ferne gerückt habe, in ein klares Licht setzte. Ein Licht, das meinen Augen weh tat.

Hier war zweifellos ich es, der das thema probandum von der falschen Seite sah. Bei einer anderen Gelegenheit glaube ich dem politischen Meister gegenüber recht gehabt und behalten zu haben.

Die von der Regierung mit schweren Kosten errichteten mächtigen Geestemünder Hafenwerke waren eingeweiht worden. Von Hannover aus hatten die Spitzen der Behörden und sonstige Notable der Feier beigewohnt. Auch ich war der Ehre gewürdigt, wenn auch nur in der bescheidenen Eigenschaft eines Berichterstatters unserer Zeitung. Es traf sich, daß ich auf der Rückfahrt mit Herrn von Bennigsen in dasselbe Coupé kam und mit ihm allein blieb, nachdem die anderen Herren an ihren diversen, vom Zug berührten Wohnorten ausgestiegen waren. Nun hatte kurze Zeit vorher in Hannover ein mehrere Tage andauernder Krawall stattgefunden, bei dem es sich um einen pietistischen Katechismus handelte, den die Orthodoxen des Landes eingeführt haben wollten zuwider der Meinung des Volkes, das nicht nur seine Stimme, sondern sogar die Pflastersteine gegen die Neuerung erhob. Von diesem Fall — der übrigens ohne alle Folgen bald verlaufen war — ausgehend, waren wir in unserem Zwiegespräch auf ein bedeutenderes Thema geraten: die Einmischung der religiösen Fragen in die politischen. Herr von Bennigsen war der Meinung, daß beide streng auseinandergehalten werden müßten, wenn die Reinheit des Resultates nach beiden Seiten nicht den empfindlichsten Schaden leiden solle. Ich konnte ihm das im Prinzip zugeben, behauptete aber, daß wir es dabei mit einem frommen Wunsche zu tun hätten

überall, vorzüglich aber in Deutschland bei der eigentümlichen Natur unserer Volksseele, in der, anders wie bei den Romanen, Geist und Gemüt bei jeder tieferen Erregung sich wechselweise in Mitleidenschaft zögen. Herr von Bennigsen wollte das nicht gelten lassen: die Scheidung beider sei in einer fortgeschrittenen Nation, wie die unsere, wohl durchzuführen, wenngleich dunklere Zeiten, wie die der Reformation, dazu nicht im stande gewesen seien. Es sei das eben eine Arbeitsteilung, wie sie sich heutzutage in der Wissenschaft, der Industrie und auf jedem anderen Gebiete als eine Notwendigkeit herausstelle, um über romantische Velleitäten fort zur Tagesordnung überzugehen.

Ich konnte natürlich einen Mann nicht überzeugen, der mir in dem Reichtum seiner aus dem Schatze politischen Wissens und politischer Praxis geschöpften Argumente so weit voraus war. Aber er hatte bei mir kein besseres Glück. Und so oft später in den siebziger Jahren mein mächtiger Gegner zur Frage des „Kulturkampfes" das Wort zu ergreifen für nötig hielt, mußte ich an jene Disputation im Eisenbahnwagen denken, während wir durch die ambrosische Nacht gen Hannover rollten. Und ich fragte mich, ob der verehrte Mann wohl noch immer der Meinung sei, daß in unsern Tagen eine Vermischung der religiösen und politischen Fragen zu den veralteten Dingen gehöre, mit denen sich verständige Menschen nicht mehr zu befassen brauchten.



Der Ritt über den Bodensee.

Warum die zwei in Hannover verbrachten Jahre zu den glücklichsten meines Lebens zählen, habe ich eingangs dieser neuen Serie meiner „Erinnerungen" zwar mit kurzen Strichen angedeutet; aber ich denke, es wird denen, welche freundlichen Anteil an dem Gange meiner Entwickelung nehmen, nicht unwillkommen sein, wenn ich das dort Gesagte ein wenig vervollständige. Steht doch das Wohl und Weh unserer persönlichen Existenz in so innigem Zusammenhange mit unserem geistigen Schaffen auch in dem freilich wünschenswerten Falle, daß wir weniger sensibel sind als Goethe, der bereits bei einem gewissen Barometerstande seine Arbeitskraft paralysiert fühlte! Immerhin ist es für uns andere nichts weniger als gleichgültig, ob die Sonne des Glücks unsern Lebenspfad erhellt, oder ob wir durch Nebel und Nacht, die ein feindliches Geschick um uns breitet, mühsam unsern Weg suchen müssen. Wir sind eben nicht in der begnadeten Lage der Sonnenuhren, nur die heiteren Stunden zählen zu dürfen. Ach, und wie verhältnismäßig selten sind sie, diese Sonnenstunden und -tage, selbst wenn die launische Göttin es nicht gerade übel mit uns meint! Wie ist es doch so unsere gern erfüllte Pflicht, in der Erinnerung zumal bei ihnen und den freundlichen Bildern, die sie zurückrufen, dankbar zu verweilen!

Man kann nicht wohl aus Sachsen nach Hannover versetzt werden, ohne den Unterschied des Klimas, der Landschaft, des Menschenschlags dort und hier lebhaft zu empfinden, und nicht, wie ich, ein Norddeutscher in jeder Faser seines geistigen und leiblichen

Wesens sein, ohne den geschehenen Wechsel als eine Wohltat zu begrüßen. Ich wußte mich hier nicht nur meinem Heimatlande geographisch näher; ich meinte, hier scheine mir die mildklare Sonne, umwehe mich die herbkräftige Luft meiner pommerschen Jahre. Jene alte Leidenschaft, durch Feld und Wald zu schweifen, die in Leipzig fast entschlummert schien, erwachte wieder in neuer Kraft hier, wo ich aus dem Fenster meines Arbeitszimmers — es hatte nur eines — unmittelbar auf Felder sah, und von meiner Wohnung in einem der letzten Häuser einer ganz neuen, zaghaft sich weiter tastenden Vorstadt nur zehn Minuten bis zum Walde war. Welchem Walde! Ich weiß nicht, was im Verlauf der letzten dreißig Jahre — solange und ein wenig länger sogar ist's her — aus der „Eilenriede" geworden ist, ob sie überhaupt noch existiert. Damals aber war sie ein ausgedehnter, märchenhaft schöner Wald. Fast durchweg Laubholz: Buchen, Eichen, Eschen, Erlen in ganzen Schlägen, manchmal bunt durcheinander. Nur wenige selten begangene und befahrene Wege liefen durch den Forst und schmale, von Lattich und anderem Kraut übersponnene Pfade, die kaum jemals ein Menschenfuß betrat. Dann kamen Stellen, die ein Quellchen, das keinen Abfluß fand, ganz durchsumpft und unbetretbar gemacht hatte, und durch die wir nach mühsamem Suchen doch eine Furt entdeckten zu einem trockenen, in Baum und Busch versteckten heimlichen Plätzchen, dahin kein Laut drang als das Zirpen eines Vögelchens, das durch die Zweige schlüpfte, und wo es sich mühelos hundert Meilen weit von dem Lärmen der Menschenwelt träumen ließ. Nur eines ver-

mißten wir in der grünen Wildnis: die köstlichen bunten Blumen, an denen die thüringischen Wälder so reich sind, und mit denen auch die um Leipzig gern sich schmücken, so daß ich von einer Frühlingswanderung nie ohne einen lieblichen Strauß in meine Junggesellenbehausung kehrte. Dafür gab es in der rechten Jahreszeit hier Maikraut, wie ich es in solcher Fülle und Üppigkeit nirgends wieder gefunden habe, und das uns manche Bowle würzte, mit deren duftigem Inhalt wir nach stundenlanger Wanderung uns und unsere Freunde regalierten.

Ich spreche, wenn ich „wir" sage, selbstverständlich nicht im Plural majestatis, sondern von mir und meiner jungen Lebensgefährtin, die, als ein Landkind, eben die herzliche Freude, wie ich, an der Natur hatte und meine gute, vor keinem beschwerlichen Wege zurückschreckende, nimmermüde Gesellin auf dieser und allen meinen späteren vielfachen Exkursionen war. Für sie mochte der Übergang aus ihrer thüringischen Heimat nach Hannover noch ein viel auffälligerer sein als für mich; aber mit der Versabilität ihres Stammes hatte sie sich bald mit Land und Leuten nicht nur zurecht-, sondern aufrichtigen Geschmack an ihnen gefunden, besonders an den letzteren mit dem schlichten, blonden Haar, den treuherzigen blauen Augen und den stattlichen Gestalten, in Vergleich zu welchen der thüringische Volksschlag freilich unbedeutend erscheinen mußte. Nur das meinen Ohren so vertraute, ihr völlig fremde, ja, unverständliche Platt machte ihr im Verkehr mit Dienstboten, Handwerkern, Marktleuten zu schaffen, wie ja denn auch sonst eine Frau, die sich mit dem Kleinkram des Lebens abfinden muß,

von den landschaftlichen Verschiedenheiten des Dialektes, des wirtschaftlichen Verkehrs, der Sitten und Gebräuche viel lebhafter getroffen wird als der Mann, der sich auf einem Niveau bewegt, auf welchem die interprovinziale und internationale Kultur so ziemlich immer mit denselben Größen zu rechnen erlaubt.

Wurden mir aber im täglichen Verkehr und Treiben des Alltags die kleinen und doch oft so empfindlichen Reibungen erspart, so erwuchsen mir aus den übernommenen Pflichten Schwierigkeiten, die gewissenhaft, wie ich im Grunde war, oft recht gründlich empfunden wurden.

In der Region der Zeitung unter dem Strich hatte ich allein zu schalten und zu walten — das war für eine unabhängige Seele erfreulich; aber ich hatte auch in jeder Bedeutung des Wortes für den Inhalt aufzukommen — das war bedenklich, selbst für einen, der zu arbeiten gewohnt war und gern arbeitete. Nur die Berichte über Konzerte und Opern lieferte nach wie vor ein musikalischer Kollege aus der oberen Region einfach deshalb, weil ich, der völlige Laie in der edlen Kunst, dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Immerhin eine Erleichterung der Last, die ich zu tragen hatte, leider eine minimale im Verhältnis zu dem gewaltigen Rest, der blieb. Von dem ungeheueren Material, das so ein sechs- und achtspaltiges Zeitungsfeuilleton tagaus, tagein, nachtaus, nachtein verschlingt, macht sich der Leser, der seine Zeilen mit den Augen durchfliegt — wenn er es nicht gleichgültig überschlägt — keine Vorstellung. Bei wohldotierten Zeitungen hat der Redakteur, ebenso wie seine politischen

Kollegen, Mitarbeiter: Korrespondenten von nah und fern unter diesem und jenem mystischen Zeichen, Leute von Fach, die über das eine und das andere brennende Thema aufgefordert oder unaufgefordert Aufsätze schreiben — ich stand, wie der Wallenstein des dritten Aktes, allein und sollte aus meines Markes schaffender Gewalt diese ganze Feuilletonwelt gebären. Die pièce de réstistance dieser Welt war der Roman, den ich alljährlich zu schreiben mich kontraktlich verpflichtet hatte. Notabene: einen von vier Bänden — nicht mehr, nicht weniger! Das klingt abenteuerlich, und doch war dies meiner Sorgen geringste. Die zweite Abteilung der Problematischen Naturen, die, gleich der ersten, vier Bände füllen würde, war längst in meinem Kopfe fertig, von Kapitel zu Kapitel skizziert — ich hatte sie nur zu schreiben. Als Intermezzo zwischen der ersten und zweiten leistete ich mir eine längere Novelle: „In der zwölften Stunde“, die ursprünglich, gerade wie „Auf der Düne“, ein integrierender Teil des Planes der Problematischen Naturen gewesen war, den ich bei der Ausarbeitung weglassen mußte, weil ich die Überfülle des Stoffes nicht zu bewältigen vermochte. Wer im zweiten Teil von „Finder und Erfinder“ die Geschichte meiner Leipziger Jahre gelesen und die Hindeutung auf ein Verhältnis nicht übersehen hat, aus dem für mich die Freuden und Schmerzen meines Herzens jener Zeit erwuchsen, wird leicht herausfinden, um was es sich in der genannten Novelle handelt. Sie ist, wie es in Anbetracht des Stoffes nicht anders sein konnte, von einer unheimlich düstern Glut erfüllt. Merkwürdig genug war dies Nachtstück trotz der mehr

als gewagten Fabel und des gründlich phantastischen Kolorits das meiner Werke, welches dem klaren, nüchternen Julian Schmidt von allen am meisten gefiel, und auf das er in unsern Gesprächen wiederholt zurückkam mit lobenden Worten, die ihm sonst spärlich von den Lippen flossen.

So war ich nach dieser Seite auf voraussichtlich längere Zeit gedeckt. Überdies spukte mir bereits ein neuer Roman im Kopfe, allmählich so arg, daß seine Gestalten sich bereits zwischen die mir nun schon zu wohlbekannten des alten zu drängen und mein ermattendes Interesse an ihnen vollends zu lähmen begannen. Nein, über das Roman-Departement meines Feuilleton brauchten mich während der wenigen Stunden, die ich zum Schlaf bedurfte, keine bösen Träume zu schrecken.

Aber das andre! das viele, viele, höchst intrikate, höchst buntscheckige andre!

Vor mir liegen alte Hefte, in die ich Ausschnitte aus dem Feuilleton, größere und kleinere Beiträge aus meiner Feder enthaltend, geklebt habe. Die Sammlung ist nichts weniger als vollständig: ich erinnere mich an manches, das zweifellos fehlt, und wie vieles wird aus meinem Gedächtnis geschwunden sein. Dennoch, wie die vergilbten Blätter durch meine Finger rascheln, faßt mich ein Grausen, als wäre ich damals ahnungslos über den Bodensee geritten und müßte noch jetzt nachträglich fürchterlich für die unbewußte Keckheit büßen. Wäre das alles mit rechten Dingen zugegangen, welch ein gewaltiger Kritiker vor dem Herrn, welch' gelehrter Polyhistor, ja, welches Universalgenie müßte ich gewesen sein! Kunstausstellung, Theater, Dramen, Gedichte, Ro-

mane, Historie, Philosophie — alles ist mir — wie, nach Leporellos Versicherung, dem Don Juan die schönen Weiber — einerlei! will jemand auf welchem Gebiete immer ein Tänzlein wagen — ich spiel' ihm auf!

Es würde einfach lächerlich sein, wenn es nicht so traurig wäre. So traurig, daß ein junger Mann, der, wenn er ein Bewußtsein der klaffenden Lücken seines Wissens und Könnens hat, sich als Charlatan fühlen muß, und, wenn er sie nicht empfindet, ein Dummkopf ist, über Gott und die Welt orakelt und abspricht, als säße er im Zentrum der Dinge; und das Publikum das krause Zeug, weil es da schwarz auf weiß steht, getrost nach Hause trägt, sich seines eigenen, oft so viel gesünderen, feineren, tieferen Urteils scheu enthaltend.

Und dabei darf ich mich wohl rühmen, daß ich in dieser meiner Allerweltskritik stets bemüht gewesen bin, Recht und Gerechtigkeit zu üben, so gut ich es verstand, und immer das Beste, was ich hatte, gegeben habe. Aber welches Beste konnte es im besten Falle sein?

Ich hatte als Student in Berlin die Museen und sonstigen Kunstsammlungen eifrig besucht. Wie es mir die schöne, von Fr. Welcker begründete Kollektion der Gipsabgüsse antiker Bildwerke in Bonn angetan, steht in „Finder und Erfinder" zu lesen. Auch in Leipzig hatte ich in der permanenten Del Vecchioschen Ausstellung, später in dem durch die großartige Munifizenz seiner Bürger zu stande gekommenen schönen Museum manch weihevolle Stunde zugebracht. Aber was wollte das sagen in Anbetracht, daß ich noch nie einen Blick in ein Maler- oder Bildhaueratelier

getan; niemals, außer zweimal flüchtig die Dresdener, eine größere Galerie gesehen, nie, die Geschichten der Künste zu studieren, die nötige Muße gefunden! Das war keine Schande für mich: in Müßiggang hatte ich wahrlich meine Zeit nicht vertan, und das Versäumte konnte auch nicht von heute auf morgen nachgeholt werden; dafür mußte ich denn von heute auf morgen über ein halbes Tausend Bilder anerkannter Meister und solcher, die es gern gewesen wären, wie sie in den jährlichen, jedesmal am 24. Februar eröffneten Kunst-Ausstellungen Dutzende und Aberdutzende himmelhoher Wände bedeckten, meine wohlerwogenen, wohlbegründeten Urteile letzter Instanz zu Papier bringen.

Dieser vierundzwanzigste Februar! Mein Geburtstag, aus dem man für mich einen Tag des Schreckens gemacht hatte!

Dennoch — die von mir erstatteten Berichte über die beiden Kunstausstellungen, welche ich in Hannover erlebte, liegen bis auf wenige verloren gegangene Blätter vor mir — nun wohl! ich meine jetzt noch — und jetzt erst recht — ich habe mich nicht übel aus der Affäre gezogen. Ich verständige meine Leser dahin, daß „ich mich nur über das gemeinschaftlich Gesehene freundschaftlich mit ihnen unterhalten" will; daß „ich es auf Belehrung nicht abgesehen habe; mir nicht die überflüssige Mühe machen werde, ihnen Vorlesungen zu halten über Stil und Manier, Kunstschulen, Kunstzweige, koloristische Virtuosität, Fernung, Perspektive und andere schöne Dinge, über die sie sich in jedem Compendium der Ästhetik bequemer und besser unterrichten können". Durch diese offene Erklärung hatte ich mir, so zu sagen, den Rücken ge-

deckt gegen die anspruchsvollen Leute, denen mit einer harmlosen Plauderei nicht gedient war und die in dem Feuilleton einer ernsthaften politischen Zeitung eine gediegene Kunstkritik verlangten. Nun ist es possierlich zu beobachten, wie ich trotz jener feierlichen Verwahrung, keine eigentliche Kritik üben zu wollen, je weiter ich in meinem Thema komme, je fester ich mich in dem Sattel fühle, so peu à peu anfange, ganz munter drauflos zu kritisieren und mit den von mir perhorreszierten kritischen terminis um mich zu werfen, als hätte ich schon als Kind mit ihnen Fangball gespielt. Wahrlich! Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er freilich mit nichten immer den Verstand, meistens aber doch die Kunst, die dazu gehörende Miene anzunehmen. Und damit ist ja dann der liebe Leser in den weitaus meisten Fällen vollkommen zufrieden. Ich vermute, die von mir abgekanzelten Künstler haben über meine Naseweisheit höhnisch genug die Achseln gezuckt, oder für mich nicht schmeichelhafte Reden geführt. Aus dem Publikum hörte ich nur Freundliches über meine Improvisationen; und wenn ich nicht der Einbildung verfiel, ein gewiegter Kunstkenner zu sein, habe ich es nicht ihm, sondern mir allein zu verdanken.

Dabei war ich übrigens klug genug, mich bei meinen kunstkritischen Versuchen in der Hauptsache an allgemeine ästhetische Anschauungen zu halten, die sich wohl verteidigen ließen, und an die Schilderung des Dargestellten, in der ich mir einiges Vermögen zutraute. Dem Leser zu zeigen, was ich nach der einen und der anderen Seite fertig brachte, hier eine Probe von beidem.

Gelegentlich der Landschaften komme ich auf „Stimmung" zu sprechen und sage:

„Hic Rhodus, hic salta! Der Laie argumentiert mit Recht also: wenn ich Bäume, Felsen, Wasser, Wolken, Häuser, Kirchen, Ruinen, Sonnen- und Mondenschein, Regen, Sturm und Gewitter, Wiesen, Felder und Wälder, Bach und Fluß und Moor sehen will, so brauche ich nur ein Billet auf der Eisenbahn zu lösen und ein paar Meilen landein- oder seewärts zu fahren, und ich habe das alles besser, als es mir ein Landschafter, und wäre er ein Ruisdael und wäre er ein Claude Lorraine, malen kann. Aber mit der bloßen Wiedergabe dessen, was ich mit meinen eigenen Augen sehe, ist mir nicht gedient. Ich will, daß mir der Künstler die Natur erklärt und — verklärt; daß er mich mit ihr in ein ganz bestimmtes Verhältnis bringt, wo ich sie liebe oder hasse; in ihren Arm sinken möchte, wie ein Kind an die Mutterbrust, oder mit Entsetzen vor ihr fliehe, wie das Reh vor den Zähnen des Panthers. Ich will, daß, wenn ich vor deinem Gemälde stehe, mich die Ahnung des Unendlichen noch mächtiger überkommt, als wenn ich am Strande des Meeres wandelte, wenn ich vom Rigi in das weite Alpenpanorama schaute; daß mir aus deinem Bilde Ruhe und Frieden in das Herz strömt, tiefer, inniger, wie ich sie empfand, wenn ich im Abendsonnenschein, ein verworrener Knabe, über den glatten Spiegel eines Teiches ruderte oder, ein ruheloser, zweifelgequälter Jüngling, durch die blumigen Auen im Herzen des Thüringer Waldes wanderte. Wenn du das nicht kannst, du nicht vermagst, solche Stimmungen noch inniger und poetischer in mir wach-

zurufen, so achte ich deine Kunst für nichts; deine Pinselführung für nichts, deine Farbengebung für nichts; so ist es mir gänzlich gleichgültig, ob du einen Eichstamm so täuschend malst, daß man ein Stück absägen zu können glaubt, daß die Sperlinge nach deinen Kirschen picken, die Schmetterlinge nach deinen Blumen flattern. So bist du mir trotz aller deiner Kunst kein Künstler; bist mir nichts als ein prosaischer Gesell, der mit Pinsel und Farben leidlich umzugehen versteht, der aber besser getan hätte, anstatt der Palette den Leimtopf und statt des Pinsels den Hobel zu ergreifen."

Von meinen Schilderungen wähle ich die eines Bildes, das von allen, damals von mir besprochenen, dem Leser noch das bekannteste sein dürfte: den betenden Mönch am Sarge Kaiser Heinrichs von L. F. Lessing.

„Das Innere einer alten Kapelle. Von dem dicken Mauerwerk ist der Überwurf zum größten Teil abgebröckelt; Stein und Schutt haben den Boden hoch und unregelmäßig bedeckt, so daß ein Sarg, den man hier in der halb offenen Halle aufzustellen für gut fand, durch Planken und Klötze in eine horizontale Lage gebracht werden mußte. Der Sarg kann hier schon lange gestanden haben, denn die Decke, die man darüber gebreitet, ist arg verschossen und wird in Fetzen fallen, wenn sie noch lange der Feuchtigkeit des Gewölbes, der Gewalt von Wind und Wetter und dem nassen Atem ausgesetzt ist, der durch den weit offenen Mauerbogen zur Winterzeit von dem Flusse unten heraufhaucht. Da draußen über den hohen Ufern des Flusses, dessen grüne Wasser so majestätisch fluten, liegt der

letzte Abendschein eines goldigen Sommertages so still, so feierlich, so friedlich. Hat der mühsalbehaftete, leidenschaftgehetzte Mensch keinen Teil an diesem Frieden, nicht einmal im Tode? Nur bei den Menschen! nicht, Gott bei dir! du willst gnädiger sein als die Menschen; willst den in deinen Frieden aufnehmen, der auf Erden nur Sorgen und Kummer kannte, um so inniger kannte, je höher sein gekröntes Haupt aufragte über die anderen Sterblichen. O, Herr, gib ihm, gib uns allen Frieden in Ewigkeit! Amen! — Das wird, das muß der Inhalt des Gebetes sein, von dem kein Wort über die dünnen Lippen des Mönches kommt, der von seinem Kloster drüben im Abendschein über den stillen Fluß herübergerudert ist, und nun hier am Sarge des Unbegrabenen, von der Kirche Verfluchten kniet in brünstiger Andacht. Die Kirche mag verfluchen, der wahre Priester kann es nicht; denn der wahre Priester ist auch zugleich der wahre, der hilfreiche, edle und gute Mensch. — Das ist die Geschichte, die Lessings Bild erzählt; die historischen Daten findet man in der Geschichte Kaiser Heinrich IV."

Einen weitaus leichteren Stand, als in der Kunstkritik, hatte ich in der des Theaters. Ich konnte mich nicht als einen Kenner ausgeben, weder des dramatischen, noch des bühnenmäßigen Teils der Kunst; indessen als einer, der bereits als zehnjähriger Knabe sein erstes Stück geschrieben und selbst inszeniert, dann sogar in Person, wenn auch, Gott sei Dank, nur für kurze Frist, auf den Brettern gestanden, seitdem fortgefahren hatte, sich für alles, was sich auf das Theater bezog, lebhaft zu interessieren, in den Stücken Shakespeares und unserer Klassiker wohl bewandert, auch

sonst in der Bühnenliteratur nicht fremd war, durfte ich es schon eher wagen, in der schwierigen Sache mitzusprechen.

Das tat ich denn, wie meines Amtes war, und ich darf, wenn ich die damals geschriebenen Rezensionen durchblättere, sagen, daß ich es nach denselben Prinzipien verwaltet habe, zu denen ich mich noch heute bekenne. Wo es etwas zu loben gibt, lobe ich aus vollem Herzen; glaube ich etwas tadeln zu müssen, tadle ich mit Reserve. Von jenem so beliebten Haschen nach Effekt, jener so landläufigen und so billigen Witzbolderei halte ich mich ganz fern, höchstens daß ich zu der Waffe der kühlen Ironie greife, um ein mir besonders Widerstrebendes zu bekämpfen, und gelegentlich des Helden der „Valentine" und der übrigen Personen des Stücks als von Leuten spreche, „die, wie der heilige Dionys, ihren Kopf unter dem Arm tragen. Das sei im Anfang allerdings ein etwas befremdliches Schauspiel; aber schon im zweiten Akte fange man an, sich daran zu gewöhnen; im dritten finde man es ganz in der Ordnung, so daß man sich des Höchsten verwundern würde, wollte im vierten nun noch ein Mensch mit dem Kopf an der richtigen Stelle unter diese Marionetten treten."

Und selbst dergleichen satirische Vorstöße sind Ausnahmen, im übrigen bleibe ich mir den Dichtern und Schauspielern gegenüber stets bewußt, wie schwer die Mittel zu erwerben sind, durch die man zu den Quellen steigt.

Glücklicherweise für mich war das Repertoire der königlichen Bühne ein wesentlich klassisches, das nur gelegentlich auf die zeitgenössische Dichtung der Frey-

tag, Gutzkow, Laube usw. Rücksicht nahm; und was besonders als Wohltat von mir empfunden wurde: das Künstlerpersonal zählte eine verhältnismäßig große Zahl erster Sterne und eine stattliche zwar weniger hell leuchtender, immerhin ansehnlicher Trabanten.

Zu den ersten mußte man unbedingt Marie Niemann-Seebach rechnen, die damals auf der vollen Höhe ihrer großen Kraft stand und als Klärchen, Gretchen, Prinzessin im Tasso, als Julia Shakespeares und einer langen Reihe anderer klassischen Rollen Unvergleichliches leistete. Von ihrer Julia sage ich: „Sie legte mit Fug den Hauptakzent auf die leidenschaftliche Natur des Sonnenkindes. Diese Natur schimmert schon bei ihrem ersten Auftreten unter den gesenkten Wimpern hervor; im weiteren Verlauf weiß die Künstlerin sie so herauszustellen, daß ich mehr als einmal die Wirkung einer hellen, unaufhaltsam zum Himmel lodernden Flamme zu verspüren meinte." — Und so hat sie überall bei mir Nummer eins; und wenn sie mir gelegentlich nicht zu Dank spielt, warne ich sie „vor willkürlichen Interpretationen der Rollen und vor Ausschreitungen, die um so gefährlicher, freilich auch um so tadelnswerter seien, je reicher und kräftiger das Talent, das sich zu ihnen verleiten läßt".

Neben einem so großen, urwüchsigen Talent konnte dann freilich eine Marie Erhartt mit ihrer um soviel geringeren schauspielerischen Begabung nicht aufkommen, wenn sie sich auch später soweit entwickelte, daß sie den Berlinern lange Jahre hindurch als erste Heroine gelten mochte; wogegen dann Frau von Bärndorff, bei nicht immer ausreichenden geistigen

Kräften, als Lady Milford, Julia Imperiali, Gräfin Orsina, und in ähnlichen Rollen wenigstens eine Erscheinung bot, wie man sie vornehmer und bestechender selten auf der Bühne gesehen haben wird.

Die bedeutendste geistige Kraft in dem männlichen Personal war zweifellos Karl Devrient, der älteste der drei Brüder und vielleicht unter ihnen das größte Talent. Sein Mephisto, Carlos in Clavigo, Mercutio, überhaupt alle Rollen, in denen es mit der Leidenschaft nicht getan, vielmehr der Kopf zu intensiver Mitarbeit verpflichtet ist, waren Meisterwerke theatralischer Kunst, wie ich sie weder vorher noch nachher (trotz Döring und Davison) vollendeter gesehen habe. Allerdings waren seine Leistungen, wie nicht selten die der größten Bühnen-Künstler, sehr ungleichmäßig, vielleicht mit infolge der Schwäche seines Gedächtnisses, das ihn selbst in alten Rollen nur zu oft im Stich ließ und ihn zwang, die Worte aus dem Souffleurkasten herauszufischen, was ihm zwar meistens glücklich, aber doch nicht immer gelang und ihn zu allerlei Auskunftsmitteln nötigte, in denen sich freilich sein mimisches Genie manchmal erst recht herrlich offenbarte. Das peinliche Bewußtsein dieser seiner Schwäche muß es auch gewesen sein, was ihn Zeit seines Lebens von den großen Zentren der dramatischen Kunst fern hielt und nie nach dem vollsten Kranze schauspielerischen Ruhmes greifen ließ, der ihm im übrigen gebührte. Die Bewunderung, zu der er mich in jeder seiner Rollen hinriß, muß ich um so höher veranschlagen, als meine hannoverschen Freunde mich versicherten, daß der Karl Devrient von heute nur noch eine Ruine sei von dem, was er einst gewesen.

In der Blüte seiner Kraft stand Alexander Liebe. Groß und schlank gewachsen, schön von Angesicht, ausgestattet auch sonst mit allen begehrenswerten schauspielerischen Gaben, besonders auch mit einem sonoren, biegsamen Organ, war er der geborene Heldenspieler, dem ich aus früherer Zeit nur Wilhelm Kunst, aus späterer Hermann Hendrichs an die Seite stellen kann. Ihn als Tasso, Egmont, Fiesko, Posa, Leontes zu sehen — Rollen, bei denen fast immer eine Marie Seebach seine Partnerin war, — mußte dem verwöhntesten Theaterfeinschmecker ein Hochgenuß sein. Leider hatten die Götter, wie sie das so oft tun, vergessen oder verschmäht, diesem von ihnen sonst so begnadeten Menschen Mäßigung, Weisheit und Geduld mit auf den Lebensweg zu geben, der nun so, in krausen Zickzacklinien sich bewegend, schließlich im Dunkel verlief. Eines Tages war der verwöhnte Günstling des Publikums auf Nimmerwiedersehen aus Hannover verschwunden, und „Kabale und Liebe", das für den Abend angesetzt war, konnte — wie der Volkswitz lautete — „von Kabale allein nicht gegeben werden".

Aber wohin gerate ich, wenn ich meinen hannoverschen Reminiszenzen so in das Detail nachspüre! Das letzte Kapitel, das ich ihnen noch widmen kann, geht zu Ende, und noch habe ich nicht einmal der zahlreichen lieben Freunde Erwähnung getan, die mir dort zu erwerben vom Glück beschieden war. Indessen kann und muß ich diese Versäumnis nachholen, wenn ich auf meinen nächsten Roman „Die von Hohenstein" zu sprechen komme, der durchaus in Hannover konzipiert aber erst in Berlin ausgearbeitet wurde, wohin ich im Herbst 62 übersiedelte.

Es mußten wohl schon sehr gewichtige Gründe sein, die mich bestimmten, gegenwärtige Verhältnisse, wie sie angenehmer nicht sein konnten, für eine Zukunft aufzugeben, die mich keineswegs lockte, vor der ich vielmehr ein geheimes Grauen empfand. Aber mir blieb keine Wahl. Ich habe oben auf die mißliche ökonomische Lage hingewiesen, in der sich unsere Zeitung befand. Daß ich ihr trotz aller redlichen Mühe, die ich mir gab, auch nicht den geringsten Vorteil gebracht, dagegen mit dem mir ausgesetzten, obschon nichts weniger als üppigen Gehalt eine schwere Last war, hatte ich mir, je länger die Zeit währte, immer eindringlicher sagen müssen. Für einen ehrliebenden Menschen ist eine derartige Situation unerträglich. Und dabei mußte ich zweifeln, ob es mir gelingen werde, auf die Dauer meinen eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Roman, Novelle, philosophische, ästhetische Essays, Reiseschilderungen, Kritisches aller Art, Exzerpte aus neuen interessanten wissenschaftlichen und änderen Werken, — alles hatte ich in den stets offenen Schlund meines Feuilleton geworfen, ohne doch seinen Hunger ausgiebig stillen zu können; ja, in meiner Verzweiflung schon ein und das andere Mal, heimlich errötend, zur Papierschere greifen müssen. Ich wollte das Erröten nicht verlernen; ich mußte ein Anerbieten akzeptieren, das mir von Otto Janke in Berlin gemacht war, der inzwischen auch die Problematischen Naturen und die früheren kleinen Romane in seinen Verlag genommen hatte.

In den ersten halkyonischen hannoverschen Tagen, mich des neugegründeten Herdes freuend, hoffend, daß hier, wo es so gut war, die Hütte, die ich mir

gebaut, lange Jahre stehen werde, war ich um Entlassung aus dem preußischen Staatsverbande eingekommen, die mir bereitwillig in Aussicht gestellt wurde. Nicht ebenso bereitwillig zeigte sich Staat und Stadt Hannover, mich aufzunehmen. Ich konnte nachweisen, daß ich in völlig rangierten Verhältnissen lebte, in meiner Heimat der Ehre des Offizierstandes gewürdigt war, hier in der besten Gesellschaft verkehrte — alles vergebens. Den zugezogenen Redakteur einer radikalen Zeitung, den Verfasser der Problematischen Naturen ziemte nicht das Indigenat, sondern eine Aufenthaltskarte, die man jederzeit zurücknehmen konnte. Weshalb denn auch hätte eine Verordnung, ich weiß nicht mehr aus welcher grauen Vergangenheit, existiert, welche wohllöblichem Magistrat zur Pflicht machte, „Schauspielern, Seiltänzern, Gauklern, Literaten und sonstigem Gesindel" den Aufenthalt in der Stadt an der Leine nur auf Widerruf zu gestatten?

So mußte ich noch dankbar sein, daß man mich zwei volle Jahre geduldet hatte, um mir jetzt meine inzwischen deponierten Legitimationspapiere mit größter Zuvorkommenheit zurückzugeben und mir Glück auf die Reise zu wünschen.

Nun, Glück kann man auf der Reise immer brauchen, zumal wenn sie mit Frau und Kindern unternommen wird in der Absicht, sich ein neues Heim zu schaffen, und es auf dem wildbewegten Meere zu finden hofft, das — Berlin heißt.

2. Post festum.

Es war ein herrliches Fest gewesen. Zu den Freunden, die es ihm in erster Linie bereitet, hatten sich viele gesellt, Damen und Herren, die er flüchtig oder auch gar nicht kannte, die aber durch ihr bloßes freundwilliges Erscheinen nicht wenig dazu beigetragen, daß die Sache so glänzend ausfiel. Nun war sie vorübergerauscht; die prachtvollen Blumen, mit denen man aus seiner Wohnung einen Wintergarten gemacht, waren verwelkt; die stolzen Palmen ließen, sich nach der Heimatsluft ihrer Gewächshäuser sehnend, die Blätter hängen; kunstvolle Adressen in kostbaren Mappen und sonstige höchst wertvolle Ehrengaben lagen, sorgsam geordnet, auf dem eigens für sie erlesenen Tisch; die massenhaften Telegramme und Briefe waren gesichtet und beantwortet — teils kollektiv, teils separat, wie es sich schicken wollte — der Jubilar saß wieder in seinem stillen Arbeitszimmer und suchte sich darüber klar zu werden, wie er zu all den Ehrungen eigentlich gekommen war.

Sicherlich halb gegen seinen Willen. Daß man seinen siebzigsten Geburtstag nicht ganz klanglos vorübergehen lassen würde, hatte ihm sein ahnungsvolles Gemüt gesagt; und er war entschlossen gewesen, dem, was sich da etwa, drohend für ihn, vorbereitete, auszuweichen — irgendwohin, nach Hamburg vielleicht, in sein liebes „Hôtel de l'Europe", aus dessen

Fenstern er nun schon so oft auf das Bassin der Binnenalster hinabgeblickt hatte, ruhevollen Herzens, sich nach Venedig träumend, wenn die weißen Häuserfronten drüben vom Frührotlicht überhaucht, durch den zarten Nebelflor über das stille Wasser herüberblickten, auf dem die flinken Fährboote geräuschlos kamen und gingen.

Man weiß, wie das Mark solcher Entschließungen beschaffen ist: „Aber, Fritz, was würden die Leute sagen! und mit Recht!" — „Aber, lieber Freund, das dürfen Sie uns nicht antun!" — Mein Gott, die Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschicks, wie machtlos sind sie im Vergleich mit so gütigem Zureden! In seinen Exzerptebüchern stand seit fünfzig Jahren ein Wort O. Feuillet's: „Heureux l'homme qui sait dire „non!" Seul il est vraiment maître de son temps, de sa fortune et de son honneur" — er hatte es noch immer nicht gelernt.

So war er — natürlich — geblieben.

Tat es ihm nachträglich leid?

Gott bewahre! Er hatte ein Großes, ihn Beglückendes und Erhebendes erlebt. Dennoch —

Dennoch wollte es in seiner Seele nicht ruhig werden, die von Jugend auf eine tüchtige Portion Skepsis beherbergt hatte. Mit dem Alter war die Portion nicht kleiner geworden.

Und das Alter — seine siebzig Jahre! Ja lieber Himmel, daß er sie nun hinter sich hatte, sein Verdienst war es doch wahrhaftig nicht. „Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld", die Iphigenie bei den Tantaliden so schmerzlich vermißt, schöne Tugenden, welche ein höheres Alter wenn nicht verbürgen, doch leichter ermöglichen sollen — er hatte sie nie auch

nur mit einigem Erfolge geübt. Ohne gerade, wie Gottfried von Berlichingen (der Autobiograph) von sich bekennt, „ein heilloser Mensch" gewesen zu sein, konnte er auf das Prädikat eines Tugendmusters zu keiner Zeit den geringsten Anspruch erheben. Von den leidigen drei W hatten ihm zwar die Würfel nicht viel anhaben können; aber die beiden anderen — die Macht, die er ihnen über sich einräumte, hatte er nie als Sklaverei empfunden, im Gegenteil! als eine Steigerung und Komplettierung seines Seins, dem durchaus nichts Menschliches fremd sein durfte, als etwas, dem das Laissez faire! zu gewähren, sein unveräußerliches Dichterrecht war.

Er war nämlich Dichter. Das heißt cum grano salis. Will sagen: er hatte in seinem langen Leben eine endlose Reihe von Romanen und Novellen geschrieben. Damit kann man, nach Schiller, die Halbbruderschaft des Dichters beanspruchen — non meno, aber auch non più. Außerdem ein halbes Dutzend, oder so, Dramen; aber auch sie in Prosa; mithin immer noch kein legitimes Permesso zum Parnaß. Dann freilich auch Gedichte in wohl oder übel geratenen Versen und Reimen. Aber sie hatten nur die „happy few" gelesen, wie der würdige Pfarrer von Wakefield die spärlichen Liebhaber seiner theologischen Streitschriften zu bezeichnen pflegte. Kurz, mit seiner Dichterwürde stand es mißlich. Dafür wurde er auf den Adressen der Briefe, die an ihn kamen, auf Wahl- und Steuerzetteln und sonstigen außeramtlichen und amtlichen Dokumenten so konsequent als Schriftsteller bezeichnet, daß er an dieser seiner Qualität kaum noch zweifeln durfte.

Aber sie allein konnte in der Sache des Festes

den Ausschlag nicht gegeben haben. Schriftsteller gibt es wie Sand am Meer. Unter ihnen welch fragwürdige Gestalten masculini und feminini generis! Die Qualität mußte durchaus wieder qualifiziert werden. Sagen wir also: verdienstvoller Schriftsteller.

Durfte er sich das epitheton ornans ohne Anmaßung zulegen? Oder, ohne zu erröten, gestatten, daß andere es ihm zulegten, wie es doch während des Festes von allen Seiten geschehen war?

Hier war das thema probandum, an dem sich seine Seele bereits seit einer Stunde abmühte, ohne wesentlich weiter gekommen zu sein.

Mit den siebzig Jahren hatte er aufgeräumt. Die verdankte er der freigebigen Natur. Aber eine ebenso freie Gabe der Natur war doch auch sein schriftstellerisches Talent, wenn er es denn wirklich besaß. Er konnte weit in sein Leben zurückblicken: immer war es ihm ein leichtes gewesen, für das, was ihm durch Kopf und Herz ging, schriftlichen oder mündlichen Ausdruck zu finden. Ein großes Glück für ihn! Es begegnete ihm so viel Außerordentliches, Mitteilenswertes! Zum Erstaunen seiner Eltern, Geschwister, Schulkameraden, der Mädchen in der Küche, des Kutschers im Stall, die er alle durch die Treuherzigkeit, mit der er die Sache vortrug, die realistischen Details, die anzubringen er stets bedacht war, zu Gläubigen seiner — Phantastereien machte. Wußte er selbst, daß es Phantastereien waren? Schwerlich. Und wenn schon: er konnte nicht anders. Aus dem Zwitschern der Vögel in dem morgenfrischen Garten; aus dem Krächzen der Krähen, die Abends um die Kirchtürme der altersgrauen Stadt schwärmten; aus dem Plätschern der Wellen an den Hafenmauern,

auf denen er oft stundenlang saß, träumend auf die bewegten Wasser blickend; aus Busch und Baum, dem Wogen der unendlichen Kornfelder — aus allen Elementen, zu jeder Zeit, an jedem Orte hörte er die geheimnisvoll vertrauten Stimmen der Geister, die ihm das Geleite durch das Leben geben zu wollen schienen.

Gegeben haben, sagte sich jetzt der nachdenkliche Jubilar. War es doch immer dasselbe geblieben: auf der Schulbank, der Universität; ob er des „Königs Rock" zeitweise trug oder dauernd den des „Privatgelehrten" (wie man damals titellose Literaten in Leipzig zu nennen pflegte) — immer dasselbe: stets hatte er dies Doppelleben gelebt: eines, wie das der anderen, mit den anderen Menschen; daneben eines für sich, als sein ausschließlich eigenes. Und das ihm sehr viel wichtiger und sehr viel interessanter war, als das erste, weil es ihm die klaffenden Lücken, die jenes ließ, willig füllte; die dürftigen Gestalten, die jenes bot, wohltuend steigerte, mit kräftigeren Farben schmückte. Und in das er deshalb den Schwerpunkt seiner geistigen Existenz mit einer Energie rückte, welche für ihn das normale Verhältnis umkehrte, so daß er hier die Wirklichkeit, dort nur ein Schattenspiel an der Wand sah.

In der Mehrzahl der vielen Aufsätze, die gelegentlich seines Jubiläums Zeitungen und Zeitschriften gebracht, stand zu lesen: er habe sich erst nach langem Schwanken für seinen Beruf entschieden, sei infolgedessen viel später, als sonst wohl andere, in ihn eingetreten. Er mußte lächeln: als zehnjähriger Junge hatte er sein erstes Drama (in fünf Akten) geschrieben; alte Schulkameraden hatten ihm zu seinem

Fest Verse geschickt, die der Quartaner ihnen während der Schulstunden in das Diarium gekritzelt und die sie — Gott weiß warum — treulich aufbewahrt hatten. Der Sekundaner hatte die Klasse geschwänzt, weil er sonst die lange Novelle, mit der er das von ihm gestiftete literarische Kränzchen am Sonntag regalieren wollte, nicht fertig brachte — und er sollte über seinen Beruf im Unklaren gewesen sein! Als ob Nansen darum weniger gewußt hätte, wo er den Pol zu suchen hatte, weil Packeis und sonstige unliebsame Hindernisse sich zwischen ihn und sein Ziel schoben! Freilich, den prickelnden Ehrgeiz, sich gedruckt zu sehen, hatte er nie verspürt, selbst in dem Augenblicke nicht, als er die Scheu davor überwand, getrieben von der necessitas, deren grausame Härte er schmerzlich empfand, unter deren ehernes Joch er nur unwillig den trotzigen Nacken bog. Dann freilich — ade, süße Heimlichkeit! ade, „Schleier der Nacht"! — „am Tage bloß" — wehe! wehe!

Also ein Gewerbe! Also er einer vom Metier, aber doch mit einem starken Rest des alten Vogelprivilegiums, zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, ohne den Kuckuck danach zu fragen, ob andern der Gesang gefällt oder nicht. Das konnte nicht anders sein bei einem, der, wie viel er sich auch von frühester Jugend in der Gesellschaft umgetrieben, seelisch immer in tiefer Einsamkeit gelebt hatte und fortfuhr, so zu leben. Der Indianer, der die Ansiedlungen der Blaßgesichter sorgsam meidet, tut es ja nicht aus Stolz, sondern aus angeborener, instinktiver Scheu. So hätte er ebenso gern silberne Löffel gestohlen, als einen Schritt zu Gustav Freytag getan, dem weitaus Ersten damals auf dem deutschen Par-

naß, der monatelag in Leipzig residierte; oder sich Julian Schmidt vorstellen lassen, trotzdem er Jahre hindurch im „Hôtel de Saxe" mit ihm an derselben Table d'hôte saß und aß. Bis dann endlich ein gemeinsamer Bekannter, der biedere Seybel (er übersetzte trotz seiner mehr als oberflächlichen Kenntnis des Englischen den Dickens und nahm nie ein Lexikon zur Hand, „sich die Unbefangenheit seiner Auffassung nicht trüben zu lassen"), die Bekanntschaft vermittelte. Was konnte das einem nützen, dem die Natur das Organ der Kameraderie gänzlich versagt zu haben schien, daß er es fertig brachte, die eben ausgegebenen „Fabier" des Olympiers in des prächtigen Kolatscheks „Monatsheften" als ein poesieloses, konfuses Werk greulich zu reißen! Durfte er sich wundern, wenn durch solche Freveltat das mürbe Tischtuch zwischen ihm und der allmächtigen „Grenzboten"-Partei für immer zerschnitten war?

Der ruchlose Mensch wunderte sich nicht; er atmete sogar erleichtert auf; der so flüchtige Verkehr mit den Blaßgesichtern war ihm bereits stark auf die wilden Nerven gefallen.

Wenn er auch mittlerweile den früheren Naturgesang in eine Kunst umgewandelt hatte, die er nach einer bestimmten Methode trieb. Nach einer sehr strengen sogar, an der er mit um so zäherer Konsequenz festhielt, als sie das Resultat eifrigen Nachdenkens, der theoretische Niederschlag nun bereits langjähriger praktischer Übung, und er — wie das bei Autodidakten zu sein pflegt — von ihrer Richtigkeit festiglich überzeugt war. Er war wirklich hier sein eigener Lehrer gewesen, völlig self made

man. Auf welches Magisters Worte hätte er auch wohl schwören sollen? Ließen ihn in diesem Kardinalpunkte doch alle, selbst die Größten, im Stich! Irrten in Theorie und Praxis von dem Wege ab, in welchem er einzig und allein den zum Ziele führenden sah! Zu dem aufs innigste zu wünschenden Ziel: den Roman aus seiner selbstverschuldeten prosaischen Erniedrigung zu der Höhe eines reinen Kunstwerkes zu erheben.

Hatte er überhaupt Lehrer gehabt? Wie man es nehmen will. Homer, Sophokles, Cervantes, Shakespeare, Goethe, Walter Scott — gewiß hatte er zu ihren Füßen gesessen, verdankte ihnen Unendliches; aber ebenso gewiß mehr im Sinne der Anregung, der Erhöhung seines Geistesniveaus, als in dem des Beispieles, das zur Nachahmung reizt. Hätte ihn nicht schon sein stolzer Unabhängigkeitstrieb gegen eine solche Regung unempfindlich gemacht, so würde ihn sein bon sens geschützt haben, der ihm sagte: ihnen nachahmen wollen, heißt, den Zirkel quadrieren: Sonnen, deren Spezialität noch im kleinsten Strahl empfunden wird, noch einmal schaffen wollen.

Und die anderen? Die dii minorum gentium? Er ließ sie Revue passieren, betrachtete sie wie Landschaften, die man durch das Fenster des vorüberrollenden Eisenbahnwagens sieht. Hie und da interessiert einen lebhaft eine Einzelheit, gelegentlich auch wohl das Ganze. Aber da wohnen? Nein! Man weiß zu genau, daß man sich nicht akklimatisieren könnte, sich nach der Heimat zurücksehnen würde, man an die Heimatsscholle geheftet ist.

Aber was dem einen recht, ist dem andern billig.

Nahm er nur ein mäßiges Interesse an dem Schaffen der anderen, weshalb sollten sie ein lebhaftes an dem seinen empfinden? Mußte er ihre Methode verurteilen, warum sollten sie die seine gutheißen? Konnte er verlangen, daß sie sich in seinem heimatlichen Klima behaglicher fühlten als er in dem ihren? Er war auch weit entfernt davon, so Törichtes zu verlangen; fand es vielmehr ganz in der Ordnung, daß die Zahl derer, die mit ihm gehen mochten, von Anfang an eine im Verhältnis zu der Gefolgschaft anderer kleine war und auch später sich nicht eben wesentlich vergrößerte.

Wenn er dafür einer Entschädigung bedurfte, so gewährte sie ihm das Ausland: Amerika und besonders Rußland, wo man erklärte, daß er seinen Platz unmittelbar neben den gelesensten einheimischen Schriftstellern habe. Ihm wohl erklärlich. Er war ein geborener Tyrannenhasser, Hasser alles dessen, was nach Autokratie schmeckt. So war nicht der einzelne Adelige, der vielleicht sein lieber Freund war, wohl aber die Adels-Institution als solche ihm gründlich widerwärtig. Daß die Republik die Panacée für alle sozialen Schäden sei, glaubte er keinen Augenblick, dennoch sah er in ihr die einzige, eines mündigen Volkes würdige Staatsform. Religion war für ihn Privatsache, wie für die ersten Christen. Über die seelisch-sittlichen Qualitäten, die den Menschen zum Christen machen, hatte er seine besonderen Ansichten, die von denen der Kirche gerade in den entscheidenden Punkten beträchtlich abwichen. Alles in allem war sein politisch-religiöses Programm das des linkesten Flügels der Radikalen der Paulskirche von 1848, modifiziert durch die Erfahrungen eines

halben Jahrhunderts, die ihn aber nicht weiter nach rechts, sondern nach links gedrängt hatten, so weit, daß er mit den Sozialdemokraten die bestehende staatliche und wirtschaftliche Ordnung ohne die einschneidendsten Veränderungen auf die Dauer für unhaltbar ansah.

Solche Ansichten verstand man in Rußland, auch in den Kreisen der Gebildeten, die das Hauptkontingent seiner Leser stellten. In denen ganz besonders. In Deutschland hatte sich hierin ein Umschwung vollzogen, der nicht zu seinen Gunsten war. Die Aufrichtung des deutschen Reiches, die auch er mit Freuden begrüßt, war Vielen eine Abschlagszahlung gewesen, für die sie willig einen beträchtlichen Posten von der liberalen Rechnung, die sie einstmals der Regierung präsentiert hatten, streichen zu dürfen glaubten. Da er von diesem Abstrich nichts wissen wollte, vielmehr der Meinung war, es habe das Volk, das mit Strömen seines Blutes den Einheitsbau gekittet, jetzt doppelt und dreifach das Recht, die Einrichtung im Innern nach seinen Wünschen und Bedürfnissen zu treffen, und er diese Überzeugung, wie er es gewohnt, mit Freimut nachdrücklich aussprach, gelangte er in den Ruf eines Mannes, der, wie er nichts vergessen, so auch nichts gelernt habe. Das entfremdete ihm viele alte Freunde und erwarb ihm keine neuen, die er nur in Kreisen hätte finden können, von welchen ihn jener Riß trennte, der zum ungeheuren Schaden beider Teile durch die Bildung unseres Volkes geht, und den zu beseitigen die Aufgabe und schwere Arbeit des kommenden Jahrhunderts sein wird.

Hiezu kam ein anderes. Ungefähr gleichzeitig

mit der neuen Konstellation der politischen Verhältnisse, wesentlich auch als deren Folge, begann sich ein Umschwung in der Literatur zu vollziehen, der freilich vom Auslande inauguriert und importiert war, aber in dem nachahmungssüchtigen Deutschland einen überaus dankbaren Boden fand. Wenn man den Heißspornen der Bewegung glauben wollte, sollte sie die Literatur (und Kunst) von Grund aus revolutionieren, Inhalt und Form gleicherweise völlig neu gestalten.

Er war, als die ersten Sturmwellen mit einer Heftigkeit heranbrandeten, gegen die jeder Widerstand zwecklos schien, längst kein junger Mann mehr, stand fest in seinen ästhetischen Prinzipien, wußte aus langjähriger Erfahrung, was seine Natur willig hergab, was sie ihm hartnäckig verweigerte, und hatte daraufhin seine Technik und Praxis eingerichtet. Wie es mit der Naturtreue stand, welche die Neuerer auf ihre Fahne geschrieben und die ihnen als die conditio sine qua non galt, wußte er nicht seit gestern. Wußte, daß die Natur dem Künstler die Annäherung an die Natur nur bis auf eine gewisse Entfernung verstattet, und er, wenn er diese nicht respektiert, sicher sein kann, aus der Kunst herauszufallen und für das Panoptikum zu arbeiten. Abgesehen von diesem Kardinalpunkt, der ihm als unverrückbar galt, konnte er mit vielen Forderungen des neuen Programmes sehr wohl harmonieren. In der Tat war es ihm gar kein neues. Die Phrase sollte aus der Kunst schwinden — er war nie ein Phraseur gewesen. Was der Künstler dachte und fühlte, sollte er auch darstellen, in der Darstellung bis an die äußerste Grenze

gehen dürfen — er hatte mit seinen Gedanken und Gefühlen nie Versteckens gespielt, sich in der Darstellung zum Graus so vieler zaghafter Seelen ein beträchtliches Stück über seine unmittelbaren Vorgänger hinausgewagt. Und was die demokratische Forderung betraf, auf welche die Neuerer pochten und der sie zu genügen glaubten, wenn sie das Elend des kleinen Mannes möglichst schwarz malten — er hatte nichts gegen die Erweiterung des Stoffgebietes durch Eroberung einer Domäne, die ihm verschlossen war; er, der auf einem andern Teile des Schlachtfeldes seinen Speer so weit in das Heer der Gegner geschleudert hatte!

Sodann hätte man meinen sollen, die junge Kriegerschar würde ihn, wenn nicht als einen Vorkämpfer ehren, so doch mindestens als einen der ihren gelten lassen. Das Gegenteil trat ein. Er wurde der Zielpunkt ihrer heftigsten Angriffe, wenn man nicht vorzog, ihn von Stunde an völlig zu ignorieren und sich so den Beweis zu ersparen, daß er zu dem alten Eisen gehöre. Es focht ihn nicht an. Er murmelte kein zorniges Ex ossibus meis, schon deshalb nicht, weil er seine Gliedmaßen noch ganz gut beisammen zu haben glaubte; bewies vielmehr seine Teilnahme an der Bewegung dadurch, daß er das Gute, daß sie zeitigte, willig anerkannte, warm empfahl; allerdings dann auch vor Extravaganzen warnte, in denen er eine Schädigung der gemeinsamen Sache sah. Und wo er fand, daß die neue Methode der von ihm geübten überlegen war, versuchte er es gern mit ihr, sich freuend, wenn der Versuch gelang, daß er noch immer nicht zu alt zum Lernen war.

So fand ihn sein siebzigster Geburtstag, und etwas ihn aufs höchste Überraschendes geschah. Er, der sich einsam glaubte, wie die Lessing'sche Windmühle vor dem Dorfe, die zu niemandem und zu der niemand kam, sah sich plötzlich inmitten einer großen Schar, aus der ihm von allen Seiten Glückwünsche entgegenschallten, an deren Aufrichtigkeit er nicht zweifeln konnte. In der Schar nicht wenige, die er für seine prinzipiellen Gegner halten mußte, und welche, als nicht minder prinzipientreue Männer, es auch post festum bleiben würden.

Sie alle sagten, und aus den gehaltenen Reden, den Adressen und Zuschriften aller Art tönte es wieder: er habe sich um die Literatur verdient gemacht.

In dem Kopf des alten Skeptikers fing es an zu rumoren. Etwas mußte doch an der Sache sein; so viele tüchtige, nachdenkliche Männer konnten sich doch unmöglich völlig geirrt haben; und womöglich noch unmöglicher war es, daß sie gegen ihre Überzeugung hätten sprechen sollen.

Und eine große Rührung überkam ihn. Er empfand stärker als je das Schöne und Erhabene der Solidarität, welche in der Republik der Literatur, auf deren Markt es oft so laut und stürmisch hergeht, nicht minder herrscht, als in einer wohl disziplinierten Armee, in der man einem alten Offizier bei schicklicher Gelegenheit hohe Ehrungen erweist, auch wenn er sich während einer langen Dienstzeit durchaus nicht als ein Moltke erwiesen hatte, nichts weiter gewesen war als ein strammer Soldat, der redlich seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit tat, immer der Fahne getreu, nie ein Streber oder Kriecher,

ein guter Kamerad, gegen Höherstehende reserviert, gegen Tieferstehende ohne Affektation entgegenkommend. Und was diese literarischen Ehrungen hoch über jene militärischen hebt: daß kein oberster Kriegsherr sie befiehlt, sie völlig spontan sind, der Ausdruck einer Kameradschaftlichkeit, die völlig echt ist, weil sie andernfalls keinen Ausdruck suchen und finden würde.

Dem alten Grübler in seinem stillen Studienzimmer wollten die Augen übergehen. Aber gewohnt, wie er es seit einem halben Jahrhundert war, was ihn innerlich tief bewegte, in Worte und aufs Papier zu bringen, nahm er die Feder und schrieb:

An meine lieben Mitgesellen.

Mein eigen Selbst hartnäckig zu bewahren,
Darauf allein gerichtet war mein Sinn:
„Ich will nichts andres sein, als was ich bin" —
So sprach, so trieb ich es in jungen Jahren.

Nicht Freude schuf es mir. Ich sollt' erfahren:
Lebst du dir selbst, des hast du kein Gewinn;
An eine große Sache gib dich hin;
Sei einer nur von ihrer Ritter Scharen!

Da hab' ich alle Kraft geweiht der Kunst
Und all mein Träumen, Grübeln, Denken, Sinnen;
Hab' für mich selbst nichts eigen mehr behalten,

Stets nur bedacht, zu planen, zu gestalten.
Und sollte so das Höchste mir gewinnen:
Der lieben Mitgesellen Lob und Gunst.





II. Literarisches.





1. Faust und Nathan.*)

In dem Allerheiligsten des Tempels deutscher Poesie treten zu dem Neophyten zwei Gestalten, deren Anblick sein junges Herz mit schauernder Ehrfurcht und doch auch wieder mit einem Entzücken erfüllt, wie er es nie vorher gekannt, geahnt; zwei Gestalten, vor denen alle andern, die dem Jünger bis dahin als die höchsten galten, in den Hintergrund treten, um fortan, nicht als einzige, aber als unbestritten erste, seine Begleiter durch das Leben zu sein: diese beiden Gestalten sind: Faust und Nathan.

Und in der Tat: keines der Ideale, die des Dichters Auge schaute, kann sich mit jenen messen, nicht der geharnischte Wallenstein, nicht der biedere Götz, nicht der wackre Tell, und welchen klangvollen Namen eines anerkannten Lieblings der Nation man sonst noch nennen möchte: sie alle umfließt nicht die Hoheit und der Glanz, der von jenen ausstrahlt; es haftet ihnen gleichsam noch etwas von der Prosa der Wirklichkeit an; auf keinen Fall sind sie im stande, so ganz, wie jene, unsre Phantasie zu bezaubern, unser Gemüt in seiner tiefsten Tiefe aufzuregen, unsre Seele zu erfüllen. Ich kenne nur eine Gestalt der Poesie, die jenen beiden, in Hinsicht der Genialität der Erfindung und der Unermeßlichkeit

*) Ein Vortrag, gehalten im Saale des Berliner Handwerker-Vereins am 13. Dezember 1866.

des geistigen Gehaltes gleich käme: Hamlet, der aber wieder seine innige Verwandtschaft mit seinem deutschen Doppelgänger nicht verleugnen kann.

Faust und Nathan!

Ich nannte und nenne den Faust zuerst, vorläufig deshalb, weil wohl jeder von uns den Schwärmer früher als den Weisen kennen lernte. Wohl für jeden von uns gab es eine Zeit, wo uns der Faust wie ein vielgeliebter älterer Bruder war, der alles schon in seinem edlen Herzen erfahren und erduldet hatte, was wir selbst mit neugierigem Grausen zu erfahren, zu erdulden wünschten, hofften, ja vielleicht — in jugendlicher Eitelkeit! — bereits erfahren, erduldet zu haben wähnten. — Ein Bruder, selbst ein älterer, war uns Nathan nie. Er schritt an unsrer Seite wie ein Vater, ein Lehrer — ein sehr geliebter Vater, dessen reinem Wandel wir nacheifern; ein tief verehrter Lehrer, dessen milder Weisheit wir andachtsvoll lauschen, bis einst der hochbeglückte Tag kommt, wo der Vater uns an das Herz drückt und uns Freund nennt, wo der Lehrer uns in die Arme schließt und uns sagt, daß wir fortan Schüler nicht mehr heißen sollen, heißen dürfen.

Faust und Nathan! Wie verschieden, wie grundverschieden ist die Art der Wirkung, die sie auf uns ausüben, und wie gleich, wie vollkommen gleich die Höhe der Wirkung, die Macht, mit der sie uns fesseln, halten, so daß wir kaum ein poetisches Werk neben sie, keines über sie stellen können. Ja und noch mehr! nicht bloß, daß zwei so grundverschiedene Dichtungen wie der Faust, den man mit Fug und Recht die Tragödie der Tragödien nennen kann, und der Nathan, dem Schiller nur noch wenig an einer

Komödie zu fehlen schien, sich in der Allgewalt ihrer Wirkung ebenbürtig sind — es muß auch noch irgendwie eine Wahlverwandtschaft gewiß nicht des Stoffes und der Behandlung, aber vielleicht der tiefsten Tiefe ihrer Idee — stattfinden, welche bewirkt, daß wir kaum den einen Namen nennen können, ohne daß der andre mit anklingt.

Wenn Sie, verehrte Anwesende, nur mit mir versuchen wollen, dem Geheimnis dieser Verwandtschaft auf die Spur zu kommen, so denken Sie, ich bitte, wenn von dem Faust die Rede ist, nur immer an den ersten Teil der Tragödie. Ich werde Ihnen die Gründe hernach nicht vorenthalten; für jetzt lassen Sie uns, das Wunder des herrlichen Zusammenklanges noch wunderbarer zu machen, den Unterschied, ja den vollkommenen Gegensatz, der zwischen den beiden Dichtungen zu bestehen scheint, scharf ins Auge fassen.

Ist es doch, als ob, ehe noch hier oder dort ein Wort gesprochen ist, wenn der Vorhang nur eben in die Höhe geht, die bloße Andeutung der Szenerie ein für allemal den Fundamental-Unterschied fixierte: „Erster Aufzug, erster Auftritt: Flur in Nathans Hause. Nathan von der Reise kommend". — Ein luftiger orientalischer Flur, in welchem jedenfalls ein Springbrunnen geplätschert hat; der Hausherr von der Reise kommend, und von welcher Reise?

„Hab' ich denn", fragt Nathan,
„eher wiederkommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Ist von Jerusalem, wie ich den Weg
Seitab, bald rechts, bald links, zu nehmen bin
Genötigt worden, gut zweihundert Meilen."

Babylon, Jerusalem! Der Jordan, der Euphrat und der Tigris! und im Hintergrunde Indien und der Ganges! Der gelbe Wüstensand, aber auch die Wunder des Orients; der heiße Samum vielleicht, gewiß aber der frische Wind, der mit weit ausgespannten Schwingen über das Sandmeer streicht — und Sonnenschein, unendlicher Sonnenschein, den die Seele trinkt, bis sie ganz davon erfüllt ist. Die Seele mit diesem goldnen Schein erfüllt, seine ganze Erscheinung noch von diesem goldnen Schein umflossen — so tritt der mutige, rastlose Kaufmann, wie er eben vom Kamel oder Roß gestiegen, in den springbrunndurchplätscherten Flur seines Hauses.

Und nun geht der Vorhang abermals in die Höhe. „Nacht. In einem hochgewölbten, engen, gotischen Zimmer Faust unruhig auf seinem Sessel". Armer Faust! Auch er kommt von einer Reise, von einer langen Reise durch viele hunderte von philosophischen, juristischen, medizinischen und leider auch theologischen Scharteken; an Staub hat es nicht gefehlt, aber es war Bücherstaub; statt der Himmelsdecke über seinem Haupte die hohe Wölbung seines engen Zimmers; statt des Windes, der durch Rosengärten von Damaskus oder über die weite Wüste weht, die dumpfe, eingeschlossene Luft zwischen feuchten Mauern und der betäubende Duft modernden Papiers. Und da sitzt er nun, unruhig auf seinem Sessel, mit heißer Stirn und fiebernden Schläfen, und flucht seinem Kerker, „wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht", und schmachtet darnach, sich in dem Tau des Mondes von allem Wissensqualm gesund zu baden.

So ist der erste Blick in diese beiden Welten verschieden wie Tag und Nacht, wie Süd und Nord, Occident und Orient; und wie sich auch das Bild erweitert und wie auch die Szenerie wechselt, es bleibt der melancholisch-nächtige Hintergrund hier, der sonnig lachende dort. Im Faust das nebelverdüsterte Deutschland des sechszehnten Jahrhunderts mit seiner „Straßen quetschender Enge, seiner Kirchen ehrwürdiger Nacht", aus der wir höchstens einmal auf einem Spaziergange in das glanzlose Licht eines nordischen Frühlingstages gebracht werden. Sonst alles eng und bürgerlich beschränkt, wie Margaretens Stübchen und Marthas Gärtchen; dumpf und beklommen, wie die Luft in Auerbachs Keller, oder des Kerkers, wo das arme Gretchen auf ihrem Stroh mit den Ketten rasselt. Niemals ein Blick in das große historische Leben, auf das überall die Perspektive im Nathan so herzerquickend deutet: in unmittelbarer Nähe des Auferstandenen Grab, und weiter: die luftigen Häuser, die Prachtpaläste, die goldnen Tempel von Jerusalem, von Jerusalem, wo sich in diesem Augenblick der Occident und der Orient in einem ungeheuren weltgeschichtlichen Kampf begegnen, der nun eben erst durch einen kurzen Waffenstillstand unterbrochen ist. Und über Jerusalem herrschend auf seinem Throne, den er der Schneide seines guten Schwertes verdankt, der mächtige Saladin. Andre glänzendste historische Namen klingen an unser Ohr: Friedrich Barbarossa, Richard mit dem Löwenherz! So ist alles schön, prächtig und reich, luftig und weit; durch das ganze Gedicht wandelt man unter Palmen. Wenn man im Faust fortwährend aus der Ferne das dumpfe Geläute

der Glocken zu vernehmen glaubt, zwischen deren Bimm und Baum dem alten Faust das Leben wie „ein verschollener Traum" zu liegen scheint, ist der Nathan gleichsam durchhellt von jenem melodischen Ruf, der in der rosigen Morgendämmerung von den Minarets herab durch das Schweigen orientalischer Städte tönt: Alla—hu—akbar: Gott ist groß!

Wenn schon so bei dem ersten flüchtigen Blick Licht und Schatten so ungleich auf die beiden Bilder verteilt sind, vertieft sich dieser Eindruck noch, sobald wir das Auge von dem Hintergrund und der Szenerie auf die handelnden Personen im Vordergrunde werfen. Verstatten Sie mir, diese Personen, in etwas willkürlicher Reihenfolge, an Ihnen vorüberzuführen; und wäre es auch nur um zu sehen, wie sich so allbekannte und allgeliebte Gestalten ausnehmen, wenn man sie, zu zwei und zwei dicht nebeneinander, unter denselben Gesichtswinkel stellt.

Für Saladin und Sittah im Nathan, die fürstlichen Geschwister, gibt es keine Pendants im Faust. Ihresgleichen hätte dort keine Stelle. In einer Stadt und einem Staat, wo die Saladins herrschen, die nur ein Pferd, ein Kleid, ein Schwert zu haben brauchen, um eine Welt in Waffen nicht zu fürchten, gedeihen Faustsche Träumer nicht. Unter den Saladins treiben die Fauste Finanzwissenschaft und Staatsökonomie, oder gürten das Schwert um, steigen aufs Roß und lüften sich die beklommene Brust im Gefechte. — Und Sittah, du Verständige, Gute, du hättest gewiß mit deinen klugen Augen, die so ruhig blicken und soweit tragen, das arme Gretchen noch zur rechten Zeit auf ihrem Kerker-

stroh entdeckt; hättest ihr die Fesseln abgenommen, hättest sie an dein Herz gezogen, ihr die Tränen von den gramesdüstern Augen geküßt; sie gebeten, deine Schwester zu sein; ihr gesagt, daß sie es sein dürfe — trotz alledem.

Armes Gretchen — sie fand keine kluge, liebevolle Sittah zur rechten Zeit, wie die glücklichere Recha; glücklicher ach! in jeder Beziehung. Nur in Jugend, Schönheit und Herzensgüte sind sich die lieben Kinder gleich; damit endet aber auch die Ähnlichkeit. Armut dort, mit allen ihren Gefahren, — Reichtum hier mit allen seinen Vorteilen; dem armen deutschen Bürgermädchen eine gute, aber wohl sicherlich beschränkte, von Vorurteilen, Aberglauben befangene Mutter, — der reichen Orientalin ein Vater, den alles Volk den Weisen nennt. Und die Tochter ist des Vaters treffliche Schülerin!

„Mein Vater“, spricht sie einmal, „wenn ich irr',
ihr wißt, ich irre
Nicht gern.“

Und ein andermal zu Daja:

„Was tat er dir, den Samen der Vernunft,
Den er so rein in meine Seele streute,
Mit deines Landes Unkraut — oder Blumen
So gern zu mischen.“

Auch Recha ist keine Buchgelehrte. Was sie weiß, weiß sie allein aus ihres Vaters Munde, und könnte bei dem meisten auch noch sagen, wie? wo? warum? er sie's gelehrt; aber wie klar sind ihre Begriffe, wie scharf ist ihr Verstand, wie zierlich weiß sie die Worte zu setzen, wie gewandt zu disputieren! Gretchen ist tief befangen in ihrem Kirchenglauben; der Skepsis des Geliebten hat sie nichts gegenüber-

zustellen, als ihr: „Das ist nicht recht, man muß dran glauben". Recha ist frei von jedem Dogma; ihr ist die Lehre tröstlich, „daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt"; und als sie sich in der fieberhaften Erregung nach einer Szene, wo es sich um Tod und Leben handelte, von Daja hat bereden lassen, in einem Menschen ein überirdisches Wesen zu sehen, kommt sie sehr bald zur Besinnung; schämt sich im Herzen vor ihrem Vater „der Poesie", und nennt sich selber „eine Närrin". Wie charakteristisch ist es für das geistvolle Judenmädchen, daß sie sich mit dem leis erreglichen Gefühl hochgebildeter Naturen so schnell hinreißen läßt, dann aber auch ebensoschnell wieder zur Besinnung kommt. Ob der Dichter, indem er Rechas Schwärmerei für den Tempelherrn sich so bald abkühlen läßt, nur die Absicht gehabt hat, der glücklich-leichten Lösung des Verhältnisses zwischen den jungen Leuten, die sich hernach als Geschwister umarmen sollen, vorzuarbeiten — bleibe hier dahingestellt. Jedenfalls müssen wir ihm dafür Dank wissen, und jedenfalls kann der Gegensatz zwischen dieser kühlen Recha-Liebe und der heißen Leidenschaft Gretchens nicht größer sein. Ja, um so größer ist dieser Gegensatz, als das naive, unreflektierende Gretchen sich erst allmählich in diese Leidenschaft hineinsingt und sinnt und träumt, bis dann freilich ihre Seele davon erfüllt ist, wie ein Tautropfen vom Sonnenschein, bis sie dann ihr alles an diese leidenschaftliche Liebe setzt und in dieser allesverschlingenden, maßlosen Leidenschaft zu Grunde geht.

Recha und Gretchen ähneln sich ungefähr so weit,

wie sich ihre Brüder: der Tempelherr und Valen-
tin ähneln. Es ist etwas Kurzangebundenes, Ge-
rades, Kriegsmännisches in beiden, aber der eine
ist ein Herrensohn und Soldat des stolzen Ordens
der Templer, der, wie er es gewagt hat, den mäch-
tigen Sultan Saladin zu bekriegen, auch vor den
Sultan wie vor seinesgleichen tritt, ohne das stolze
Auge niederzuschlagen; der andre, der Bürgers-
sohn, ist freilich auch „Soldat", aber für wen und
gegen wen er kämpft, hat der Dichter nicht für nötig
erachtet, uns mitzuteilen. Es kommt auch wenig
darauf an, wes Brot der Landsknecht gegessen und
wes Lied er gesungen hat! Aber unter dem Leder-
koller schlägt ein gar heißes Herz, das ihn als den
echten Bruder Gretchens ausweist; ein Herz, das in
seiner rauhen Liebe sich auch kein Maß zu finden
weiß. Freilich ist er nur ihr Bruder, doch könnte
er, Hamlets Worte umkehrend, von sich sagen: Ich
liebte Gretchen; vierzigtausend Liebhaber mit ihrem
ganzen Maß von Liebe hätten nicht meine Summ'
erreicht. Aber Sagen und Reden ist nicht seine Sache.
Das heiße Herz mit Gram und Scham und Zorn
füllen bis an den Rand; auf der menschenleeren
Gasse schildern vor der unglücklichen Schwester Tür;
vom Leder ziehen, wenn der vermaledeite Ratten-
fänger naht, und das Leben frisch in die Schanze
schlagen, wenn nicht für der Schwester Ehre, so
doch für die eigne — das ist seine Natur und sein
Schicksal, und damit stirbt er „als Soldat und brav".
Gretchen konnte keinen andern Bruder haben als
den Valentin.

Aber auch Recha wird mit ihrem Bruder zu-
frieden gewesen sein. Auch sie ähneln sich in mehr

als einer Hinsicht. In beiden das aufrichtige, ehrliche Streben nach dem Wahren; in beiden der Drang, sich über die wichtigen Fragen klar zu werden. Der Tempelherr hat einen weiten historischen Blick; er ist reich an philosophischen Aperçus; das berühmte Wort: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten" ist aus seinem Munde. Der Tropfen Melancholie in seinem Blut wird unter dem heitern Himmel Palästinas wohl ganz verschwinden; in Nathans Gesellschaft wird er lernen, weniger leicht aufzubrausen, und wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß sein Ausruf, als er in der Geliebten die Schwester entdeckt: „Ihr gebt mir mehr, als ihr mir nehmt, unendlich mehr!" nicht ernstlich gemeint ist. Sonderbar! hier verwandelt sich der Liebhaber ohne große Herzenskämpfe in den Bruder, während dort die Liebe zur Schwester sich im Bruder fast zur Höhe der Liebesleidenschaft steigert, und er in dieser Liebe, durch diese Liebe, wie ein unglücklich Liebender von der Hand des Nebenbuhlers, seinen Tod findet.

Ein anderes Paar: Al Hafi, der Derwisch und Wagner, der Famulus! Lächeln Sie nicht über diese Zusammenstellung; ich will Ihnen das tertium comparationis: den Vergleichungspunkt nicht schuldig bleiben. Ja: es gibt solcher Punkte mehrere. Zuerst: sie sind die Gesellschafter und bis zu einem gewissen Punkt auch die Freunde und Vertrauten der Helden. Nathan wird mit Al Hafi annähernd so viele Partien Schach gespielt, als Faust mit Wagner schweinsledergebundene grundgelehrte Tröster gelesen, und zwischendurch philosophische Gespräche geführt haben. Das aber wäre nur eine äußerliche Ähnlichkeit, eine

Ähnlichkeit des Verhältnisses, der Situation. Der andre Punkt ist wichtiger: sie sind beide in ihrer Art Fanatiker: Al Hafi der Freiheit, Wagner der Gelehrsamkeit. Wagner klebt an dem Pünktchen über dem i, Al Hafi gilt das Zeichen gar nichts, nur auf die Sache kommt es ihm an. Wagner schmachtet nach Büchern und vergräbt sich dazu in sein Museum, Al Hafi nach Menschen, die er nur am Ganges finden zu können glaubt. Ja, sie sind, jeder in seiner Art, Pedanten: dem gelehrten Wagner ist die Natur viel zu natürlich: er realisiert zuletzt seinen Begriff vom Menschen in dem Homunculus der Phiole; dem Freigeist Al Hafi dagegen ist die Natur noch immer nicht natürlich genug; er will den Menschen, den Urmenschen, den er nicht zu haben glaubt, solange ihm noch der letzte Fetzen des Bettlerkleides sein nacktes Ideal bedeckt.

Daja und Martha! gegen dies Doppelbild wird niemand von ihnen Einspruch erheben, und doch! wie bitter Unrecht tut man im Grunde der guten Daja, wenn man sie in die Gesellschaft der Martha bringt! Martha hat zu lange in Winkelgäßchen gelebt und zu oft mit den Gevatterinnen am Brunnen geschwatzt, die man auf dem einen von Kaulbachs Gretchenbildern durch den Mauerbogen sieht; Daja ist eine reinliche Natur, ja, ich fürchte, eine von denen, welche den anderen mit ihrer Akkuratesse manchmal recht unbequem werden können. Selbst ihre Sucht, Recha bekehren zu wollen, beweist nichts gegen die Güte ihres Herzens: im Gegenteil!

. . Die arme Frau, ...

Ist eine Christin; — muß aus Liebe quälen.

In Marthas Signalement befindet sich von der

Hand jemandes, der sich darauf verstehen muß, eine besondere Bemerkung über ihre Auserlesenheit zu einem gewissen Wesen, die ihren guten Ruf für immer untergraben hat; in Betreff Dajas darf man sich nicht an die unüberlegten Äußerungen des mißgestimmten Tempelherrn halten. Für sie spricht zweierlei: einmal, daß ihr der „weise" Nathan einen großen Teil der Erziehung seines geliebten Kindes übergeben konnte, und zweitens, daß die kluge, scharfsinnige Recha ihr so von Herzen zugetan ist, sie hundertmal ihre „liebe" Daja, „gute" Daja und nur einmal ihre „gute, böse" Daja nennt. Mit diesen beiden Zeugnissen in ihrem Dienstbuche wird sie ja wohl die Stelle im Himmel, auf die sie so eifrig reflektiert, sicher bekommen haben.

Nun aber kommen wir zu den eigentlichen Vertretern des bösen Prinzips in den beiden Gedichten. Wenn es mit der lichten Natur des Nathan, die sich bis hierher so ungezwungen herausstellte, auch fernerhin seine Richtigkeit haben soll, so wird man wohl schon von vornherein annehmen dürfen, daß dem Bösen nicht allzuviel Macht wird eingeräumt sein, und in der Tat läßt sich mit dem Patriarchen schon noch fertig werden. Zwar verächtlich scheint mir dieser Mann durchaus nicht. Es umwittert ihn ein sehr bedenklicher Duft von verbrannten Ketzern und den Schauergewölben eines Gefängnisses der heiligen Inquisition. Ich möchte ihn bei Leibe nicht als Vorsitzenden in einem Hexenprozesse sehen, den würdigen Patriarchen; oder als Anführer in einer Judenhetze, wenn er mit hocherhobenem Kruzifix dem mord- und beutegierigen Pöbel seinen Segen erteilt und Absolution für alle

noch zu begehenden Gräuel und Sünden! Was kann der brave Mann dafür, daß er hier nicht so recht an seiner Stelle ist, daß er die Ellenbogen nicht frei hat, daß es ihm an dem nötigen Raum zu einer großen Aktion fehlt! Freilich, er sollte klüger sein; er sollte sein Programm, daß der Jude unter allen Umständen zu verbrennen sei, nicht gar so einförmig wiederholen; er sollte zu Vollstreckern seines Willens, zu Spionen sich geschicktere Werkzeuge wählen, als den treuherzigen Klosterbruder mit seiner seligmachenden Einfalt; aber wenn er klüger wäre, so wäre er eben nicht — was er in diesem sonnigen Gedichte nur sein kann — eine dunkle Wolke, die einzige dunkle Wolke an einem wonnig blauen Himmel, die der erste frische Wind, der von Osten kommt, spurlos verweht.

Im „Faust" verweht die dunkle Wolke nicht, sie breitet die Rabenschwingen breiter und breiter, bis am Himmel der letzte Hoffnungsschimmer verschwindet und unter dem schwarzen Schleier, der sie bedeckt, die Welt stumm liegt wie das Grab. Kommt, Herr Patriarch, der ihr doch, alles in allem, nur ein ganz gewöhnlicher Bösewicht seid, und sehet, wie es der Böse, wie es Mephisto treibt. Lernet von ihm die grinsende Frechheit, dem Herrn ins Angesicht zu sagen, daß seine Schöpfung Stümperwerk sei; lernet von ihm, wie man es anfängt, den Geist von seinem Urquell abzuziehen; lernet von ihm die Dialektik der Sünde, und die tausendundein Gründe, mit denen man dem Menschen den Abfall von dem Guten, Wahren, Schönen plausibel macht! Lernet von ihm, wie man dem Denker ins Ohr raunt, daß sein Wissen Stückwerk, und dem Poeten, daß sein Dichten

nur Kribskrabs der Imagination; wie man dem eifrigen Dozenten einbläst, daß er das Beste, was er weiß, dem Buben ja doch nicht sagen dürfe, und wie man dem wissenshungrigen Schüler einen Stein statt des Brotes reicht! Lernet von ihm, in einer edlen Seele die Flamme der Begier entzünden, und wie man die unheilige Flamme durch Hexentränke künstlich unterhält! Lernet, wie man das arme Opfer, wenn es sich aus diesem „Wust der Raserei" heraussehnt, mit der Unschuld selber ködert, wie man „das Püppchen knetet und zurichtet", und wenn es dann winselnd auf dem Kerkerstroh liegt, zähnefletschend spricht: „Sie ist die erste nicht!" Wenn du das alles kannst, dann darfst du, wie der Mephisto im „Faust", dich am Schluß in der ganzen furchtbaren Majestät des Bösen erheben, und mit einem donnernden „Her zu mir!" dein Opfer in die Hölle schleudern!

Und nun nahen sie selbst, die Helden der beiden wunderbaren Gedichte. Wenn ich doch das Geheimnis verstünde, mit Worten zu malen, die Bilder der beiden Helden Zug für Zug zu malen, wie sie oft zu mir gekommen sind in stiller, nächtiger Stunde! Stolzer Mann du, mit der gedankenschweren Stirn und dem düster lodernden Feuer in den schönen überwachten Augen! und du anderer, der du sinnend das schon ergrauende Haupt zur Erde neigst, und es dann hebst, um lächelnd mich in deine Augen blicken zu lassen, aus deren seelenvoller Tiefe ein ganzer Himmel von Weisheit und Güte mir entgegenstrahlt!

Gibt es im ganzen Umfange der Poesie zwei Gestalten, die ein so gleicher, bestrickender Zauber umflösse, und die doch in allem: in jedem Gedanken,

der durch ihre Seele zieht, in jedem Gefühl, das ihr Herz erfüllt, in jedem Wort, das aus ihrem Munde geht, in jeder Miene, in jedem Blick, in Haltung und Bewegung so verschieden wären! Der eine immerdar, wie es dem Kenner der Menschen und dem Handelsmanne ziemt, vorsichtig in Taten und in Worten, die Schlinge merkend, die man ihm stellt, und mit kluger Gewandtheit sich aus der Schlinge ziehend, für die geliebte Wahrheit selbst nur dann mit Leib und Leben eintretend, „wenn's nötig ist und nützt". Der andere, weder seine Taten noch seine Worte überlegend, zum bedenklichsten Handeln bereit, wenn ihn die Leidenschaft treibt, blind in die furchtbarsten Schlingen rennend, ja sich geflissentlich verblendend, betäubend. Nathan ein feiner Weltmann, die Breite des Lebens mit großem Blick überschauend; Faust, ohne heitere Lebensart, ein irrer Fremdling in dieser Welt; jener, so weise er ist, oder gerade weil er weise ist, gütig und nachsichtig selbst gegen einen Wirrkopf, wie Al Hafi, selbst gegen die redselige Einfalt des Klosterbruders; dieser als geborener Prinz von Genieland, mit einem Fußtritt souveränster Verachtung die talentlose Mittelmäßigkeit eines Wagner von sich schleudernd; jener in keuscher Demut sich der Taten freuend, die der gottergebene Mensch sich abgewinnen kann; dieser der Geduld fluchend, die seinen Wahnsinn noch in Schranken hielt.

Und hier in dieser straffsten Spannung der Gegensätze liegt genau der Berührungs- und Vereinigungspunkt. Diese beiden Dramen, die in jeder Beziehung: in Gegenstand und Personen, in Stimmung und Haltung, in Behandlung und Sprache durch eine

Weltweite getrennt zu sein scheinen, liegen doch ganz nahe beieinander, gehören in ihrem tiefsten Grunde zusammen, wie der Schmetterling zur Chrysalide, die Antwort zur Frage gehört. Im „Faust" wird das Rätsel aufgegeben, im „Nathan" wird es gelöst.

Es mag anmaßlich klingen, und dennoch muß ich es aussprechen: die Deutung des „Faust" ist mir nie so schwierig erschienen, wie man von gewissen Seiten mit mysteriöser Miene zu behaupten liebt: ich meine natürlich nicht die Deutung der Einzelheiten, wo der Erklärer, besonders des zweiten Teils, manchmal auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, sondern die Deutung des Ganzen und Großen aus der Idee heraus.

Es ist das alte, das uralte Lied, das erklungen ist, seitdem sich die Pforte des Paradieses hinter den Menschen schloß, d. h. solange Menschensinn gedacht, Menschenherzen gefühlt und Menschenzungen gesprochen haben: die uralte in allen Mund- und Tonarten wiederholte, bald mit dumpfen Grollen gemurmelte, bald in wildem Aufschrei hervorgeheulte Klage, deren Text ewig war und ewig sein wird, daß „dem Menschen nichts Vollkommenes ward". Noch hat kein Dichter von auch nur einiger Tiefe den Griffel aus der Hand gelegt, ohne diese Klage in eine mehr oder weniger beredte Formel gebracht zu haben; ja was sage ich! noch ist kein Mensch, der bis zu den Jahren der Erkenntnis gelebt hätte, gestorben, ohne einmal gewünscht zu haben, er wäre nie geboren.

Die Inkongruenz unseres Wollens und unseres Vermögens, der Überschuß von Regungen, Stre-

bungen, Kräften, die nie zum Ziele, nie zur Verwertung kommen, die Leichtigkeit, mit der die Gedanken beisammen wohnen, und die Schwere, mit der die Sachen im Raume einander stoßen, die Unbedingtheit der Phantasie und die scharfe Begrenzung der Wirklichkeit — alle diese Mißverhältnisse, welche in dem Haushalt der Menschheit ihre Erklärung und somit ihre Berechtigung finden — erzeugen in dem Individuum, momentan oder dauernd, jene Stimmung, die wir, nachdem der „Faust" einmal geschrieben ist, ein für allemal als faustisch bezeichnen.

Es kann hier nicht meine Absicht sein, näher auf die Faustsage einzugehen, historisch zu deduzieren, wie gerade in dem Zeitalter der Reformation, der Zeit der trotzigen Erhebung des Individuums gegen das starre Schema, die alte Sage eine neue, originelle Gestalt annehmen, und warum in dieser Periode, welche die Lösung des Rätsels noch nicht gefunden, die Erhebung des Individuums als Überhebung und Teufelswerk angesehen werden mußte, genau so, wie die Revolution der Bauern als Teufelswerk verschrieen und mit Feuer und Schwert unterdrückt wurde. Auch ist es meine Absicht nicht, Sie mit einer Analyse des Verhältnisses, in welchem der Goethesche Faust zu der Faustsage steht, zu behelligen — uns genügt es hier, in dem „Faust" den höchsten Ausdruck jenes Schmerzes zu sehen, den das Individuum, das in sich eine kleine Welt zu tragen und aus sich erzeugen zu können glaubt, in der großen Welt empfindet, in welcher das Einzelne dem Allgemeinen rücksichtslos geopfert wird; jenes Schmerzes,

den man deshalb in zwiefacher Hinsicht Weltschmerz füglich nennen kann. Dieser Weltschmerz ist so unselig, daß Mephisto vollkommen recht hat, wenn er behauptet, Faust müßte doch zu Grunde gehen, und „hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben". Im moralischen Sinne ist diese Unseligkeit eben selbst die Hölle, und deshalb ist auch folgerecht die poetische Personifikation dieser höllischen Unseligkeit, Mephisto, der stete Begleiter des Faust. Ein Faust ohne Mephisto, d. h. ein beruhigter, nicht mehr leidender, und deshalb leidenschaftsloser Faust ist eine contradictio in adjecto, ein Messer ohne Klinge.

Ich will nicht sagen, daß der Faust des zweiten Teils dieses Messer ohne Klinge ist; dennoch hat die Nation nicht ganz unrecht gehabt, wenn sie sich nicht so bald in den Geheimnissen des zweiten Teiles zurechtzufinden vermochte. Daß das Fausttum eine beliebig lange Reihe von Phasen durchlaufen kann — welcher Einsichtige möchte das in Abrede stellen? aber welcher Einsichtige würde nicht fordern, daß der Dichter jede dieser Phasen mit derselben Wärme, derselben Plastik schildere, und vor allem Faust aber er selbst bleibe. Und das ist es eben, was man am zweiten Teil des Faust vermißt. Der Faust des zweiten Teils ist

> . . . . der Flüchtling nicht — der Unbehauste —
> Der Unmensch ohne Zweck und Ruh',
> Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
> Begierig wütend nach dem Abgrund zu.

Der Faust, der am Hofe eines schattenhaften Kaisers „entschieden gebietende Attitüden mit dem Schlüssel macht" — wenn es auch bei Leibe kein Kammerherrnschlüssel ist —, der Faust, der diesem Schattenkaiser einen andern Schattenkaiser bekriegen

hilft, und mit einer schattenhaften Helena zierliche Verslein spintisiert — das ist der alte, echte Faust nicht mehr, das ist nur noch Fausts Schatten — ja manchmal kaum noch das.

Und freilich war es ein sonderbares Mißgeschick, daß auf die verhältnismäßig am leichtesten darzustellende Phase des Faustseins: auf den einsamen Grübler, dem es plötzlich einfällt, den Bücherstaub mit dem Becher der Lust hinunterzuspülen, der Löwenanteil von des Dichters besten Jahren und schöpferischer Kraft gekommen war, und daß, im natürlichen Lauf der Dinge, diese Kraft in demselben Maße abnahm, als die Schwierigkeit der Aufgabe sich steigerte. Jetzt galt es, den Konflikt aus dem unumschränkten Äther der Abstraktion, oder den Maulwurfsgängen der Liebesleidenschaft hinaus zu tragen auf den Markt des Lebens, der ewig von der Frage um Mein und Dein wiederhallt, wo die Ansprüche, die der einzelne an das Ganze machen zu können glaubt und macht, auf einer furchtbar genauen Wage gewogen, und, wenn man sie zu leicht befindet, unerbittlich verworfen werden. Wir finden es konsequent, daß der Dichter den Helden in dem Momente sterben läßt, wo er im Begriffe ist, sich mit dem früher so tief beklagten „ungewissen Menschenlos“ auszusöhnen, mit dem ersten Schritt in das große praktische Leben anfängt, an dem verhaßten Dasein gleichsam Geschmack zu finden, und, mit Akkommodation an die Faustsage, der er folgte, und die eine andere Lösung nicht zuließ, die Rettung von Fausts Seele jenseits des Grabes in einen mystisch-katholischen Himmel verlegt. Wie aber nun, wenn kein Pakt mit der Hölle den zur Besinnung gekommenen Faust

zu sterben zwingt, und wenn er nicht als Greis, erblindet, an der Schwelle des Grabes zur Besinnung kommt, sondern in der Vollkraft seines Lebens, auf der Höhe seiner Kraft und Wirksamkeit — was dann? welche andre Wendung kann dann eine große, schöne, mit den Keimen zu allen Tugenden ausgestattete Seele, wie die des Faust doch ist, nehmen, als die Wendung zum wahrhaft Guten, Schönen, zum Wohltun, zur Hilfsbereitschaft, zur Bruderliebe? Und das heißt, in die Sprache der Poesie übersetzt, nichts anderes, als: aus dem Faust wird ein Nathan.

„Vom Himmel durch die Welt zur Hölle; aus der Hölle durch die Welt zum Himmel!"

Folgen wir jetzt der aufsteigenden Linie. Sie ist in Wirklichkeit zwar der unendlich schwierigere, mühevollere, für die rückschauende Betrachtung aber bei weitem übersichtlichere Teil des Weges.

Es hat mich immer Wunder genommen, wie man sich darüber wundern konnte, daß der Dichter gerade einen Juden zum Hauptträger der Idee seines Gedichtes machte. Ich möchte sagen, wenn der Held der Novelle des Boccaz, die für Lessing bekanntlich das Motiv zu seinem Nathan wurde, auch nicht ein Jude gewesen wäre, und wenn er auch nicht den Juden Baruch Spinoza so tief verehrt und den Juden Moses Mendelssohn zum Freunde gehabt hätte, er hätte doch einen Juden zum Helden nehmen müssen. Gesetzt auch, der Tempelherr habe Recht zu behaupten, daß es das Volk der Juden war, welches die „Menschenmäkelei" zuerst getrieben, wer hat in der Folge unter dieser Menschenmäkelei so viel gelitten, als der Jude? wem ist die Welt durch diese Menschenmäkelei so zur Hölle gemacht worden, wie dem Juden? zu

einer um so furchtbareren Hölle, wenn er dabei an dem Glauben festhielt, festzuhalten versuchte, daß sein Volk wirklich das auserwählte Volk des Herrn sei? Der Himmel der Abstraktion, in dem sich die Fauste wiegen, bevor die reale Welt sie rauh aus ihrem Traume rüttelt, kann nicht herrlicher sein, als dieser Glaube; und wenn Faust, als ihn der Erdgeist in sein Nichts zurückgeschleudert, in die knirschende Klage ausbricht:

„Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
„Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
„Der, wie er sich im Staube nährend lebt,
„Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt; —"

wer wäre im stande, ihm diese Klage nachzufühlen, Wort für Wort und Buchstab' für Buchstab', als der Jude, der aus dem Himmel seiner Gotterwähltheit geschleuderte, in alle Welt getriebene, verspottete, verhöhnte, gemarterte, zum Scheiterhaufen geschleppte, und immer wieder dem Leben, das ihm eine Hölle ist, überantwortete Ahasver? Faust und Ahasver! Wie diese beiden tiefsinnigsten Gestalten der Volkssage so seltsam wahlverwandt sind! Der eine kann nicht leben, weil er es seinem Hochmut nicht abringen kann: nur ein Mensch unter Menschen zu sein; der andere nicht sterben, weil er des Menschen Sohn von seiner Tür gestoßen und mit des Menschen Sohn die Liebe, die nicht hoffärtig ist und alles duldet! Ihre hoffärtige, unduldsame, hochmütige Lieblosigkeit — das ist eben ihre Unseligkeit. Nur die Liebe kann sie retten. Das „Ewig-Weibliche", das heißt: die Liebe ziehet den Faust hinan, hinauf in den Himmel. Nur die Liebe kann den Ahasver erlösen: Nathan ist der erlöste Ahasver, der Ahasver, der sich selbst erlöst hat.

Nathan! Wer uns doch die Geschichte seiner Jugend erzählte! Ich habe mir immer gedacht, daß er armer Eltern Kind gewesen ist, daß die Menschen den armen feueraugigen, heißblütigen, genialen Judenknaben gestoßen und getreten haben nach ihres Herzens böser Lust, und daß er so heranwuchs zu einem scheuen, in sich gekehrten grüblerischen Jüngling, die Welt verachtend, wie er von ihr verachtet ward, und daß er sich endlich aus der verachteten Welt zurückzog in eine kleine, enge Häuslichkeit, an der Seite eines geliebten Weibes, inmitten der blühenden Kinder, die sie ihm geboren, glücklich zu sein — in seiner Weise. Da mag er dann gelebt haben jahrelang, immer grübelnd, immer philosophierend, und mag auf dem besten Wege gewesen sein, ein Geizhals und verstockter Egoist zu werden, bis sein Tag von Damaskus kam.

Ihr traft mich mit dem Kinde zu Darun,
Ihr wißt wohl aber nicht, daß, wenig Tage
Zuvor, in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem sie sich geflüchtet, insgesammt
Verbrennen müssen.

[Klosterbruder.

Allgerechter!]

Nathan.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. –
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht;
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen –

[Klosterbruder.
Ach! Ich glaub's euch wohl!]
Nathan.
Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder!
Sie sprach mit sanfter Stimm': „Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh' auf!" – Ich stand und rief zu Gott: ich will!
Ich will!

Das ist der einzig untrügliche Schlüssel zu dem großen Rätsel des Seins! Der kategorische Imperativ der Pflicht, vor dem alle faustischen himmelstürmenden Aspirationen, alle subtilen mephistophelischen Wenn und Aber in Nichts verschwinden wie die Nebel vor den Strahlen der Sonne!

Ich will!

Das ist der wahre Höllenzwang: der Zwang, der die Hölle zwingt nicht, sich zu öffnen, sondern zu schließen. — Hörst du es, Faust, was die Geister singen:

Weh! Weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt!

Willst du sie aufbauen? prächtiger wieder aufbauen? Nur ein Mittel gibt's: nur eins!

Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurteilen freien Liebe nach!

Und wenn du dein Gehirn noch so sehr abmarterst über dem furchtbaren Problem des Menschendaseins, du findest keine andere Antwort als die eine: daß des Menschen höchste und einzige Aufgabe eben die ist: ein Mensch zu sein.

So werden Faust und Nathan durch die Jahrtausende gehen. Millionen und Abermillionen werden mit Fausts gramesdüsteren Augen in das Dunkel des Menschenlebens starren, und von Nathans leuchtender Stirn die Antwort lesen.

Denn das ist ja eben das Wunderbare dieser beiden Gedichte und ihre geheimnisvoll-offenbare Wahlverwandtschaft, daß in dem einen der Grund der Menschheit so tief aufgewühlt ist, wie nirgend sonst, und in dem andern das große Geheimnis so einfach klar gelöst ist, wie auch nirgend sonst. „Faust" ist die Tragödie des Weltschmerzes, „Nathan" das Hohe Lied der Versöhnung. „Faust" ist das Chaos, „Nathan" der Irisbogen, der sich — ein Zeichen trostreichster Verheißung — leuchtend über den Abgrund spannt.

Und hier könnten wir unsere Betrachtungen schließen, aber, wenn es schon immer eine Pflicht der Pietät ist, über dem Kunstwerk nicht des Künstlers zu vergessen, so ist es in diesem Falle noch von einem ganz besonderen Interesse, und wäre es auch nur mit den wenigen Worten, die uns die kurz zugemessene Zeit erlaubt, der Dichter unserer Gedichte zu gedenken.

Wer schrieb die tragischste aller Tragödien?

Der Dichter, der sich selbst einmal, im Scherze halb und halb im Ernst, das Weltkind nannte, der heiter-prächtige Goethe mit der Apollostirn und den Jupiteraugen, der Mann, der, wenn einer je, ein Liebling der Götter genannt werden darf: ihr Auserwählter unter Millionen, den sie, wenn nicht auf Rosenbahnen immer, so doch stets mit gnädiger

Hand den steilen Pfad hinauf zur Unsterblichkeit führten. Und dieser hochbeglückte Mensch trug sich sein ganzes Leben hindurch mit diesem schwermütigen Stoff; es dauerte nicht weniger als dreißig Jahre, bis auch nur der erste Teil zu stande kam.

Und wo und unter welchen Verhältnissen schrieb er ihn?

Lassen Sie mich nur ein paar Zeilen aus Lewes' Buch zitieren! In Straßburg faßte er den Gedanken, seine eigenen geistigen Erlebnisse in die Form der alten Sage zu gießen . . . während seines Verhältnisses mit Lili entwarf er den Plan zur Geschichte Gretchens . . . auf seiner Schweizerreise brachte er die erste Begegnung mit Mephisto zu Papier . . . während der italienischen Reise sah er die früheren Aufzeichnungen wieder durch und schrieb die Hexenküche . . . und so weiter!

Straßburg! Lili! die Schweiz! Italien! Sollte man es glauben! eine ganze Welt voll Sonnenschein tut sich uns auf, und durch diese sonnige Welt wandelt der Dichter und schreibt in dem Lichte vielgeliebter Augen, in dem Schatten der Pinien eines römischen Gartens die Tragödie des Weltschmerzes! Das scheint ein Rätsel und ist doch keins: um das tiefste Weh schildern zu können, muß der Dichter die höchste Lust erfahren haben.

Und wer schrieb das, im schönsten Sinne des Wortes, heiterste aller Gedichte?

Der Mann, der schon Jahre vorher seinen Freunden die melancholische Versicherung geben konnte: „Ich komme zu niemand und niemand kommt zu mir"; der Ritter ohne Furcht und Tadel, den seine Kraft und Kühnheit soweit voraus getragen hatten,

daß keiner seiner Freunde ihm zu folgen im stande war; der Bannerträger des Lichts dessen Schriften zu verkaufen, ja auch nur zu lesen, das Dresdner Konsistorium bei fünfzig Taler Strafe verboten hatte; der edle Hirsch, den die Pfaffenmeute bis an das Sterbebett der geliebten Frau umheulte.

Und wo schrieb er es?

In Wolfenbüttel, in den Wintermonaten von 1778 auf 79. Ich weiß nicht, ob damals so viel Schnee auf den Dächern und in den Straßen des Städtchens lag, als ich einst auf einer Pilgerfahrt, an einem Dezembertage dorten fand; das möchte ich aber beschwören, daß es im besten Falle in jenen denkwürdigen Wintermonaten — ein sehr melancholischer Aufenthaltsort gewesen ist.

Großer, herrlicher Mann! Wandeltest du unter Palmen, während der Wintersturm durch die engen Gassen heulte und dir die Schneeflocken gegen dein niederes Fenster trieb? und ließest du deinen Al-Hafi nach dem Ganges pilgern, weil du selbst gefangen warst? und ließest du Saladins Mamelucken so viel Geldsäcke herbeischleppen, weil du dir, um dein Gedicht überhaupt nur schreiben zu können, von einer mitleidigen Seele ein paar erbärmliche hundert Taler hattest borgen müssen? und waren deine Verse so sonnig, weil es um dich her so dunkel? und ist dein Nathan so edel, so groß, so mild und gütig, weil du selbst so tief unglücklich warst?

Gewiß, gewiß! Denn um die höchste Seligkeit zu schildern, muß der Dichter das tiefste Weh erfahren haben.

2. Goethe, unser Herzog.

(Zum 28. August 1899.)

Einhundertfünfzig Jahre ist es her, daß Goethe das Licht der Welt erblickte. Wir müssen uns förmlich darauf besinnen, ob es wirklich stimmt. Wie denn? Das Jahrhundert geht zu Ende, und in der Mitte des vorigen bereits sollte er geboren sein, dessen Knaben- und Jünglingsjahre heller vor unserm geistigen Auge stehen, als unsre eigenen? Er, dessen Spuren wir in Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Wetzlar, Rheinauf-Rheinab verfolgen können auf Tritt und Schritt, als wären wir seine Begleiter und Gesellen gewesen, hätten mit ihm für Gretchen, Käthchen, Friederike, Lotte, Lili geschwärmt und wundersam herrliche Verse gemacht? Und den wir vom Main und Rhein nach dem kleinen thüringischen Fürstenhof und weiter so durch sein ganzes reiches Leben begleiten dürfen, das uns in seinen intimsten Beziehungen vertraut ist, wie von keinem der Menschen, mit denen wir Schulter an Schulter gekämpft und gelitten haben! Wundersame Macht des Genius! „Nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder." Wohin sein Blick leuchtet, erhellt sich die Welt. Wie vor dem elektrischen Licht des Scheinwerfers alles, was in seine Bahn fällt. Und rings umher gähnt die Nacht.

Vor hundertfünfzig Jahren! Überallhin breitete die Nacht ihre schwarzen Schwingen über das unglückliche

Deutschland. Das Land der aberwitzigsten Kleinstaaterei mit seinen Dutzenden und Aberdutzenden von Sonnenkönigen en miniature auf ihren Thronen und Thrönchen; das Land der Zollschranken und des flotten Soldatenhandels; des verstaubten Reichskammergerichts und der modrigen Kasematten von Küstrin und Hohenasperg; der engbrüstigen Wissenschaft und der zopfigen Poesie. Es aus dieser Tiefe, die kaum tiefer werden zu können schien, emporzuheben zu seiner Höhe von heute, die nach Menschengedenken ihr Maximum noch lange nicht erreichte, hat es der Arbeit von fünf Generationen bedurft. Eine Kollektivarbeit sicherlich, für die jedem einzelnen der Tausende und Abertausende fleißiger Mithelfer die Ehre gewahrt sein soll, die ihm gebührt. Fragen wir aber: wem gebührt die größte? wer hat am meisten dazu beigetragen, daß Deutschland heute ist, was es ist? wer war unser Führer und Herzog aus der Wüste der Unkultur in das helle Land der Bildung und Gesittung? und dessen Fahne wir hochhalten und der wir weiter folgen müssen, sollen wir nicht wieder in Banausentum und Barbarei zurücksinken — ich sage, ohne mich zu bedenken: Johann Wolfgang Goethe.

Frankfurt feiert heute das Andenken seines größten Sohnes — ich meine, man kann statt „Frankfurt" gelassen „Deutschland" setzen — wenn man, wie billig, den Größten den nennen muß, der in nie vorher dagewesener und wohl kaum je zu übertreffender Weise alles, aber alles, was das deutsche Wesen ausmacht in sich vereinigt, den Typ des Deutschen in seiner höchsten Steigerung darstellt.

Goethe ist der Deutsche κατ' ἐξοχήν.

Wer wäre ihm auf diese seine Mustergültigkeit hin vorzuziehen? ja nur an die Seite zu stellen?

Alle, auch die ihm am nächsten stehen, lassen es in irgend einer Hinsicht fehlen, sind nicht so komplett wie er, wenn sie auch eine und die andere seelische Eigenschaft: Geistes- oder moralische Kraft und Tugend in einem stärkeren Grade ausgebildet zeigen. Goethe ist gewiß kein so kritischer Kopf wie Lessing, an spekulativem Tiefsinn ragt er nicht an Kant heran, für das Schillersche Pathos hat er kein Organ. Dafür fehlen jenen wieder Qualitäten oder sind doch bei ihnen in geringerem Maße vorhanden, die von dem deutschen Wesen unzertrennbar scheinen. Lessing ist gar nicht sentimental. Wer kann sich den Deutschen ohne Sentimentalität denken? Kant ist für einen vollblütigen Germanen zu ausschließlich Stubengelehrter; Schiller hat keine Spur von dem bei unseren Landsleuten gang und gäben laissez faire, laisser passer. Man könnte schon eher bei Luther den deutschen Typ in seiner Ganzheit und Vollendung sehen wollen. Aber mit der Einseitigkeit seines religiösen Pathos und der Starrheit seines Dogmenglaubens verträgt sich die deutsche Weit- und Weichherzigkeit nicht. Von den Helden der Tat: einem Friedrich dem Großen, einem Bismarck ist in diesem Zusammenhang schon gar nicht zu reden. Kann man doch ohne Paradox behaupten, daß die Eigenschaften, auf denen ihre Größe basiert: ihre ungeheure Energie, die keine Rücksichten kennt, vor keiner Maßregel, und koste sie noch so ungeheure Opfer zurückschreckt, wenn es die Erreichung des angestrebten Zieles gilt; ihr grandioses politisches Genie, das um so heller aufflammt, je schwieriger die zu lösende

Aufgabe sich erweist; ihre odysseische Verschlagenheit, die den listigen Gegner immer noch zu überlisten versteht — daß diese Eigenschaften, ich will gewiß nicht sagen: undeutsch sind, aber bei den Deutschen zu selten gefunden werden, um nicht als phänomenale Ausnahmen in der Regel gelten zu müssen.

Aber Goethe ist urdeutsch in dem, was er hat, und wiederum urdeutsch in dem, woran es ihm gebricht. urdeutsch in seiner Sentimentalität, seiner Weichheit, Anpassungsfähigkeit, seinem Liebebedürfnis, seiner frauenhaften Gesinnung, seinem unersättlichen Bildungstrieb, der Universalität seines Genies. Und wiederum urdeutsch in der Schwäche des politischen Instinkts, des Dranges nach einem Schaffen auf dem Markte des Lebens im vollen Licht der Öffentlichkeit; des demagogischen Triebs, auf die Masse zu wirken; des Talents, sie zu führen, zu beherrschen. Er hat die Tugenden; er hat die Fehler der Deutschen. Und während man sich jene andere Heroen wohl auch zur Not als einer andern Nation entsprossen vorstellen könnte, vermag man sich ihn einzig und allein als Deutschen zu denken.

Nun hält sich seit Urzeiten zwar jede Nation für die erste, vor allen andern von den himmlischen Mächten besonders geliebte, begünstigte. Es hängt das aufs innigste mit dem Selbsterhaltungstrieb, dem Suum esse conservare zusammen, und ist insofern durchaus kreatürlich-menschlich. Aber gewissermaßen doch nur im ordinären Sinne, und kommt auch nur zu stande dadurch, daß man die etwa wirklich vorhandenen Vorzüge ungebührlich hoch einschätzt, die zweifellos anhaftenden Mängel sorgfältig vertuscht; vor allem zu hochmütig, zu faul oder bor-

niert ist, sich in das Wesen anderer Nationen zu versenken, redlich sich bemüht, es zu verstehen.

Bis auf die neueste Zeit lastete der Bann dieser naiv-bornierten Selbstgefälligkeit auf keinem Volk so wenig drückend, wie auf dem deutschen, und es hat dafür von den besten seiner Patrioten böse und böseste Dinge zu hören bekommen. Von ihrem Standpunkte mit Fug und Recht: hat es doch unter dem Mangel an stolzem Selbstgefühl früher und später so viel gelitten! Dennoch wage ich zu behaupten, daß eben dieser Mangel es in der Skala der Menschlichkeit der Nationen — das Wort im tieferen sittlichen Sinne genommen — wenn nicht auf die höchste, so doch auf eine besonders hohe Stufe stellt.

Auf die Stufe, zu der, als mächtigste Kraft, aus dem Gros der Nationen das Christentum die Nationen erhoben hat, welche sich am innigsten zu ihm bekannten. Zu ihm, das nicht fragt: τίσ, πόϑεν εἶσ ἀνδρῶν; πόϑι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆεσ; sondern: liebst du Gott? bist du fähig, deinen Nächsten zu lieben, wie dich selbst?

Es ist sicher kein Zufall, daß das deutsche Volk den störrischen Nacken im ganzen so willig unter Christi sanftes Joch bog, nach jahrhundertelanger schlimmer Verweltlichung die Regeneration der Christenlehre gerade aus ihr hervorging. Also daß Deutscher, Mensch und Christ eng zusammengehören, fast zur Identität verschmelzen, und wir ohne Überhebung beanspruchen dürfen, die Menschheit in noch höherem Sinne zu repräsentieren als selbst die klassischen Griechen, wie herrlich auch ihre Kultur, in der kein Nebel, keine Verschwommenheit, alles klar und durchsichtig, von reinsten, festesten Linien um-

zogen ist, wie ein Stern ersten Ranges neben minderen Gestirnen die Kulturen der anderen Völker überstrahlt.

Nun aber, was man auch den klassischen Hellenen nachrühmt, es gilt völlig von Goethe und gilt von ihm in dem Maße, als deutsches Wesen hellenisches Wesen überragt, in noch höherem Grade und tieferem Sinne. Der deutscheste der Deutschen ist auch der menschlichste Mensch. Sinnenfreudig, wie nur je ein Zeitgenosse des Perikles, ohne sich von der Übermacht der Sinne knechten zu lassen; schönheitsfroh ohne bacchantische Trunkenheit; voller Menschen- und Nächstenliebe ohne pietistische Schönseligkeit, vielmehr das Mögliche, Nötige, Nützliche klug erwägend; bei jedem reinen Appell an sein weiches Herz leicht zu Tränen gerührt; zugeknöpft, rauh bis zum Abstoßenden, wenn es galt, die zartbesaitete Seele vor dem Ansturm des Gemeinen zu hüten; mit der Anlage zu jedem Verbrechen, die er sich selbst zuschreibt, in allen Lagen des Lebens voll Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld; immer — als Knabe, als Jüngling schon — bemüht, sich ins Rechte zu denken, und so, in dieser wunderherrlichen Harmonie seiner Kräfte, „ewig schön und groß".

In Wielands „Agathon" finde ich eine Charakteristik des Herrschers von Tarent, Archytas, die, wie sie dasteht, für Goethe gelten darf: „Die Natur schien sich vorgesetzt zu haben, in ihm zu beweisen, daß die Weisheit nicht weniger ein Geschenk von ihr sei als das Genie, und es ihr allein zukomme, diese glückliche Temperatur der Elemente der Menschheit hervorzubringen."

Es war eine höchste Anerkennung aus Goethes

Munde, wenn er von einem Menschen, der ihm durch die elementarische Kraft und feste Geschlossenheit seines Wesens imponierte, sagte: er ist eine Natur. Er durfte es sagen, der der Natur so viel verdankte, wenn wir auch die Gunst der bürgerlichen Verhältnisse, die es ihm leichter gemacht hat als zahllosen anderen, sich harmonisch auszuleben, immerhin mit in Anschlag bringen müssen. Mögen die Berichte der Zeitgenossen über seine persönliche Erscheinung noch so sehr differieren; Hufelands „Apollo" so wenig der Wirklichkeit entsprechen, wie das nicht eben schmeichelhafte Bild, das E. M. Arndt (in seinen „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein") von ihm entwirft; die zahllosen plastischen und bildlichen Porträts, welche wir von ihm besitzen — ganz abgesehen von dem jedesmal dargestellten Alter — noch so schwer in Übereinstimmung zu bringen sein: der Durchschnitt von allem zeigt uns einen weit über das Mittelmaß stattlich-schönen Mann, von dem wir wohl begreifen, daß er, auch ohne daß man seine Geistesgewalt kannte, die Aufmerksamkeit der Männer erregte, wo immer er erschien, und ihm die Herzen der Frauen zuflogen. In dem stattlich-schönen Menschen wiederum welche Kraftfülle! Mein lieber Berthold Auerbach pflegte von ihm in seiner drastischen Weise zu sagen: „In dem Kerle steckten sechs Kerle." Von seinem Genius wird es jeder willig zugeben. Aber auch die Physis des Mannes, der bei einem höchst sensiblen Nervensystem und den schweren Krankheitsanfällen, die er zu überwinden hatte, eine so ungeheure Summe geistiger Arbeit leisten und es bis zu so hohen Jahren bringen konnte, muß eine ganz ungewöhnliche gewesen sein. In den Aufzeich-

nungen des Kanzlers v. Müller finde ich eine weniger bekannte Anekdote von einem Champagnergelage, das kurz vor der Schlacht bei Jena der Herzog Karl August und Goethe mit dem Prinzen Louis Ferdinand (der nebenbei halbkrank zu Bette lag) vom Abend bis tief in die Nacht hinein hielten. Der Bericht des Herzogs schließt: „Wir tranken alle stark. Am meisten Goethe. Er kann fürchterlich s . . . . ." Es ist wohl nicht von ungefähr, daß die drei, die man wohl als die größten Deutschen beanspruchen darf: Luther, Goethe und Bismarck gleicherweise so wacker den Humpen zu heben wußten.

Und dieser deutscheste Mensch, der die freudige Bejahung des Lebens selbst und dem schlechterdings nichts Menschliches fremd war, der, wie von seinem Faust, so von sich sagen konnte:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig —"

und damit den Ab- und Umriß nicht sowohl seines individuellen Lebens, sondern jedes völlig harmonischen kompletten Menschen gibt — ihn hatte die Natur noch weiter zu ihrem Liebling erkoren, als sie ihm zu allem dem Großen, Schönen das Allergrößte, Schönste zum Angebinde in die Wiege legte: die Gabe, in beredtesten Worten sagen zu können, was er litt, was ihn beseligte, die Gabe des süßesten, beweglichsten durch alle Register tönenden Gesanges.

Schiller nennt einmal den Dichter den eigentlich wahren Menschen. Es klingt das anmaßlich; aber klingt auch nur so. Phantasie haben, heißt gewiß noch nicht, Dichter sein; aber es ist die conditio sine qua non des Dichtens. Die Natur, die es immer auf das Ganze anlegt, hat uns alle — in höherem oder geringerem Grade — mit dieser Vorbedingung ausgestattet, wie mit der Gabe der Sprache, die sie nur jenen Unglücklichen versagte, die sie taub geboren werden ließ, und die stumm bleiben, eben weil sie taub sind. So mögen auch Menschen ohne Phantasie geboren werden, sicher nur ausnahmsweise. Keine Ausnahme, vielmehr die leidige Regel ist, daß die überaus zarte Gabe der Phantasie in der Rauheit des anspruchsvollen Lebens nicht zur Perfektion kommt, schwächer und schwächer wird, ganz degeneriert. Und wie allmählich taub werdende Menschen nach und nach die Sprache einbüßen, verliert sich mit der schwächer werdenden Phantasie die poetische Begabung und Kraft. Der Dichter ist nun eben der, dem die Gunst des Geschicks die ursprüngliche Stärke der Phantasie bewahrte; der sie durch beständige Übung vermehrte; und nun gar nicht anders kann, als, was so klar vor seiner bewegten Seele steht, herauszubilden in gesteigerten Formen und Gestalten.

Und er wird ein um so größerer Dichter sein, je reicheren Stoff sein zartfühlendes Herz, sein heller Kopf der Phantasie zuführen; d. h., um wieder mit Schiller zu sprechen: ein je vollkommeneres Individuum er ist. Denn, streng genommen, hat der Dichter nichts anderes zu geben, als sich selbst. Ich habe diese These in meiner Festrede zu Weimar

vom Jahre 1895 auf Goethe angewandt und nachzuweisen gesucht, wie er in seiner epischen Poesie (es handelte sich nur um diese, sonst hätte es auf seine ganze Dichtung ausgedehnt werden können und müssen) nur sich selbst zum Vorwurf hat und dabei, weil er ein durchaus normaler, kompletter Mensch ist, sämtliche Phasen des Entwicklungs- und Bildungsganges eines normalen, kompletten Menschen durchlaufen muß. Ich bin nicht überall verstanden worden; man hat von einer künstlich-gezwungenen Konstruktion gesprochen. Es werden mir wohl nur die wenigen recht gegeben haben, die, weil sie selbst Dichter, in die Geheimnisse des poetischen Schaffens eingeweiht sind und wissen, daß die Dichternatur, wie alle Natur, weder Kern noch Schale, sondern alles mit einem Male und nichts in seinen Werken sein kann, was nicht in ihm:

„Nichts ist drinnen, nichts ist draußen;
Denn was innen, das ist außen."

Trifft das Goethesche Wort auf einen zu, ist er es selbst. Kein Dichter ist wahrer, subjektiver; keines Dichters Herzblut pulsiert noch in dem feinsten, verzweigtesten Geäder seiner Schöpfungen so stark und so lauter als in den seinen. Kein Dichter durfte je mit größerem Recht sagen, daß sein ganzes Schaffen nur eine einzige fortgesetzte Beichte sei. Nur Byron könnte hier vielleicht an seine Seite treten. Und gerade diese Gegenüberstellung zeigt, daß der reichere Mensch auch notwendig der reichere Dichter ist. Byrons Helden, mögen sie nun Kain oder Manfred; Don Juan oder Childe Harold; Sardanapal oder Lara, oder wie immer heißen, sind unweigerlich Lord Byron, mit Lord Byrons Herzblut genährt.

Die Nebenpersonen haben nicht von derselben heißen Quelle getrunken, oder doch nur genippt; sind mehr oder weniger blasse blutlose Schemen. Er hat nur eine Farbe auf der Palette; Goethe, der überreiche, hat zahllose. Er ist der grüblerisch-schwärmerische Faust; aber ganz gewiß auch der nüchtern-skeptische Mephisto; der biedere Götz und der wankelmütige Weislingen; der leichtlebige Egmont und der vorsichtige Oranien; der enthusiastische Tasso und der kühle Weltmann Antonio; der heißblütige Eduard und der gehaltene Hauptmann; Wilhelm mit der offenen Hand und der genau buchführende Werner. Und wenn Iphigeniens keusche Hoheit echt goethisch ist, — Philinens kecke Leichtlebigkeit ist es nicht minder.

Addieren wir aber diese für den ersten Blick so verschiedenen, in Wirklichkeit einander durchaus ähnlichen, ja gleichen Größen, was erhalten wir als Summe: das detaillierteste, bis in die kleinsten Einzelheiten wahrste, vollkommenste Bild des Menschen.

Von diesem ihrem Thema kann die Poesie, sie mag sich stellen, wie sie will, nur scheinbar abweichen. Auch die Tierfabel und das Tierepos stecken den Menschen nur in ergötzliche Masken. Und wenn sie sich noch so hochfahrend geberdet und uns weismachen möchte, daß sie Übermenschen schafft — Miltons Satan ist nichts als ein trotziger Independent, wie Byrons Lucifer ein mit sich und der Welt zerfallener Grand Seigneur. Je klarer, reiner sie uns das Bild des Menschen zeigt, je sympathischer ist sie uns, desto inniger schmeichelt sie sich in unser Herz, desto voller befriedigt sie den gesunden Ver-

stand, den ein geistreicher Franzose le génie de l'humanité nennt. Hier ist das Geheimnis des unsäglichen Zaubers der Homerischen, der Sophokleischen Dichtung.

Und nicht minder der Goetheschen, die wir lieben, bewundern; zu der wir aus allen Irrungen und Verwirrungen des Geschmacks und der Phantasie stets reuevoll zurückkehren, um von neuem Mut des reinen Lebens zu trinken. Ist der Dichter von „Gott und Bajadere" doch selbst wie der Mahadöh, der wieder und wieder zur Erde herabkommt, „Menschen, menschlich zu sehen"; der Hans Sachs, den die Muse auserlesen, daß die Welt vor ihm stehen soll: „Nichts verlindert und nichts verwitzelt; nichts verzierlicht und nichts verkritzelt"; der alte Goldschmied, der sich des Gassenvolks Windesbraut nicht anfechten läßt, die ihm „die Breite der Gottheit" schmälern will. Der Gottheit, die ihm in ihrem höchsten Ausdruck die Menschheit, wie er sie in dem gesteigerten Bild seiner Diana sieht, deren „Angesicht würdig zu gestalten", seine Sehnsucht und seine Hoffnung.

Dies echt Menschliche von Goethes Dichtung ist der Rechtstitel seiner Herrschaft über die Geister. Das Kunstvolle seiner Dramen, Romane, Gedichte; die Reinheit und Korrektheit der Linienführung in der Zeichnung seiner Gestalten und deren verblüffende Plastik; die unendliche Mannigfaltigkeit, die Zartheit und Kraft seiner Farben — die Höhe seines Künstlertums mit einem Wort werden immer nur wenige zu schätzen, zu genießen wissen. Das Menschliche empfinden, verstehen alle; fühlen sich zu ihm hingezogen, von ihm gefesselt.

Und diese seine Herrschaft wird wachsen in dem Maße, in welchem die Menschen sich aus dem Wust der Vorurteile, der Plattheit des Banausentums, der Enge des Dogmenglaubens zur reinen, freien Menschlichkeit emporläutern. Vor der auch der Starrsinn des nationalen Dünkels erweichen muß so weit, daß der Traum des Dichters von einer alle Kulturvölker umfassenden Weltliteratur in Erfüllung geht. Ein Himmel, an dem viele Sterne funkeln werden; keiner heller als der seine. Die Huldigung aber, die man ihm dann bringt, kann nicht anders als zugleich eine des deutschen Wesens sein, daß keiner unserer Dichter zu einem so reinen, so vollkommenen Ausdruck gebracht hat, wie er.

Es will mir scheinen, als ob gerade dieser Punkt bei aller Anerkennung seiner überragenden Größe nicht immer mit hinreichendem Nachdruck hervorgehoben wird. Die Sorge, dadurch unsern andern Heroen etwas von ihrem Ruhme zu rauben, ist wahrlich nicht gerechtfertigt. Hören die andern Tugenden darum auf, lieblich zu sein, weil die Liebe die größte ist? Bleiben Ferdinand in „Kabale und Liebe", Karl Moor, Carlos, der Tempelherr im „Nathan", Tellheim weniger vollkommene Typen des deutschen Jünglings und Mannes, weil sie Goethes Gestaltenreichtum gegenüber doch nur einzelne Modifikationen des Themas darstellen, während er das Ganze völlig beherrscht und jede Nuance zum Ausdruck bringt? Die männliche wie die weibliche: Faust und Gretchen, Werther und Lotte, Eduard und Ottilie, Wilhelm Meister und Mignon und so fort in schier unabsehbarer Reihe, wie Homer in ewig gültiger Prägnanz die Modifikationen des

hellenischen Typ: Achill den feurigen Jüngling, Odysseus den welterfahrenen Mann, Nestor den weisen Greis. Könnte je das deutsche Volk aus der Reihe der Völker entschwinden, man würde aus Goethes Gestalten den deutschen Menschen zu rekonstruieren vermögen, wie aus denen Homers den Hellenen.

An einem Dichter aber, der das Wesen seines Volkes so in seinem tiefsten Grunde erfaßt und für alle Zeiten ausgeprägt hat, darf die Welle des Tages vorüberrauschen unbeachtet, ohne ihm ein Atom seiner Größe zu rauben. Er darf von sich sagen:

„Ich scheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit ist keine Zeit.
Ein geistreich aufgeschlossenes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit."

Damit ist das törichte Gerede von Goethes Mangel an deutsch-nationalem Sinn gerichtet. Ist es doch jetzt fast schon verstummt. Und wird vollends verstummen.. Und er wird als deutsch-nationaler Heros anerkannt werden, selbst von denen, die fortfahren, in Luther den fluchwürdigen Ketzer, in Friedrich dem Großen den brutalen Eroberer, in Bismarck den Erzfeind freiheitlicher Entwicklung zu sehen. Machen doch auch unsere jungen literarischen Revolutionäre, die von einer völlig neuen, sozialdemokratisch-naturalistischen deutschen Kunst träumen und von dem Bestehenden keinen Stein auf dem andern lassen möchten, vor ihm unbedingt Halt. Hier und da vielleicht aus Klugheit und wohlerwogener Rücksicht für den eigenen Kopf, den sie sich an dem Koloß nicht zerschellen möchten. Im allgemeinen aber

sicher in dem mehr oder weniger dunklen Gefühl oder der klaren Erkenntnis, daß über den menschlichsten aller Dichter nicht hinauszukommen ist.

So denn: Goethe unser Führer und Herzog alle Wege.

Ehre und Ruhm den Tausenden, die früher und später gebangt, gesorgt, gelitten, ihr Leben dafür gelassen haben, daß Deutschland aus tiefster politischer Erniedrigung sich heraushob und heute als eine Weltmacht dasteht, deren Stimme im Rat der Nationen niemand überhören darf; deren Freundschaft allen wert ist; die anzugreifen sich der schlimmste Feind dreimal besinnen wird. Aber, wie Ross' und Reisige die steile Höh' nicht schützen, auf der Fürsten steh'n, so ist die äußere Macht eines Volkes allein niemals die Gewähr für die Dauer seiner Herrschaft, ja, nur seiner Existenz gewesen. In lapidaren Lettern steht es geschrieben auf den Tafeln der Weltgeschichte. Minder deutlich, doch für den Tieferblickenden lesbar genug: daß die wahre, die unüberwindliche Stärke eines Volkes seine Menschlichkeit ist, d. h. der sittliche Geist, der in ihm waltet. Und auch das Christentum, nicht weil es an spekulativem Tiefsinn die polytheistischen Religionen übertraf; nicht, weil es die weltliche Macht in seinen Dienst zu stellen wußte, sondern, weil es die sittlichste, menschlichste war, hat es jene besiegt und überdauert, besteht es noch und wird, was ihm das Pfaffentum Aberwitziges angeheftet, von sich streifend, bestehen, es müßten denn die Kulturmenschen von heute zu den Halbtieren der Steinzeit degenerieren.

Den Geist deutscher Nation aber zu immer reineren Höhen echter Menschlichkeit emporzuläutern, hat, so-

lange die deutsche Zunge klingt, niemand soviel beigetragen, wie Goethe.

Gewiß auch der Goethe, den uns die Gelehrsamkeit mit löblichem Eifer, Fleiß und Scharfsinn in seiner unendlichen Vielseitigkeit als Naturforscher, Beamter, Theaterdirektor, Kunstfreund, Kunstdilettant kennen lehrt.

In erster Linie aber der Dichter Goethe.

Der kein so großer sein würde, nur daß er ein so großer Mensch und — ein Deutscher war.

3. Gestalten des Dichters.

Es ist billig und löblich, daß der nachdenklichere Teil der Leser, wie für das Dichtwerk selbst, sich für dessen Zustandekommen interessiert. So denn wird an den Dichter keine Frage öfter gerichtet als die: „Woher nehmen Sie ihre Gestalten?“ Besonders Tiefgründige fragen auch wohl: „Wie kommen Sie zu der Idee?“ Diesen antworte ich wohl ein andermal. Heute möchte ich nur jenen Rede zu stehen versuchen, denen in erster Linie an den Personen gelegen ist. Auch ihr Wissensdrang ist so gar leicht nicht zu befriedigen.

Gemeiniglich nimmt der Leser an, daß der Dichter in allem, was seine Gestalten angeht, aus dem Leben, genauer: aus der Erfahrung seines Lebens schöpft. Und zwar unmittelbar. So daß er (der Leser) es gleichsam mit photographischen Reproduktionen zu tun hat. Er wird um so leichter zu dieser Annahme gelangen und um so zäher an ihr festhalten, je schärfer umrissen, charakteristischer, prägnanter, mit einem Worte lebensvoller die Gestalten sind oder ihm zu sein scheinen. Ich habe an einem anderen Orte*) ausführlich erzählt, wie mir die zweideutige Ehre ganz absonderlicher Kopistentreue von meinen lieben Adoptivlandsleuten, den Neuvorpommern und Rü-

*) Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben. Bd. I., S. 394 ff.

ganern, beim Erscheinen meiner „Problematischen Naturen“ mit rührender Übereinstimmung zugesprochen wurde, während ich doch die Personen, welche ich mit so tadelnswerter Indiskretion abkonterfeit haben sollte, daß sie „mit Händen zu greifen“ seien, im Leben nicht gesehen hatte. Diese Quidproquo-Komödie hat sich, wenn auch minder drastisch, noch öfter für mich wiederholt, und ich bin überzeugt, da ist kein Romanzier, der nicht mit ähnlichen Belegbeispielen aus seiner Praxis aufwarten könnte.

Eine zweite, allerdings weniger zahlreiche Kategorie von Lesern huldigt der gegenteiligen Ansicht, indem sie dafür hält, daß der Dichter sich sozusagen seine Gestalten aus der Luft greift wie der Taschenspieler die Taler. Oder vielmehr, während die Geldstücke des gewandten Mannes doch irgendwo vorhanden gewesen sein müssen, und er sie nur mit wundersamer Geschicklichkeit aus ihrem geheimen Versteck produziert, der Dichter seine Gestalten einfach aus dem Nichts schafft. Verhielte es sich anders, woher kämen dann die Nixen und Kobolde, die Riesen und Zwerge der Märchen; die Nickelmann, Waldschratt und Rautendelein des Dramas? Für die alle in der Wirklichkeit der Dinge Vorbilder nicht existierten. So wenig wie für die exemplarischen Helden und idealen Heldinnen.

Was ist das Wahre an der Sache? Haben sie recht, denen das Wundern nicht der Menschheit bester Teil ist, und die sich vor jedem Staunen durch den Satz geschützt wissen, daß „überall auf der Welt mit Wasser gekocht wird?“ Oder jene, für welche es bei allem, was ihr Verständnis übersteigt, „nicht mit rechten Dingen zugeht?“

Wir werden uns überzeugen, daß hier, wie in so vielen Fällen, die Wahrheit in der Mitte liegt: die Skeptiker, wenn sie alles aus dem Substrat ableiten wollen, ebensoweit von ihr entfernt sind wie die Wundergläubigen, welche alles der Kraft zu gute rechnen.

In dem dichterischen Prozeß aber ist das Substrat, an welchem die Kraft operiert, die Erinnerung; die Kraft, die das Substrat für ihre Zwecke verwendet, die Phantasie.

„Erinnerung" nenne ich die Gesamtheit dessen, was die Seele als Niederschlag ihrer Beobachtungen und der Eindrücke, welche sie von der Außenwelt erfahren, in sich aufgespeichert hat und bewahrt, um aus diesem Vorrat nach Bedürfnis zu schöpfen. Eine Operation, die allerdings nicht immer gelingt, welches Mißlingen wir dadurch zu bezeichnen pflegen, daß wir sagen: das Gedächtnis habe uns im Stich gelassen.

In der „Phantasie" sehe ich die Fähigkeit der Seele, durch Zusammenwirken des in der Erinnerung voneinander Entfernten, durch Association des einander Ähnlichen, systematisches Ordnen des vom Zufall uns chaotisch gegebenen Erfahrungsstoffes unter einem bestimmten, von praktischen Interessen nicht berührten, nur auf die Wesenheit der Dinge gerichteten Gesichtspunkt etwas zu stande zu bringen, was — allerdings nur in diesem Sinne — ein Neues, noch nicht Dagewesenes genannt werden mag.

Ist die Kraft nun freilich ohne ihr Substrat machtlos, darf man diesem doch nicht zuschreiben, was aus ihm nur durch Einwirkung der Kraft hervorgeht.

Diese Einwirkung ist der dichterische Prozeß; sein Produkt das Dichtwerk*).

Versuchen wir, was wir klar legen möchten, an einem Beispiele zu illustrieren:

Hamlet.
– – – mich dünkt, ich sehe meinen Vater.
Horatio.
Wo, mein Prinz?
Hamlet.
In meines Geistes Aug', Horatio.

Was in Hamlets Seele vorgeht, wenn er seinen Vater zu sehen vermeint, fällt noch nicht in das Gebiet der Phantasie, ist noch kein dichterischer Prozeß. Es ist einfache Operation des Gedächtnisses; ein Stück Erinnerung, hervorgelockt durch die Sehnsucht nach dem Vater, von der Lebhaftigkeit der Empfindung in ein besonders klares Licht gerückt, so daß es fast die Farbe der Wirklichkeit annimmt. Es bedarf vielleicht nur noch einer geringen Steigerung der Lebhaftigkeit, und es wird mit ihr verwechselt.

Nun ist zweifellos, daß der Dichter bei seiner Arbeit nicht minder deutlich eine Gestalt, die er im Leben gekannt hat, vor „seines Geistes Aug'" sehen kann. Aber sie so, wie sie ihm die Wirklichkeit darbietet, in das Kunstwerk hinüber zu nehmen, wird

*) Hier nun wäre die Stelle, wo ausführlich von der „Idee" gesprochen werden müßte, welche dem Prozeß ab ovo die Direktive gibt, wie sie die Seele des vollendeten Kunstwerkes ist. Aber die Erörterung des schwierigen, im Text als „bestimmter Gesichtspunkt" nur eben angedeuteten Begriffes würde uns erst auf einem langen Umwege zu unserem Thema, „den Gestalten", zurückführen, bei dem es sich so allerdings nur um einen Ausschnitt aus der Lehre von der Dichtung handelt.

er sich hüten, falls er kein Handwerker, sondern ein Künstler, und um so sorgsamer, ein je größerer er ist.

Aus dem sehr triftigen Grunde, weil die Praxis ihn gelehrt hat, daß die erfahrungsmäßige Gestalt, ohne weiter von der Phantasie berührt zu werden, sich als so wenig verwendbar für die Dichtung erweist, wie ein auf dem Felde gefundener erratischer Block für ein Bauwerk. Es müßte sich denn um eine cyklopische Mauer handeln, die durch ihre Masse und Solidität imponieren mag, aber nicht für ein Werk der Kunst gelten kann.

Die Natur, der unendliche Zeiten und Raumdimensionen zur Verfügung stehen, braucht, ihrer Sache ein für allemal sicher, auf ihre Gebilde keinen Zwang zu üben; wohl aber muß es der Dichter, wenn er seinen Zweck erreichen will.

Ich weiß, dergleichen ist böser Gallimathias in den Ohren der Realisten und Naturalisten von der strikten Observanz. Die doch ihre mit so viel Emphase ausgesprochenen Grundsätze nicht im mindesten observieren, sobald sie an die Arbeit gehen; vielmehr hier Störendes der Wirklichkeit weglassen, dort von ihr nur Angedeutetes herausarbeiten; hier eine Farbe abmindern, dort erhöhen; mit einem Worte: höchst eifrig jenem Idealisierungsprozeß obliegen, für den sie in der Theorie nur Spott und Hohn haben, und ohne den doch kein Kunstwerk, auch nicht das ihre, zu stande kommt.

So ist denn in diesem Prozeß die Erinnerung weitaus nicht alles, aber die conditio sine qua non. Der Dichter muß in seinen Erinnerungen gleichsam blättern können wie der Maler in seinen Skizzen-

mappen. Je reicher, intensiv und extensiv, sie sind, um so besser. Den Schwärmer, den matter-of-fact man; den Epimetheus und Prometheus; den Großmütigen und Engherzigen; die Mondaine, die schöne Seele — er muß jeden und jede von ihnen, bevor er sie in Aktion treten lassen will, an einem Menschen der Wirklichkeit genau haben studieren dürfen. Sind ihm, wie es oft genug der Fall sein wird, verschiedene Individuen der betreffenden Species begegnet, wird es ihm so leichter gelingen, das Bild, welches er in der Phantasie des Lesers hervorrufen will, mit den rechten, den prägnanten Zügen auszustatten und so das Höchste seiner Kunst zu leisten: eine Gestalt zu formen, welche bei aller Individualität als typisch für ihre Gattung gelten wird.

Nun kann aber der Fall eintreten, daß er einer Person von der und der moralischen Komplexion, wie er sie notwendig im Getriebe der Dichtung braucht, im wirklichen Leben nicht begegnet ist. Sie weglassen, was er am liebsten täte, geht nicht an: ich sagte, daß sie ihm notwendig sei, weil ohne sie das Bild der Gesellschaft, dessen Herausstellung er sich zur Aufgabe gemacht hat, nicht vollständig wäre; oder ein interessanter Zug im Charakter des Helden (oder einer anderen Gestalt) nicht zum Ausdruck käme, da der Anlaß und Anreiz fehlte, welcher eben nur von der betreffenden Person ausgehen kann. Und was denn sonst dergleichen gebieterische Forderungen sind, welche die „Idee" an den Dichter stellt, und deren Erfüllung er sich durchaus nicht entziehen darf.

Aber wir wissen, aus nichts wird ein für allemal nichts. Die Konstruktion des Kamels aus der Tiefe

des Gemüts ist nur ein Heinescher Witz. Einen Knochen, ein Knöchelchen des Skeletts muß auch ein Cuvier haben, wenn er das Tier, von dem sonst nichts mehr vorhanden ist, wieder aufbauen soll. Und dem Dichter wird es in solchem Notfalle an einem schwachen Anhalt nicht fehlen. Wenn noch so flüchtig, einmal ist doch wohl die fragliche Gestalt über seinen Weg gehuscht. War aber selbst das nicht der Fall, so gilt es, aus Prämissen des Charakters, die für ihn feststehen, Schlüsse auf dessen Handlungsweise zu ziehen; Analogien zu Hilfe zu nehmen und aus ihm irgendwie Bekannten etwas herzustellen, womit er die Lücke seiner Erfahrung stopft. Unzählige dichterische Gebilde verdanken dieser generatio aequivoca ihre Entstehung. Bei großer Übung gelingt das Experiment oft über alles Erwarten gut: selbst gewiegte Kenner gehen über die brüchige Stelle weg, ohne Anstoß zu nehmen. Aber die Gefahr des Mißlingens ist groß. Die lückenbüßerische Gestalt wird in nur zu vielen Fällen der scharfen Umrisse, der satten Farben ermangeln, etwas Verblasenes, Unbestimmtes haben. Oder auch unwahrscheinlich wirken aus Mangel an richtigen Proportionen, durch ihre auffällige Zusammensetzung aus einander widersprechenden Elementen; und wodurch denn noch jene fragwürdigen Erscheinungen sich unliebsam bemerkbar machen, die Horaz mit seinem berühmten „ut turpiter atrum desinat in piscem mulier formosa superne“ ein für allemal gezeichnet hat.

Wenn ich hier nur immer von Personen spreche, so liegt doch auf der Hand, daß das von ihnen Gesagte auch für das Zuständliche, Landschaftliche,

das Milieu — um ein jetzt gang und gäbes Wort zu gebrauchen — mit demselben Nachdruck gilt: der Dichter, um einen vornehmen Salon, eine Spelunke, eine volkbelebte Straße, eine einsame Dorfgasse, einen glorreichen Morgenhimmel, einen melancholischen Sonnenuntergang mit überzeugender Treue zu schildern, diese Manifestationen und Erscheinungen der Kultur und Natur beobachtet und oft beobachtet, studiert und genau studiert haben muß.

Eine andere Bemerkung wird dem aufmerksamen Leser ebensowenig entgangen sein: daß ich bei allem, was ich hier gesagt, ganz wesentlich den Roman- und Novellendichter im Auge gehabt habe.

Es empfahl sich aber das um deshalb, weil sich zur Analyse des dichterischen Prozesses, soweit es die Genesis und Ausbildung der Personen betrifft, das Exemplifizieren auf die epische Dichtung besonders eignet, als welche in ihrem wallenden Strom lyrische und dramatische Elemente unweigerlich in mehr oder weniger großen Mengen mit sich führt.

Die lyrische Poesie bot für unseren Zweck die wenigsten Handhaben. Für sie gilt eigentlich nur jenes allgemeine, daß auch in ihr der Dichter aus der Erfahrung (die hier wesentlich eine Herzenserfahrung sein wird) schöpfen muß; die Erfahrung nicht reich genug, die Erinnerung des Erfahrenen nicht deutlich genug sein kann; der Dichter, sobald er das Gebiet seiner Erfahrung verläßt, uns mit Gefühlen bedienen will, die er selber nicht oder in nur schwachem Grade gehabt hat, ziemlich sicher sein darf, ins Spielerische oder Bombastische zu verfallen, oder in das Herunterleiern landläufiger Phrasen, was denn von allem Unleidlichen das Un-

leidlichste ist. Die Gestalt in dem von uns betrachteten Sinne spielt in der Lyrik eine ganz untergeordnete Rolle. Selbst wenn sie in der Ballade, in die sich bereits epische Elemente mischen, deutlicher hervortritt, stellt sie an den Dichter nicht annähernd die strengen Ansprüche, denen sich sein epischer Kollege bei der Formierung seiner Gestalten nicht entziehen kann. Ein „feuchtes Weib", einen „Fischer", einen menschenfreundlichen „Gott Mahadöh", eine willige „Bajadere" gibt die Phantasie mit Zuhilfenahme von vagen, in der Erinnerung schwebenden Bildern her, ohne sie sich durch einen energischen Appell an die intime Erfahrung abnötigen zu lassen. Was der Dichter erfahren haben muß, sind Empfindungen, für deren Auslösung die Balladengestalt nur ein Vehikel ist: die Wollust der Naturschwelgerei, die Süßigkeit des Erbarmens mit dem Sünder, die Wonne der Huldigung des ewig Weiblichen und was denn sonst, „von anderen nicht gewußt oder nicht bedacht", seinen Busen bewegt. Entbehren doch selbst die Helden der weit weniger tief in das lyrische Element eingetauchten Schillerschen Balladen (die man richtiger versifizierte Erzählungen nennen sollte): ein „Fridolin", „Möros", „Ritter Toggenburg" u. s. w. jeder schärferen, für die eigentlich epischen Gestalten durchaus obligatorischen individuellen Prägung.

Aber der Dramatiker! Sollten seine Gestalten ohne vorausgegangene Beobachtung der Wirklichkeit zu stande kommen? Hat er ihr Milieu nicht noch gründlicher studieren müssen als der Epiker das der seinen?

Nach Aussage unserer modernen Realisten und

Naturalisten ganz gewiß. Oder welche Bedeutung hätten sonst die langatmigen Kommentare, die sie dem Verzeichnisse ihrer Personen mitgeben, deren jeder auf das genaueste vorgeschrieben ist, wie alt sie sein, und daß sie diese oder jene Körperbeschaffenheit, Miene, Stimme, besondere Kennzeichen aufweisen muß? Welchen Sinn die Ausführlichkeit, mit der die Scene bis in das unbedeutendste Detail festgestellt wird: die Möbel in dem Zimmer (Tannenholz, bei Leibe kein Eichenholz!), die Bilder an der Wand (Photographien, ja keine Stahl- oder Kupferstiche!) u. s. w.

Nun geben sich die Theaterleitungen wohl die größte Mühe, diesen Vorschriften pünktlich nachzukommen. Aber es geht beim besten Willen nicht immer: die zur Verfügung stehenden Schauspieler müssen verwandt werden, ob sie nun in ihrer Erscheinung dem Bilde, das dem Dichter vorgeschwebt hat, entsprechen oder nicht. Den geforderten Requisitenkram vermögen sich nur wohlsituierte Bühnen zu leisten; ärmere werden sich mit dem begnügen, was gerade zur Hand ist.

Wobei nun das Merkwürdige, daß die Wirkung, die sich der Dichter von einer Rolle versprochen hat, unfehlbar eintritt, wenn der Darsteller aus ihrem Geist heraus spielt, mag seine Erscheinung den Intentionen des Dichters auch keineswegs entsprechen, und im umgekehrten Falle ebenso unfehlbar ausbleibt. Weiter: das Publikum die Dürftigkeit, das Unpassende sogar der scenischen Ausstattung völlig übersieht und vergißt, wenn eine wirklich interessante Handlung ihm von wirklichen Künstlern vorgeführt wird.

Liegt die Sache aber so, wäre vielleicht der Schluß erlaubt, daß der dramatische Dichter zwar die Seele der Gestalt, welche er uns zeigen will, bis in die innersten Tiefen durchschaut haben muß, ihre äußere Erscheinung dagegen für ihn in zweiter Linie kommt. Weiß er doch, daß hinter seinem Phantasiegebilde die reale Gestalt irgend eines mimischen Künstlers wartend steht, der „die Rolle kreieren", d. h. in Fleisch und Blut übersetzen wird, ihr so erst in den Augen der Fachleute zum wirklichen dramatischen Leben verhelfend. Und wenn er, wie es ja oft vorkommt und in geordneten theatralischen Verhältnissen fast als Regel gelten kann, für die betreffende Rolle bereits einen Künstler, eine Künstlerin in bestimmte Aussicht genommen hat, ist er nach dieser Seite vollends aller Mühe überhoben. Er hat nichts zu tun als — bei möglichster Wahrung der ihm vorschwebenden Idee — die Rolle der Individualität der von ihm ins Auge gefaßten Person, soweit es irgend tunlich, „auf den Leib zu schreiben".

Aber sollte das Verhältnis des epischen Dichters zu seinen Gestalten wirklich ein wesentlich anderes sein als das des Dramatikers zu den seinen, wenn wir die Beobachtung machen, daß die nachschaffende Phantasie des Lesers mit den ihr in einem Roman oder einer Novelle vorgeführten Personen gerade so willkürlich verfährt wie etwa ein Theaterregisseur mit denen des „Buches", der sich die Heldin blond und blauäugig vorstellt, trotz der Versicherung des Dichters, sie sei eine Brünette mit braunen Augen? Den Helden beständig in der Figur und mit den Mienen und Gesten eines Bekannten sieht, trotzdem zwischen diesem und dem Bilde, das dem Dichter

vorschwebte, nicht die entfernteste Ähnlichkeit besteht? Und wie oft hat der letztere Ursache zu erschrecken, wenn ihm die „Illustrationen" zu seinem Werke — vielleicht von der Hand eines bedeutenden Künstlers — vorgelegt werden, und er sich in einer Welt von ihm völlig fremden Gestalten findet!

Nur daß dieser Einwurf nichts gegen die straffere Bindung der epischen Phantasie an ihren Gestalten beweisen würde. Kommt es hier doch nicht auf das traurige Geschick an, welches ihnen nur zu oft die Flüchtigkeit oder die schlaffe Phantasie des Lesers bereiten, sondern darauf, wie sie selbst operiert und operieren muß, der kein genialer Mime, kein findiger Garderobe- oder Kulissenmeister nachhilft, die in der Schärfe, Klarheit und Konsequenz ihres Schauens die einzige Gewähr des Erfolges ihrer Arbeit hat, die einzige Garantie der Dauer ihrer Gestalten!

Wohl aber möchte hier die Mahnung am rechten Orte sein, daß der Dichter, dem an dieser Dauer gelegen ist, sich vor nichts mehr zu hüten hat als vor einer Überlastung seiner Gestalten mit sorgfältig ausgearbeiteten, raffiniert ausgeklügelten Details, die zu nichts dienen, als die Phantasie des Lesers zu verwirren und zu lähmen*).

---

*) Was hier von der durchaus obligatorischen Dezenz in der Schilderung der Gestalten gesagt ist, gilt nicht minder für das Landschaftliche, Zuständliche, das Milieu überhaupt. Es wäre überflüssig, etwas scheinbar so Selbstverständliches anzumerken, könnte man nicht täglich die leidige Beobachtung machen, wie weit selbst namhafte und im übrigen vielfach löbliche Romandichter unserer Tage in diesem Punkte von der Goetheschen Technik abirren, die – man denke an „Werthers Leiden", „Hermann und Dorothea" – mit den bescheidensten Mitteln die größten und nachhaltigsten Wirkungen erzielt.

So denn möchte sich das Resultat dieser Konfrontation der epischen und dramatischen Phantasie dahin zusammenfassen lassen, daß der Dramatiker bei Schaffung seiner Gestalten nicht ganz so straff wie der Epiker an seine Erfahrung gebunden ist; vielmehr, wo diese Erfahrung ihn in Stich läßt, leichteren Sinnes der „Erfindung" — in unserem obigen Sinne — vertrauen mag.

Wie beschränkt trotz alledem dieser Sinn ist, zeigt uns die Betrachtung des historischen Dramas und Romans. Scheinen sie doch alles, was wir über die Rolle, welche für den gestaltenden Dichter die Erinnerung spielt, die Gefahr, die er läuft, wenn ihm bei dieser Arbeit die Garantie ausgiebiger Beobachtung und solider Erfahrung fehlt, völlig über den Haufen zu werfen. Einem Wallenstein, einer Maria Stuart, einem Götz, einem Egmont sind doch ihre Dichter im Leben nicht begegnet; ein Ingo und Ingraban; ein Richard Löwenherz und Ivanhoe haben doch nie zu ihrem Bekanntenkreise gehört. Erweist sich hier nicht deutlich, daß die Einschränkung, mit welcher wir „die Erfindung" gelten lassen, fallen und die Souveränität und Macht der Phantasie, aus dem Nichts zu schaffen, die ihr der Laie so oft bereitwilligst zuspricht, auch von uns anerkannt werden muß?

Hören wir, was ein eminenter Dichter des historischen Romans, Charles Kingsley, in dem Epilog zu seiner „Hypathia", gewiß in der Absicht, die volle Wahrheit nach bester Überzeugung zu geben, von seinem Metier aussagt:

„Ich habe euch neue Feinde unter einem alten Gesicht gezeigt — euer eigen Bild in Toga und Tunika anstatt im Herrenrock und Damenkleid. Der-

selbe Teufel, der jene alten Ägypter versuchte, versucht euch. Ihre Sünden sind die euren, ihre Irrtümer sind die euren, ihre Verwerfung die eure, ihre Erlösung die eure. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Was gewesen ist, wird sein. Möge, wer ohne Sünde unter euch ist, den ersten Stein werfen auf Hypathia oder Pelagia, Miriam oder Raphael, Cyril oder Philamon."

Was heißt das?

Doch nichts anderes, als: auch der, welcher sein Drama, seine Geschichte in der Vergangenheit spielen läßt, formt seine historischen Gestalten nach den Bildern der Personen, die er im Leben zu beobachten Gelegenheit hatte. Daß ihm dabei Menschliches begegnen kann; er dem Vorwurf, weniger ein Dichter als der Marschall einer Maskerade zu sein, nicht immer entgehen wird; Ebers zu hören bekommt: sein „Pentaur" gleiche aufs Haar einem bekannten Leipziger Privatdozenten; Schiller: sein Wallenstein spreche wie ein Weimar'scher Hofrat, der die fixe Idee habe, Herzog von Friedland zu sein — nun, unser Wissen ist Stückwerk, unser Weissagen ist Stückwerk, unser Dichten ist es nicht minder.

Hier nun möchte eine Bemerkung am schicklichsten ihre Stelle haben, die ich aus der eigenen Erfahrung heraus mache, sicher, daß sie in der Erfahrung anderer eine Bestätigung findet: wie eifrig auch der Dichter die Jagd nach Modellen betreibt, er wird nicht eben viele antreffen, die ihm einen großen Gewinn abwerfen; will sagen: ihm das Vorbild interessanter, für sein Werk ersprießlicher und schmuckhafter Gestalten sind. Die Erklärung der ihm schmerzlichen Tatsache ist nicht eben schwierig. Hat

doch die Gesellschaft keinen Überfluß an Individuen, die, sei es in geistiger Beziehung oder durch Eigenschaften des Charakters das Mittelmaß überragen. So denn muß es der Dichter für ein seltenes Glück erachten, wenn ihn der Zufall, der hier die ausschlaggebende Rolle spielt, mit dem einen oder dem anderen exzeptionellen Menschen in Berührung bringt. Und diese Berührung darf keine flüchtige sein. Dem Maler mag ein alter Bettler mit einem ehrwürdigen Bart, den er sich von der Straße nimmt, als Modell zu einem Ödipus oder Belisar dienen, die dann vielleicht als hochbedeutende Werke gepriesen werden. Um eine Lotte oder Ottilie für alle Zeit zu schaffen, genügt nicht eine und die andere Begegnung in der Gesellschaft. Das Malermodell ist mit seinem Stundenlohn abgefunden; der Dichter muß den Vorzug, sein Modell gründlich haben studieren zu dürfen, nicht selten mit seinem Herzblut bezahlen. Und wie oft geschieht es, daß er aus Gründen der Pietät, der Diskretion gerade die Menschen, welche er am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, für seine Zwecke nicht verwenden darf! Oder tut er es doch — siehe „Werthers Leiden!" — einen Sturm des Unwillens erregt!

Fragt man aber den Dichter, zu welcher Zeit des Lebens er seine besten, ausgiebigsten Modelle gefunden hat, wird die Antwort meistens lauten: in der Jugend, als meine Seele allen Eindrücken offen stand, ich das lebhafte Bedürfnis hatte, mich anzuschließen, und gute Gesellen und Gesellinnen, denen es ebenso ums Herz war. Mit den zugeknöpften Menschen, denen ich im späteren Leben begegnete, war mir für meine Absichten wenig gedient.

Bei solcher Lage der Dinge darf man sich nicht wundern, wenn auch ein fruchtbarer Dichter, dem vieler Menschen Städte und Treiben kennen zu lernen vergönnt war, mit seinen Modellen sorgsam haus hält; ich meine: ein und dasselbe wieder und wieder in Aktion setzt: einen genialen Jugendfreund heute als nihilistischen Baron auftreten läßt, morgen als faustischen Arzt; ein weibliches Wesen, das ihm einmal sehr nahe stand, in diesem Roman als Gräfin, in einem anderen als Försterstochter oder Governeß. Wenn uns die Dichter mit den intimen Details der Provenienz und Verwendung ihrer Modelle aufwarten wollten oder dürften, wir würden seltsame Dinge zu hören bekommen.

Eine Erscheinung, welche in dies Kapitel gehört, ist so evident, daß man über sie mit aller Gelassenheit sprechen darf: wie oft der Romandichter — nicht der Dramatiker und auch nicht der Novellist, die beide dabei nicht auf ihre Rechnung kommen würden*) — sich selbst Modell für seinen Helden steht. Die in ihrer Fassung recht schiefe Definition, welche Zola vom Roman — denn nur diesen hat er dabei im Sinn gehabt — gibt: „Ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament", und die, richtig gestellt, lauten sollte: ein Ausschnitt der Gesellschaft, gesehen durch die Phantasie (welcher das Temperament des Dichters immer eine individuelle Färbung geben wird), deutet in der Richtung, in welcher wir die Erklärung der Tatsache zu suchen haben.

Wie nämlich der epische Dichter die Welt sieht, will er, muß er wollen, daß sie der Leser in dem

*) Das Warum? würde ein besonderes Kapitel erfordern.

Spiegel seines Werkes sehe. Da nun gibt es kein einfacheres, wirksameres Mittel, als daß er sie uns durch das Auge eines Menschen sehen läßt, der ihm möglichst gleicht. Dieser Mensch aber, sein Doppelgänger, welcher in seiner Erscheinung, in allem, was die Lebenslage betrifft, möglicherweise nicht einmal an ihn erinnert, dafür aber als der verständnisvolle, vertrauenswürdige Interpret seiner intimsten Gedanken über Gott und die Menschen, seines Wähnens und Wollens, seiner Hoffnungen und Wünsche gelten darf, ist der Held. Wer ein prägnantes Beispiel für die Stellung des Helden als alter ego des Autors haben will, kann es in Zolas neuestem Roman „Fécondité" finden. Als ästhetisches Produkt ist der Betreffende nicht besonders geraten: er verletzt fortwährend jene „Bescheidenheit der Natur", die Shakespeare mit Recht von jeder Kunstleistung fordert. Er ist gegen alle Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit überall Zeuge der Geschehnisse, die er unausgesetzt mit seinen Kommentaren begleitet, uns einladend, seine Rührung, sein Entsetzen zu teilen; uns zwingend, alles und jedes genau so zu betrachten und zu beurteilen, wie er es betrachtet, beurteilt wissen will. Und auch nicht einen Moment sind wir uns darüber im unklaren, daß wir es nur scheinbar mit Mathieu Froment, in Wirklichkeit mit Emil Zola zu tun haben.

Nun sind glücklicherweise nicht alle Romanhelden so aufdringlich beweiskräftig für unsere Behauptung; aber wer wollte bei einem allerersten Meister, wie Goethe, die Ähnlichkeit verkennen, welche die Helden seiner Romane mit ihrem Autor haben? Von Werther gar nicht zu reden, wo sie, sozusagen, mit Händen

zu greifen ist; wir Lotte und die Kinder, Albert, alle und alles ausschließlich durch die glanzvollen Augen des Götterjünglings Wolfgang sehen. Der sich freilich als Wilhelm Meister ein wenig suchen läßt, bis wir ihn denn doch in der bescheideneren, der „Idee" angepaßten Hülle wiederfinden; und in den „Wahlverwandtschaften" dem Leser die Aufgabe stellt, sich sein Bild aus dem feurigen Eduard und dem bedächtigen Hauptmann zu kombinieren. Ich habe keinen Anhalt dafür, daß Walter Scott sich in Waverley, Ivanhoe, Quentin Durvard selbst geschildert hat oder hat schildern wollen. Aber alle diese tapferen, ehrliebenden, einwandfrei moralisch reinlichen jungen Gentlemen gleichen sich wie Brüder und weisen auf ein und dasselbe Modell hin, das dem Dichter jederzeit zur Hand gewesen sein muß, und dann wohl ohne Zweifel er selbst gewesen ist.

Ich muß das „ohne Zweifel" sofort zurücknehmen. So zweifellos liegt weder in diesem Falle, noch in anderen die Sache. Ihr Dunkel würde sich vielleicht aufhellen, wenn, wie ich bereits oben andeutete, eine Reihe namhafter Dichter sich entschlösse, das Verhältnis, in welchem sie zu ihren Helden stehen, nach allen Gesichtspunkten klar zu legen. Dazu aber ist wenig Aussicht. Einmal erforderten solche Bekenntnisse eine Aufrichtigkeit, zu der niemand verpflichtet ist, und zu der sich aus mancherlei Gründen die allerwenigsten entschließen würden. Sodann — was besonders schwer ins Gewicht fällt —: das Ergebnis einer derartigen Enquête würde besten Falles nur einen problematischen Wert haben. Denn kaum je wird der Dichter an sein Werk mit der bestimmten Absicht gegangen sein, in dem Helden sich selbst

zu porträtieren. Er tut es eben unbewußt — wer von uns kennt sich selbst? wer weiß, welche Erscheinung er im Gehen bietet? wie er lachend ausschaut? wie seine Stimme im Zorn klingt?

So möge denn über diesem Punkt, wie über den anderen, die ich hier erörtert habe, ein Non liquet schweben.

Die Ästhetik ist keine mathematisch-exakte Wissenschaft. Wer in ihr forscht, muß zufrieden sein, wenn die Resultate, zu denen er gelangt, nicht allzuweit von der Wahrheit fallen.

4. Zu demselben Thema.

Jeder Mensch erlebt, was er erlebt, zweimal: einmal in der Wirklichkeit, das andere Mal in der Erinnerung. In der letzteren allerdings nur fragmentarisch und keineswegs in pragmatischer Folgerichtigkeit. Denn über kleinere oder größere Partien des Erlebten breitet sich unweigerlich der kapriziöse Schleier der Vergessenheit. Kapriziös wahrlich, wie wallende Nebel! Verbirgt er doch mit seinem Gespinst dauernd oft das Wichtigste und läßt ganz Unerhebliches aufdringlich durchblicken; hebt aus unerfindlichen Gründen sich plötzlich, wenn wir es am wenigsten erwarteten, um kompakt ruhen zu bleiben, während wir alle Ursache hätten, der Vergangenheit lebhaft zu gedenken und auf ihre mahnende Stimme zu lauschen!

Verhält es sich nun zweifellos so, darf man sagen, daß der Dichter ein dreifaches Leben lebt: einmal und zweimal, wie die anderen Menschen; ein drittes Mal in seiner Arbeit. Bei der er ganz wesentlich aus dem zweiten Leben: dem der Erinnerung schöpft, der er so ziemlich alles verdankt, was den Grundstock seines poetischen Vermögens ausmacht. Ohne damit freilich in den seltensten Fällen (eigentlich niemals) die sämtlichen Kosten des Werkes bestreiten zu können, so daß er das „Gefundene" durch mehr oder weniger diskrete Anleihen bei der „Erfindung" zu komplettieren gezwungen ist.

Und da nun die Erinnerung, wenn nicht durchaus, so doch mit Vorliebe und besonderer Klarheit und Energie auf den persönlichen Erlebnissen weilen wird, kann und muß jeder wahre Dichter von der Gesamtheit seiner Werke als von einer Generalbeichte sprechen. Nicht als ob er es auf eine solche abgesehen hätte! Er ahnt vielmehr in den meisten Fällen kaum, wieviel er aus der Schule plaudert; erschrickt vielleicht hinterher über seine gar nicht gewollte Offenherzigkeit. Es geht eben nicht anders. Mag er das liebe Ich in noch so wohlüberlegte Masken stecken, eine Kolombine hier, ein Pierrot da wird ihn am Ärmel zupfen: ich kenne dich! bis er lachend die Maske abnimmt und mit gutem Humor erklärt: Sie haben ganz recht, meine Herrschaften. Ich bin wirklich kein Löwe, sondern Schnock, der Schreiner.

Gilt das nun von den Poeten jedes Genre, so doch nicht von allen in gleichem Grade. Im höchsten von dem Lyriker. Schöpfen wir doch bei ihm unmittelbar aus der Quelle. Oder der Lauf des Baches, zu dem die Quelle wird, ist so kurz, daß fremdes Wasser von anderer chemischer Beschaffenheit keine oder kaum Zeit hat, sich mit dem ursprünglichen zu vermischen. Und sollte er ausnahmsweise länger sein, wie in der Ballade — ist der Quell nur stark und lauter genug, wird er die ihm im Grunde fremden (in diesem Falle: epischen) Elemente so mit seiner eigensten Art und Natur durchtränken und durchmischen, daß wir dennoch aus ihm selbst zu trinken glauben. So liegen „Der König von Thule“, „Gott und Bajadere“, „Die Braut von Korinth“ gewiß weiter vom Quellenursprung ab als „Mailied“, „Herbstgefühl“, „Rastlose Liebe“; und doch sind sie

nicht nur echt Goethisch (wie die Schillerschen Balladen echt Schillerisch), sondern auch völlig lyrisch (was man von den letzteren nicht sagen kann).

Gleicht aber das lyrische Gedicht einem Quell, der aus dem Felsen sprudelt, dürfte man wohl bei dem Drama an einen artesischen Brunnen denken. Muß doch hier der Dichter so viel tiefer bohren, oft genug ohne auf das Wasser zu stoßen, daß er sucht! Ein Geschäft, bei dem das freudvoll und leidvoll schlagende Herz vielleicht sehr wenig, möglicherweise gar nicht engagiert ist, wie z. B. der Stoff des „Wallenstein“ Schiller kalt ließ, ja, ihm im Grunde unsympathisch war, und seine Empfindung lebhaft erst mitzusprechen begann, wenn seine hinzugedichteten Lieblinge Max und Thekla auf dem Plan erschienen. So denn kommt es, daß aus den Dramen eines Dichters bei sonst mangelndem biographischem Material es eben so schwer fällt, sich den aktuellen Menschen zu konstruieren, wie das Geschäft verhältnismäßig leicht und einfach, wenn es sich um einen lyrischen handelt. Aus dem „Faust“ freilich können wir so ziemlich den ganzen wirklichen Goethe mit seinem Wähnen, Wünschen, Wollen und Vollbringen herausschälen, nur daß der Faust kein geschlossenes Drama, sondern gerade in seinen entscheidenden Partien wesentlich lyrisch ist. Vor dem Genius, der „Hamlet“ und „Macbeth“, den „Sommernachtstraum“ und den „Sturm“ schuf, werden wir immer als vor einem unlösbaren Rätsel stehen. Wiederum Lord Byron, der (auch in seinen Dramen) nur Lyriker ist — wir blicken überall in die Stärken und Schwächen, die Sonnenseiten und die finsteren Abgründe seiner leidenschaftlichen Seele,

daß es keines literar-ästhetischen Cuvier bedarf, um sagen zu können: so und so muß der Mensch Byron gewesen sein.

Was alles ich nun nicht so zu verstehen bitte, als ob das dichterische Subjekt im Drama völlig zurücktreten und bei annähernd gleich starker poetischer Kraft ein Dichter den andern ersetzen, Hauptmann die „Ehre“, Sudermann „Die versunkene Glocke“ geschrieben haben könnte. Gewiß trägt jedes bedeutende dramatische Produkt den Stempel des betreffenden Meisters; aber, wenn der Lyriker, sozusagen seinen Kopf in das Petschaft prägt, so zeigt das des Dramatikers nur ein Emblem, welches, wie immer für ihn charakteristisch, uns über seine Physiognomie im dunkeln läßt.

Bei dem epischen Dichter liegt die Sache abermals anders und zwar führt sie uns wieder zu dem für den Lyriker gültigen Bild des Quells zurück. Nur daß wir jetzt durchweg von einem Bach oder, in bedeutenderen Fällen, einem Strom sprechen müssen, der eine kürzere oder längere Strecke Landes durchlaufen, Zu- und Nebenflüsse, große und kleine in sich aufgenommen und ihre Wasser mit den seinen vermischt hat.

So darf sich denn die epische Kunst weder der Unmittelbarkeit der lyrischen, noch der konzentrierten, aus der Tiefe empordrängenden Wassersäulenkraft der tragischen rühmen, sondern ist, um sich zu bewähren, in viel höherem Grade als die Schwesterkünste von vielen und vielerlei Nebenumständen und Bedingungen abhängig: den bürgerlichen Verhältnissen, in welchen der Dichter früher und später lebte; der Bildung, die er empfing und sich an-

eignete; den Beobachtungen und Erfahrungen, die er machte; den Schicksalen, die ihm wurden; den Einflüssen, welche die Menschen, mit denen er verkehrte, auf ihn übten; dem Kulturzustande seiner Nation, während er seine Werke schuf; den Ideen, welche seine Zeit erfüllten und beherrschten; den Aufgaben, an deren Lösung sie sich mühte; ihren Stärken und Schwächen, Tugenden und Lastern. Dies alles wird man aus seinen Werken herauslesen, nicht als ob er es immer absichtlich hineingelegt hätte, sondern weil er es, selbst wo es keineswegs seine Absicht war, hineinlegen mußte, wie der Fluß die Ufer, an denen er vorüberfließt, mit ihren Städten und Dörfern, Burgen und Bergen wiederspiegeln muß.

Und hier ist es nun, wo, was ich oben von der Wichtigkeit der Erinnerung für den Dichter gesagt habe, erst seine rechte Geltung empfängt. Ist sie schon für jeden eine Notwendigkeit und ein Segen, hat der epische in ihr eine gütige Nährmutter zu verehren, der er, gewiß nicht alles, aber das Meiste und Beste verdankt, und von der er nur lassen kann auf die Gefahr hin, ins Form- und Wesenlose sich zu verlieren und blutlose Schemen anstatt vollsaftiger Menschen zu schaffen. Und da er, wenn auch in erster Linie, doch nicht bloß Menschen vorführen soll, sondern sein Metier es mit sich bringt, daß er sie unweigerlich auf dem Hintergrunde der sie umschließenden Natur, in dem Rahmen ihrer Häuslichkeit, ihrer Gesellschaft zeigt, gehört zu seinen Aufgaben, auch dies drum und dran völlig zu beherrschen. In jedem gegebenen Augenblicke muß es ihm in aller Klarheit vor der Seele stehen; muß er in dem

Buche seiner Erinnerungen das Blatt zu finden wissen, auf dem das Gemälde, das er entwerfen will, mindestens bereits skizziert ist.

Wie nun verhält sich der epische Dichter zu seinen Werken? Wie weit verstatten und ermöglichen sie einen Rückschluß auf seine moralischen und intellektuellen Qualitäten?

Er behauptet in dieser Hinsicht die reine Mitte zwischen dem Lyriker, der sein Herz auf der Zunge trägt, und dem Dramatiker, dessen Gestalten freilich immer seines Geistes Hauch umwittern wird, der sich aber mit seiner Persönlichkeit scheu im Hintergrunde verbirgt. Man wird freilich auch ihn suchen müssen, aber darf gewiß sein, ihn zu finden. Selbst wenn er es dem Leser nicht so bequem macht, wie Thackeray und andere Humoristen, die — freilich sehr gegen den Geist und zum Schaden der epischen Kunst — sobald sich nur die Gelegenheit dazu bietet, den eigenen Kopf zwischen ihren Personen hindurchstecken und mit der eigenen Stimme ihre Ansichten über Gott und die Welt zum besten geben. Möge er sich, wie es sich ziemt, noch so streng innerhalb der Schranken des epischen Gesetzes halten — es wird und kann nicht ausbleiben, daß bei seinem heißesten Bemühen nach striktester Objektivität das Weltbild, welches er uns zeigt, im Lichte seines „Temperaments" steht. Will sagen: wie es seiner Art, zu sehen, seiner Art, zu empfinden, zu fühlen, zu denken, erschienen ist und erscheinen mußte. Und er so sich selbst in seiner eigensten Eigenheit dem Leser offenbart, als wäre eben dies und nichts anderes seine Absicht gewesen. Ja, es fragt sich, ob der epische Künstler überall, wie sehr auch ihm un-

bewußt, etwas anderes gewollt hat, als in der weiten Welt, die er durchschweift, sich selbst finden.

Ich wenigstens glaubte mir darüber klar zu sein, als ich meine Autobiographie „Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben“ schrieb und entdeckte, daß ich in meinen Werken schlechterdings nichts anderes getan hatte, als mich selbst in der Maske des jedesmaligen Helden dem verehrlichen Publiko präsentieren. Und habe die Relation mit den „Problematischen Naturen“ abgebrochen, weil die Fortsetzung nur eine endlose Variation desselben Themas gewesen sein würde. Wie ich denn vermute, daß aus demselben Grunde andere Autobiographien in dem Augenblick abbrechen, wo der Betreffende berufsmäßig in seine Kunst eingetreten, d. h. das Thema voll angeschlagen ist, zu welchem die ausführliche Schilderung der Jugendzeit das obligate Präludium war.

So denn möchte ich sie, die mir die Ehre erzeigen, wissen zu wollen, was und wie ich bin, freundlichst an meine Werke selbst verwiesen haben. Sie geben von mir ein vollständigeres und treueres Bild, als es selbst die ehrlichste Autobiographie vermöchte. Denn der Mensch

„er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.“

Aber seine Werke sind ein untrüglicher Wertmesser seines Wollens und Vollbringens. Auch hier — und hier erst recht — heißt es: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

5. Zur Erinnerung an Berthold Auerbach (1892).

Am 8. Februar werden es zehn Jahre, daß er von uns geschieden, und mir ist es, als wäre es gestern gewesen!

Er war in Cannes, dort Genesung zu finden von der schweren Krankheit, die ihn (wenn ich mich recht erinnere) bereits im November des vergangenen Jahres heimgesucht und wochenlang zwischen Tod und Leben schwebend gehalten hatte. Wir, seine Freunde hier, hofften, er werde sie finden. Die nicht eben häufigen Nachrichten, die von ihm einliefen, lauteten zwar nicht sehr befriedigend, manchmal sogar recht entmutigend; aber wir bauten auf seine machtvolle Natur und die wunderbare Elastizität, die wir so oft an ihm beobachtet, wenn er aus einem Zustande tiefster seelischer Depression sich in der nächsten Stunde, ja Minute zu sonnigen Höhen emporschwang. Er liebte ja auch das Leben so! Führte so gern das Wort im Munde: vom Tode sprechen wir zuletzt! Hatte sich selbst in Gegenwart der Freunde — ich bin sicher in voller Überzeugung — ein Goethesches Lebensalter prophezeit! Der eben erst siebzig werden sollte, hatte es also noch weit bis zum letzten Tag und zur letzten Stunde.

In diesem Sinne hatte ich denn auch Anfang Januar einen langen Brief an ihn geschrieben und

mein Allerbestes getan, ihn aufzurichten und gemütlich zu erfrischen. Daß wir (ich war ja auch längst nicht mehr jung) uns nicht mehr mit rosigen Illusionen tragen und nicht erschrecken dürften, wenn wieder einmal ein Blütentraum nicht reifen wolle — sei freilich Pflicht, die aber doch dem Schüler Spinozas nicht allzuschwer fallen könne. Und was den Niedergang der liberalen Idee betreffe, über den er so bittere Klage führe, so befänden wir uns augenblicklich im Wellental, um ganz zweifellos über kurz oder lang (hoffentlich über kurz) unser Schifflein auf der Wellenhöhe und unsere Flagge weit über die Wasserwüste flattern zu sehen. — Ich hatte, indem ich dies und anderes in demselben Geiste schrieb, vielleicht den Mund ein wenig voll genommen. Man pflegt das zu tun, wenn man sich selbst zufällig gesund und kraftvoll fühlt, und einem, der krank und schwach ist, von dem eigenen Überfluß möglich reichlich abgeben zu müssen glaubt. An das Shakespearesche: Der Gesunde hüpft und lacht, dem Kranken ist's vergällt, denkt man erst, wenn der Kranke uns wehmütig lächelnd die Hand drückt und leise spricht: Du meinst es gewiß gut, aber —

Ich wenigstens dachte daran erst, als die Antwort des kranken Freundes kam: ein langer Brief von seiner Hand, die beim Schreiben vielleicht nicht ganz so fest gewesen war, wie wohl sonst. Das hätte nichts zu bedeuten gehabt; das findet sich wieder. Aber würde der Freund jemals die alte Kraft, den alten Mut wieder finden? Zum ersten Male — nach diesem Brief — beschlich mich ein banger Zweifel. Er war so schwermutsvoll, dieser Brief! Es sprach aus ihm so wenig Hoffnung der Genesung! Ach, und was

schlimmer, viel schlimmer war: wenn auch nicht deutlich ausgesprochen, überall klang es durch, daß, wie er wieder zu genesen nicht mehr hoffen dürfe, er es auch nicht mehr wünschen könne, nicht mehr wünsche!

Hier ist der Brief. Er ist noch nie mitgeteilt worden, und ich meine, daß nichts auch nur annähernd so im stande ist, uns das Bild des verehrten Mannes vor die Seele zu rufen, wie diese seine eigenen Worte. Für mich sind es nicht einmal mehr Worte; für mich ist es er selber; und ich bin überzeugt, daß es allen, die ihm persönlich näher und nahe gestanden, ebenso ergehen wird. Auerbach war eben immer er selbst, er mochte wollen oder nicht*).

Cannes den 12. Jan. 82.

Vor Allem, lieber Spielhagen, eine Geschichte, zunächst nicht von mir, sondern von meinem Freunde David Strauß.

Ich war kurze Zeit vor seinem Tode zum letzten Mal bei ihm in Ludwigsburg. Er wohnte nicht weit vom Bahnhof in einem der neuen Häuser, drei Treppen hoch und hatte eine alte Frau zu seiner Bedienung. Er lag in einem wohlaufgeräumten mit schönen Kupferstichen geschmückten Zimmer auf dem Sopha und recitirte mir einige der Gedichte, die er damals verfaßte, indem er sagte: abgesehen von allem Andern thue ihm dieses Aufbauen geschlossener Formen und der Wohlklang an sich gut. Sonst sei er eben müde, arg müde, und es sei genug.

---

*) Ich gebe den folgenden Brief genau in Auerbachs Orthographie und Interpunktation.

Ich verstehe alles erst jetzt recht. Der Zuruf: Nicht müde werden! kann von einem Gesunden an Gesunde ergehen. Anders ist es aber, wenn die körperlichen Kräfte versagen und wenn dazu das Gefühl kommt, daß man einer Zeitstimmung gegenübersteht, die man nicht mehr zu bewältigen vermag. Da legt man gern Wehr und Waffen ab und sich selber zur Ruh.

Diese Empfindung in Ursache und Wirkung teile ich jetzt.

Ich verließ damals Strauß auf eine Stunde, er mußte still ausruhen. Ich kaufte Blumen und kam wieder. Er freute sich sehr mit den Blumen und besonders auch mit den Reseden. Es schien, daß er selten in dieser Art erfreut wurde.

Ich hatte mir auch vorgesetzt, eine Aussöhnung von Strauß und Fr. Vischer zu Stande zu bringen, denn S. las die Briefe Vischers nicht mehr, da dieser sich nicht ganz zu ihm d. h. zu seiner Schrift Der alte und der neue Glaube gestellt hatte. Von mir selber, das wußte S., konnte er das nicht erwarten, da ich schon lange erklärt hatte, wie ich mich nicht für berechtigt halte, ein Wort in die internen Angelegenheiten des Christentums hineinzureden. Da jetzt S. über V. sehr heftig wurde, (leider werden wir ja in Krankheit leicht übermäßig heftig) brach ich von dieser Sache ab und sprach (wie ich glaube auf Veranlassung des Sohnes Dr. med.) von der Operation, die Prof. Simon in Heidelberg mit S. vornehmen wollte. Und ja — das ist es eigentlich warum ich Ihnen lieber Spielhagen diese ganze Geschichte erzähle. S. sagte, er werde sich der Operation nicht entziehen, aber es

wäre ihm nicht recht und wohl auch nicht gut wenn er wieder in's Leben zurück müßte; er habe sich ganz fertig gemacht und dabei sollte es nun bleiben.

Wie gesagt, lieber Spielhagen, das ist auch mein Fall, und es ist freilich bei mir anders geworden. Ich soll und muß wieder leben, und ich war doch auch so ganz fertig gewesen und wer weiß, ob ich die schöne Ruhe für das Äußerste je wieder so gewinne und wer weiß, was ich überhaupt noch zu tun oder auch zu empfangen hatte.

Welch ein Wiederaufwachen war und ist das! Ich lag Wochen lang ohne von der Welt zu wissen und ohne Wunsch davon zu wissen. Ich dämmerte so hin und schwamm meistens in Mozart'schen Melodien, die sich mir von selber aufspielten. Ich konnte endlich wieder eine Zeitung lesen. Was für eine Welt war wieder da! Ein Wahlkampf ohne Gleichen, in der die Reaction die schamlose Roheit und Blutvergiftung ganz frei und offen betrieb, secundirt von Judenhetzen und Studentencorruption. Der ganze ideale Bestand des deutschen Lebens immer frecher in Frage gestellt und speciell auf unserm Arbeitsfelde — der X.*) ist da! Warum ist denn Spindler vergessen, der viel derber und massiger zugriff. (Beiläufig gesagt in unsrer Pension, wo wir 12 Deutsche sind, wurden drei Ex. eines X. zu Weihnachten geschickt.) Was sollen wir noch da, die wir die Kunst und die höhere Lebensauffassung erstreben? Es ist eine schwere Aufgabe ein Deutscher und ein deutscher Schriftsteller zu sein und nun gar noch dazu ein Jude.

*) Ich glaube nicht, daß ich berechtigt bin, den Namen auszuschreiben. Fr. Sp.

Den 15. Jan.

Ich habe wie Sie sehen den Brief liegen lassen. Schreiben greift mich doch noch arg an und nun gar das Hineindenken in das Zeit-Elend. Ich bin stark genug für einen Brief an einem Tage, dann aber bin ich mit meiner Kraft zu Rande. Ich bin noch krank und bekämpfe die seelische Zerrissenheit, die sich für mein Alter nicht schickt und nur eine jugendliche Entwickelungskrankheit sein dürfte. Ich möchte arbeiten und mich selber damit los werden, aber wie körperlich so habe ich auch geistig keinen festen Griff mehr.

Nun aber genug geklagt. Ich hoffe doch manchmal wieder und halten Sie das auch fest im Denken an mich und lassen Sie sich nicht zu sehr betrüben. Ich habe in einem Zuge die Odyssee gelesen und das hat mir wohlgetan und hob mich über alle Gegenwart hinaus.

Über die Verzögerung Ihres Schreibens kein Wort. Ich weiß, daß Sie mir treu zuleben und ich habe selber zu oft um Indemnität für Versäumtes nachzusuchen, daß ich das gerne auch gewähre.

O wie recht haben Sie und wie ist das ganz auch mein Sehnen, die Stille zu finden, in der man wieder das Innerste seines Wesens faßt, das von Geräusch und Kampf und Drang des Lebens so übertönt ist. Ich hoffe, nun dazu zu kommen, und hoffe es manchmal noch. Ich habe meine Jugendgeschichte begonnen, bin aber jetzt aus dem Ton heraus. Die paradiesische Gegend hier empfinde ich wie durch einen Nebel. Ich hatte geglaubt, in der Einsamkeit volles Genügen zu finden, aber ich bin

eben doch ein Menschenmensch, der einer erwecklichen Ansprache bedarf*).

Ihr Berthold Auerbach.

Nicht wahr: jedes Wort Auerbach! Aber es drängt sich mir jetzt erst auf, da er nicht mehr leibt und lebt. Damals, als ich den Brief gelesen, fragte ich mich nur traurig, ob ich, ob wir alle nicht seine Lebenskraft doch überschätzten, die Todesahnung, die durch den Brief zog, nicht doch bald traurige Wirklichkeit werden solle. Doch der Mensch, „noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf", und so beantragte ich wenige Tage später in der Literarischen Gesellschaft**), Auerbach, der aus krankhafter Grille nicht hatte beitreten wollen, zu seinem bevorstehenden 70. Geburtstage die Ehrenmitgliedschaft anzutragen. Die allgemeine Billigung, die mein Antrag fand, bewies, wie jeder fühlte, daß der Verein, indem er einen solchen Mann ehre, nur sich selbst ehre. Ein schönes Diplom wurde bestellt, es kam nicht mehr zur Ausführung, der Tod war schneller als der eifrige Künstler.

Es war nach Tische bei einer Auerbach eng befreundeten Familie. Wir saßen um den Kamin. Die letzten Nachrichten über sein Befinden hatten nicht gut gelautet. Auf uns allen lag ein schwerer Druck; es wurde nur im Halbton gesprochen. Ein Verwandter des Hauses trat herein; er war zugleich auch der geschäftliche Berater des Freundes, stand mit ihm in besonders lebhafter Verbindung und wußte stets das Neueste. Er war gekommen, uns das Neueste

*) Folgen noch einige Grußaufträge an gemeinschaftliche Freunde.

**) Nicht der von heute, einer früheren, verflossenen.

mitzuteilen; er vermochte es nicht; die Stimme versagte ihm, die Tränen strömten ihm über die Wangen. Keiner fragte. Was hätte man auch weiter fragen sollen! Stumm saßen wir da; die meisten weinten still. Ich habe nur einmal im Leben einen so ergreifenden Ausdruck herzinniger Trauer erfahren.

Für mich kamen Wochen, in denen ich die Geschäfte des Tages mechanisch erledigte, während das Gedenken des Freundes meine ganze Seele füllte. Er war mir so teuer gewesen, und er hatte mich auch sehr lieb gehabt. Das letztere erfuhr ich wahrlich nicht erst aus dem Briefe an mich, den er an seinem Todestage wenige Stunden vor dem Ende dem Sohne in die Feder diktiert hatte*). Wo ich ging und stand umschwebte mich sein Bild. Dabei war das Seltsame, daß ich ihn mir durchaus nicht tot denken konnte. Als ich in der Singakademie die Gedächtnisrede auf ihn gehalten hatte und vom Katheder stieg, meinte ich, er müsse, wie er es so manchmal in solchen Augenblicken getan, auf mich zutreten, mir ein lobendes, jedenfalls charakteristisches Wort sagen. Ja, es ist mir das Wunderliche begegnet, daß ich, schnell um die Ecke des Kaiserhofes fahrend und plötzlich einen Mann erblickend, der in Gestalt und Gang dem Verstorbenen allerdings merkwürdig ähnelte, das Wagenfenster schnell herabließ und mich eilends hinausbog, dem Freunde Guten Tag zuzurufen.

Und, wie denn das in solcher tief erregten Stimmung der Seele zu sein pflegt: ich quälte mich mit dem Gedanken, daß ich, während er lebte und ich

*) Ich habe diesen Brief in der Einleitung zu den „Briefen an Jakob Auerbach" mitgeteilt.

das Glück seiner Freundschaft genoß, ihn nicht genug geliebt, ihm nicht genug Liebes und Gutes erwiesen habe. Besonders lastete eines auf mir, wie die Erinnerung eines Verbrechens: eine absprechende Kritik über seinen Roman „Waldfried", die ich seinerzeit in dem Londoner „Athenäum" veröffentlich hatte. Es war wahrhaftig bös nicht gemeint gewesen; dem eifrigen Rezensenten war die Feder nur durchgegangen. Aber ihn hatte das Machwerk tief betrübt; er hatte wochenlang den Schmerz nicht verwinden können, sich von mir öffentlich angegriffen zu sehen, noch dazu vor Leuten, welche „die Sache doch eigentlich garnichts anging". Was würde ich jetzt gegeben haben, hätte ich geschwiegen! Die Reue kam dann freilich, wie das so ihre üble Gewohnheit ist, auch diesmal zu spät.

Doch dieser trübe Ton in meiner Trauer um den Verlorenen war nicht der dominierende; die Wohltat der Zeit kam auch mir zu gute, sänftigte den herben Schmerz und ließ dem freudig-stolzen Bewußtsein sein Recht, daß ich einen solchen Mann meinen Freund hatte nennen dürfen. Und denke ich jetzt an ihn — und ich tue es oft, sehr oft — stört nichts mehr diese frohe Stimmung. Ich rufe mir die Stunden zurück, die ich mit ihm verlebt habe im trauten tête-à-tête, oder in der Gesellschaft. Goethe sagt einmal von Schiller: er war groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Ich meinte: mutatis mutandis wird das auf alle wahrhaft bedeutenden Menschen zutreffen, und ganz gewiß trifft es auf Auerbach zu. Ich habe ihn bewundrungswürdig gesehen, wenn niemand sein Hörer war als ich allein; ich habe ihn Feuerworte reden hören,

wenn eine ganze Gesellschaft atemlos an seinen Lippen hing. Nie werde ich die Neujahrsnacht von 1863 vergessen. Wir waren ein intimer Kreis — Herren und Damen — in einem Restaurant. Löwe-Calbe, Twesten, H. B. Oppenheim, Eduard Lasker, der Justizrat Otto Lewald waren von der Partie. Mitternacht kam heran; es sollte und mußte geredet werden; niemand wollte reden — in einer Gesellschaft von Rednern nichts Ungewöhnliches. Endlich sprach ich, der weitaus jüngste, und der am wenigsten, besser nichts zu riskieren hatte. Meine Absicht war erreicht: das Eis der Schweigsamkeit war gebrochen; es sprachen alle einer nach dem andern. Es war ein Fest, wie ich es nie vorher erlebt hatte, nie wieder erleben werde. Die, welche jene Männer nicht gekannt haben, mögen es mir aufs Wort glauben; wer sie gekannt hat, wird mich einfach um diese Erinnerung beneiden. Zuletzt sprach Auerbach. Wie ich jetzt daran zurück denke, ist es mir, als ob es keine Rede, als ob es himmlische Musik gewesen sei. Vielmehr, ich habe damals schon diesen Eindruck gehabt. Ich lauschte in Verzückung, an allen Gliedern leise bebend. Auch könnte ich von dem, was er sagte, nichts reproduzieren, während ich mich doch noch jetzt ganzer Sätze aus den Reden der anderen erinnere. Es war eben Musik. Wer kann Musik in Worte übersetzen? Redner waren sie alle von eminenter Begabung und geschult durch fast tägliche Übung. Aber Auerbach war der größte unter ihnen.

Von den Genannten lebt heute keiner mehr. Les dieux s'en vont.

6. Berthold Auerbachs Briefe.

Vorwort.

Ich weiß nicht ohne Arbeit zu leben.
B. Auerbach. Briefe II. S. 477.

In dem letzten aller seiner Briefe — dem Briefe an mich, welchen der verewigte Freund am 8. Februar 1882 in Cannes seinem Sohne Eugen in die Feder diktierte und ach! nicht mehr sollte bis zu Ende diktieren können, — heißt es, nachdem er mich „zum wesentlichen Herausgeber seiner opera omnia, sowohl der bereits gedruckten, als noch ungedruckten" ernannt, bezüglich dieser letzteren:

„— — eine Hauptsache ist folgende: Das
„Wichtigste der Entwickelung meines allgemeinen
„und besonderen Lebens steht in den seit 1830
„ziemlich regelmäßig fortgeführten Briefen an
„meinen alten vertrauenswerten Freund Dr.
„Jakob Auerbach in Frankfurt am Main. Ich
„wünsche, daß diese Briefe herausgegeben wer-
„den unter Auslassung —"

(folgen einige Spezialbestimmungen).

Ich stelle obige Worte an die Spitze dieser Zeilen, mit denen ich auf den Wunsch des Herrn Adressaten und Herausgebers der Briefe mich hier an den Leser wende, weil sich daran am schicklichsten eine Klarlegung knüpfen läßt des Verhältnisses, in welchem wir — die anderen Herausgeber des literarischen Nachlasses — zu dem folgenden Werke stehen.

Zuerst: es bildete sich bei uns nach langem, mühseligem Studium des weitschichtigen uns zu Händen gekommenen, vorläufig völlig ungesichteten handschriftlich nachgelassenen Materials die Überzeugung aus, daß die Briefe, welche der Verewigte „eine Hauptsache" nannte, weitaus die Hauptsache sein müssen, vor welcher das andere: Novellen, Novellenfragmente, Aufsätze, Aufsatzfragmente, Autobiographisches, philosophisch-ästhetische Aphorismen u. s. w., ja selbst die durch viele Jahre tagebuchartig fortgeführten dramaturgischen Aufzeichnungen, als von untergeordneter Bedeutung, vorläufig zurückzutreten habe.

Allerdings war diese Überzeugung bei uns eine sozusagen apriorische, denn keiner von uns hatte die Briefe gelesen; aber es gibt ja auch in geistigen Dingen eine Wahrscheinlichkeitsrechnung von einer bis auf weiteres genügenden Beweiskraft.

Im Vertrauen auf die Richtigkeit unsrer Schlüsse drang ich (auch namens meiner Kollegen) in den Besitzer dieser Briefe (der ja auch für den übrigen und eigentlichen literarischen Nachlaß unser Kollege war), unverzüglich die Herausgabe der Briefe in Angriff zu nehmen. Wir fanden es begreiflich, daß er nicht leichten Herzens an die gewaltige Aufgabe ging, bei deren Lösung ihm keiner von uns weder intellektuell noch materiell hilfreiche Hand leisten konnte. Denn das sagten wir uns — und werden alle sagen müssen, die sich in das Verhältnis hineindenken wollen — er, und er allein, konnte für Mit- und Nachwelt das Sanktuarium erschließen, in welchem er die teuren Blätter bewahrte, welche der Freund während eines Zeitraums von über

fünfzig Jahren — von den sonnenhellen, hoffnungsreichen Jünglingsjahren bis in das von Krankheit und Kümmernis umwölkte Greisenalter, bis an sein Lebensende — an ihn richtete. An ihn: den vertrautesten Freund und Herzensbruder, vor dem er nicht sowohl keine Geheimnisse hatte, als, was ihm selbst noch Geheimnis war, erst zu enträtseln suchte; an ihn, seinen Gewissensrat und Beichtiger in den oft schweren Bedrängnissen seiner Seele und seines Herzens; an ihn, den unbestechlichen Prüfer und feinsinnigen Berater in wissenschaftlichen und ästhetischen Dingen! Ihm, und keinem Menschen sonst auf der Welt hat er dies unbegrenzte Vertrauen geschenkt — nicht geschenkt! — gewähren müssen, weil er durch die unbedingte freundschaftliche Hingabe, die nicht die Flucht der Zeit und keine Wechselfälle des Schicksals beeinflussen konnten; vor allen — der verehrte Mann muß mich nun schon frei reden lassen, nachdem er mir einmal an dieser Stelle das Wort gestattet — durch die Lauterkeit seines Charakters, den sittlichen Adel seines Wesens, seine gründliche und vielseitige Bildung es ihm wieder und immer wieder und in immer steigendem Maße abnötigte.

War er aber so nicht bloß der Depositar der intimsten Herzensergießungen und Bekenntnisse Auerbachs, sondern auch in hohem Grade ihr intellektueller und moralischer Urheber, so mußte er folgerichtig auch die Verantwortung dafür übernehmen, was von diesen Intimitäten überall oder zur Zeit das Licht der Öffentlichkeit vertrug. Die Geheimnisse der Freundschaft sind heilig, wie die der Liebe. Was davon zu offenbaren — nur die Liebenden, nur die Freunde selbst können es entscheiden.

Wie schwer dem überlebenden Freunde diese Entscheidung fallen werde, hat sich der Dahingeschiedene wohl kaum ganz klar gemacht, wenn er auch von vornherein einzelne Partien der Bekenntnisse ausgeschieden sehen wollte. Diese Partien schieden sich, sozusagen, von selbst aus; das übrige hat er offenbar zur Veröffentlichung geeignet erachtet. Aber konnte er nach so vielen Jahren noch wissen, was „das übrige“ besagte? was alles in dem übrigen gesagt war? Unmöglich. Er konnte nur noch den Gesamteindruck haben — und darin hat er sich ja nicht getäuscht — daß in den Briefen ein unendliches autobiographisches Material aufgespeichert sein müsse, welches vor der Hand an die Stelle der beabsichtigten (nicht zu stande gekommenen) künstlerisch ausgearbeiteten Autobiographie zu treten habe, und auf dessen Veröffentlichung er deshalb noch angesichts des Todes drang. Er, der Schriftsteller, der, wie recht und billig, in allen seinen Äußerungen, auch den brieflichen, nur eine fortgesetzte Reihe von Selbstbekenntnissen sah, mußte so denken, mußte darauf dringen und dem Freunde die schwere Last auferlegen, zu entscheiden, wie weit er diesem Drängen nachgeben durfte. — Die beiden vorliegenden Bände nun sind der Ertrag der pietätvollen Arbeit, an welche der Herausgeber zwei Jahre von dem Herbste seines Lebens gesetzt, um sich (nicht als gewollten, aber unausbleiblichen Lohn) den Dank aller Freunde Auerbachs zu erwerben, d. h. aller, welche für deutsches Geistesleben und deutsche Dichtkunst Herz und Verständnis haben.

Wenigstens ist dies meine Empfindung, nachdem ich jetzt die Briefe zweimal aufmerksam durchgelesen.

Eine Empfindung, nicht ein Urteil, am wenigsten eines, das ein allgemeingültiges zu sein beansprucht. Bin ich doch, wie die Verhältnisse liegen, dem Werke gegenüber nur ein erster Leser von den vielen, die nach mir kommen werden — ein Leser freilich, der dem Autor von ganzem Herzen zugetan war.

Aber sollte dieser Umstand die Reinheit meiner Empfindung trüben? Ich glaube nicht. Wohl mag ich, der ich den Autor so genau kannte und so lieb hatte, noch einen ganz besonderen Genuß von tausend und abertausend kleinen Zügen haben, die dem, welcher ihm ferner stand, weniger bemerkenswert erscheinen, vielleicht ganz entgehen mögen; aber daß der Nahestehende wie der Fernstehende die eminente Bedeutung des Werkes gleich deutlich erkennen können und erkennen werden, davon bin ich überzeugt.

Ob meine Überzeugung, die ja auch die des Herausgebers ist — hätte er sich sonst zu der mühevollen Arbeit entschlossen? — von der öffentlichen Kritik des Tages und dem Urteil der Geschichte der Literatur bestätigt werden wird — ich überlasse es getrost der Zukunft. Jedenfalls fühle ich, es würde mir nicht anstehen, hier eine eindringende Analyse des in den folgenden Briefen zu Tage liegenden literarischen und kulturhistorischen Materials zu geben; auch bin ich ehrlich überzeugt, daß zur Lösung dieser Aufgabe, wie sie mir vorschwebt, jene würdigen und gelehrten Männer, welche von der kritisch-historischen Warte aus das Feld der Literatur überschauen, weit geeigneter sind, als ich, dessen Leben sich in der täglichen Arbeit auf diesem Felde verzehrt.

Aber — wohl eben, weil dies letztere der Fall:

aus dem reichen Stoffe, der hier der eingehenden Betrachtung geboten ist, drängt sich mir eines auf und hält mich fest, daß mein Blick sich immer wieder darauf wendet, und deshalb der Leser mir verzeihen möge, wenn ich mich nicht entbrechen kann, auch seinen Blick darauf zu richten.

Dies eine ist die absolute Hingabe des Mannes an seine Arbeit, an seinen schriftstellerischen Beruf.

Der Beruf des Schriftstellers!

Welche wunderlichen Vorstellungen macht man sich davon im Publikum, besonders bei uns zu Lande, wo die unermeßliche Breite eines gewissen mittleren Bildungsniveau den, welcher sich bewußt ist, mindestens auf diesem Niveau zu stehen, nur zu leicht zu der Annahme verführt, daß er die Höhen auch des Schriftstellertums bereits erreicht habe; es zum mindesten nur Sache seines Willens und Wollens sei, ob er dieselben erreiche oder nicht. Und nun gar, wenn sich ihm Gelegenheit geboten, seine Ansichten über irgend einen Gegenstand des Tages in Form einer Broschüre kund zu geben, oder er ein paar seiner kostbaren Stunden geopfert hat, etwas zu Papier zu bringen, das er und seine Freunde für eine Novelle, einen Roman, ein Drama halten! Dann ist die Sache endgültig entschieden; dann ist es meistens nur die Rücksicht auf seine höhere Lebensstellung, wenn er sich nicht öffentlich einen Schriftsteller nennt. Welche Ehre gebe es auch, sich als etwas ausdrücklich zu gerieren, was jeder Gebildete sein kann — sobald er will! Ja, handelt es sich um den Dichtertitel! Nur daß es wohl einen Dichterruhm, aber keinen Dichtertitel gibt! nur daß sich, bei Strafe, der allgemeinen Mißbilligung zu

verfallen, keiner so nennen darf, und hätte er neunundneunzigmal bewiesen, daß er es ist. Es könnte ihm doch beim hundertsten Male begegnen, den Beweis dafür schuldig zu bleiben!

Wohl! es sollen sich der Maler, der Bildhauer, der Musiker, der Architekt nach ihrem Berufe nennen dürfen und Berufskünstler sein und bleiben, auch wenn ihnen dies oder jenes Werk nicht gelingt; die Frage: ob Dichter oder nicht? soll eine Frage sein von Fall zu Fall.

Aber es kann doch unmöglich von den Qualitäten, die den Dichter konstituieren, in dem Falle des Mißlingens alles verloren gegangen sein; etwas muß doch auch in dem mißlungenen Werke sich finden, wodurch es trotz alledem als das Werk eines Meisters, eines Fachmannes zum wenigsten, sich dokumentiert und sich für das Auge des Kenners von dem gelungensten Werke des Dilettanten sofort unterscheidet.

Und so ist es in der Tat.

Was aber ist dies unzerstörbare Etwas?

Es ist der Schriftsteller in dem Dichter.

Goethe definiert gelegentlich — ich kann die Stelle nicht bezeichnen und deshalb den Wortlaut nicht bringen, aber der Sinn ist mir vollkommen gegenwärtig — den Schriftsteller als den, welcher des Glaubens an die Macht des Wortes voll ist, in diesem Glauben lebt und webt und wirkt. In dem Glauben, daß jeder Gedanke, der durch den Kopf, jedes Gefühl, das durch die Brust des Menschen geht, auch einen Ausdruck im Wort, durch das Wort finden muß. Und der, füge ich hinzu, nun unablässig, mit Aufbieten seiner ganzen Kraft nach diesem

Ausdruck sucht und nicht eher ruht, als bis er wenigstens den ihm erreichbar höchsten gefunden. Wie, nach dem alten Spruche, den Mann das Eisen, so lockt ihn das Wort; es ist seine Schutz- und Trutzwaffe, in deren Gebrauch er sich unablässig übt, in deren Handhabung er es bis zur höchsten Vollkommenheit bringen will. Denn er weiß: „Der Gedanke fliegt vergeblich, wenn das Wort ihm nicht folgt".

Hier scheint ja nun freilich nur auf die rein formale Seite der Sache hingedeutet zu sein, hinter der sich aber doch bei genauerer Betrachtung ihr Wesen birgt. Das Wesen, welches darin besteht, daß „das Wort" nicht Selbstzweck, nur Mittel zum Zweck ist: zu dem Zweck, eben Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, die des Ausdrucks wert sind, der also durch sie erst seine Würde empfängt, wie jene durch ihn Glanz und Schönheit. Und die, wie sie von vornherein für den Mann des Wortes das Treibende waren, ihn nun ihrerseits wieder locken und antreiben, sich tief und tiefer in sie zu versenken, sie in sich zu hegen und zu pflegen, auszubilden, auszufeilen, zu vermehren und aufzuspeichern in immer wachsender Fülle, daß nie der Augenblick kommen möge, wo sie ihm „fehlen", und dann freilich „das Wort" allein übrig bleibt als klingende Schelle und tönendes Erz. Und weiter: daß er, der Mann des Wortes und der schönen Stellung und Gliederung der Schrift, nun nach eben der schönen Gliederung seiner Gedanken, der völligen Durchklärung seiner Empfindungen strebt; daß er sorgsam nach den ästhetischen Formen ausspäht, in welchen sich diese

Gedanken, diese Empfindungen am schicklichsten, eindringlichsten vortragen lassen; die Gesetze endlich dieser Formen bis in ihre Tiefe zu erkennen trachtet, wohl wissend, daß er mit der richtig ergriffenen Form erst auf dem Wege ist, dessen Endziel er nur durch die strenge Beobachtung der Gesetze dieser Form erreicht.

Vindiziere ich hier nicht dem Schriftsteller und sage von ihm aus, was nur dem Dichter zukommt? Oder doch dem Dichter in den Vorstudien zu seiner Arbeit, höchstens in den Vorstadien derselben? Gewiß fehlt zu dem allen noch das Letzte, oder, wenn man will, das Erste und Letzte, was den Schriftsteller zum Dichter, zum Künstler macht: die Phantasie. Aber ebenso gewiß scheint mir: die Phantasie allein macht den nicht zum Dichter, der nicht zuvor und zugleich Schriftsteller ist. Und wiederum: wenn niemand, sobald man nur auf die aktuelle Leistungsfähigkeit sieht, zu allen Zeiten Dichter sein kann, so ist und bleibt der Dichter Schriftsteller zu jeder Zeit, von dem Augenblicke, in welchem er sich bewußt wird, daß „er eine kleine Welt brütend in seinem Gehirn hält", bis zu seinem letzten.

Der Brief des Freundes, aus welchem ich eingangs dieser Zeilen die das vorliegende Werk betreffende Stelle anführte, beginnt: „Heller Sonnenschein, Rauschen des Meeres. Morgen um diese Stunde atme ich vielleicht nicht mehr." Ach, er sollte ja den Abend des Tages nicht mehr erleben! Aber angesichts des Todes muß er nach dem adäquaten Ausdruck des Gedankens suchen, der durch sein rastloses Gehirn geht: draußen die ewige Natur und hier ein sterbender Mann! Und er findet diesen Ausdruck.

Im letzten Aufflackern leistet ihm die Geistesflamme noch den heiligen Dienst, zu welchem er sie gehegt und geschürt hat sein Leben lang.

Und dies: die treue, unentwegte Hingabe des Mannes an seinen schriftstellerischen Beruf sein langes Leben hindurch, ist es eben, was mich, indem ich diese Briefe wieder und wieder durchblättre, mit stets neuer, wachsender Bewunderung erfüllt. Hierher kommt ihr, die ihr euer Ideal, ein Schriftsteller zu sein, mit einem Sprunge erreichen zu können, erreicht zu haben glaubt; ihr, die ihr wähnt, daß ihr das Schriftstellern frei treiben könnt, wie Essen und Trinken; ihr, die ihr achselzuckend von „Leuten" sprecht, „die ihren Beruf verfehlt haben" — hierher kommt ihr alle und seht, was es mit dem Berufe des Schriftstellers auf sich hat, und lernt Ehrfurcht vor diesem Berufe! Seht, wie dieser Hochbegabte, dem es bei seinem Wissen, seinem Fleiß ein Leichtes gewesen wäre, sich in einem der honetten Berufe, die er nach eurer Ansicht verfehlt hat, sein gemächliches Auskommen und mehr als das und Anerkennung und Ehre dazu zu verschaffen, bis in sein Mannesalter mit der bittersten Armut wacker kämpft und sich im Dunkel einer rang- und titellosen Existenz bescheiden birgt, um seinem Berufe unentwegt nachzugehen! Seht, wie er später, wenn die Versuchung, den Unbilden eines materiell nicht gesicherten Lebens, von denen ja im lieben Deutschland auch der erfolgreiche Schriftsteller kaum jemals verschont bleibt — wie er, sage ich, wenn diese Versuchung in Form des Anerbietens eines öffentlichen Amtes, einer Sinekur an ihn herantritt, mit dumpfem Herzklopfen dem scheinbar Unvermeidlichen entgegenbangt und

beglückt aufatmet, wenn das Übel nun doch von ihm gewichen!

Und wer das leicht nehmen und sagen wollte: er fühlte sich eben wohl in seinem Berufe, der sehe, wie er es sich in seinem Berufe hat so herrlich wohl sein lassen! Kommt! und tut desgleichen — wenn ihr könnt! Erhebt euch von eurem Lager mit dem Gedanken an eure Arbeit; geht schlafen mit dem Gedanken an eure Arbeit; träumt von eurer Arbeit, erwacht mitten in der Nacht und grübelt weiter über eure Arbeit — nicht heut' und morgen! nein, jeden Tag und jede Nacht eures Lebens, so viele euch das Schicksal gewährt, und erreichten sie, wie bei diesem das biblische Maß! Und geht keine Gasse eines Dorfes, einer Stadt, keinen Feld- und keinen Parkweg, ohne daß die Arbeit mit euch geht! und besteigt keinen Wagen, der euch in die weltentrückende Stille eines Alpentales oder des Meergestades führen soll, ohne daß sie, der ihr euch ergeben habt, mit euch einsteigt! Und während der Fahrt sinnt und sinnt, wie die Aufgabe, welche euch die unsichtbare Begleiterin in das Reisebündel geschnürt, in der Ausführung aufs beste gerate! Und scheint das Werk euch geraten — glaubt es nicht! spart keine Feile, es noch besser zu machen! Und, seid ihr mit eurer Kraft und Kunst zu Ende, laßt euch nicht verlocken, zu wähnen, daß dies nun das beste sei dessen, was ihr schaffen könnt, geschweige, was geschaffen werden kann! Schaut auch in den Momenten höchster Schaffenslust und dankbarer Freude an dem Geschaffenen demütig empor zu den hohen Geistessternen, die mit ihrem Strahlenglanz durch die Jahrtausende leuchten! Bekennt euch noch mit

grauen Haaren als bescheidene Schüler zu ihnen, als zu euren hehren Meistern und unerreichbaren Mustern! Feiert ihre Gedenktage, ob mit tönender Rede vor Hunderten in den glänzenden Sälen der Städte, ob mit stillem Gebet am einsamen Wegesrain! Und habt auch wieder eure herzliche Freude an dem gelungenen Werke eurer Mitstrebenden, und wendet euch nur da unwillig ab und laßt es nicht fehlen am herbtadelnden Wort, wo ihr den Leichtsinn schalten und die Frivolität walten seht und Spott treiben mit dem, was euch heilig ist!

Ja, ihm war sein Beruf heilig; man versteht den Mann nicht, wenn man sich dessen nicht bewußt wird, sich nicht mit der Überzeugung durchdringt, daß er in heiligem Ernst und treuem Glauben in seinem Berufe ein Priestertum sah der Wahrheit und der Schönheit, die er sich ohne die Freiheit nicht denken konnte, wie sie dem mündigen Volke ziemt, das sein Land mit hingebendster Liebe liebt. Wahrheit und Schönheit, Freiheit und Vaterland — sie waren die Ideale seines Lebens, denen er auch mit keinem Hauche untreu geworden ist, trotz der Verdüsterungen, denen hochstrebende Seelen, wie die seine, am wenigsten entgehen; trotz der Zweifel, die in des Tages Wirrsal, in dem scheinbar nutzlosen Kampf mit der den Menschen angewohnten Gemeinheit auch den Mutigsten jezuweilen beschleichen mögen; trotz auch der naiven Freude, die er an seinen großen Erfolgen zu haben schien, und die ihm von solchen, welche ihn nicht kannten, oft so übel ausgelegt wurde. Aber wie seine Verdüsterungen, seine Zweifel nur Schleier waren, die ihm seine Ideale wohl momentan zu verhüllen, nie aber zu entfremden oder gar zu

rauben vermochten, so war die Bewunderung der Menge wahrlich keine Sonne, in deren Strahlen er sich müßig und eitel wärmte und blähte. Wie bescheiden er über seine Verdienste, seinen Ruhm dachte — in hundert rührenden Äußerungen steht es auf diesen Blättern zu lesen. Und wenn er es nicht immer ausdrücklich sagt, daß er die Kränze, die ihm wurden, zu den Füßen seiner Gottheit niederlegte — in seinem Herzen hat er es stets getan; hat stets in seinem Herzen die Ehren, so ihm persönlich bezeigt wurden, empfunden nur als Huldigungen, die er entgegenzunehmen hatte im Namen der Ideale, deren Priester er war.

Ich weiß sehr wohl: was ich hier zu fixieren suche, es ist nur ein Gesichtspunkt von den vielen, aus denen diese Briefe betrachtet werden können und müssen. Aber, wie gesagt, er ist für mich der anziehendste, weil ich von keinem andern das Bild des Mannes so gleichsam mit einem Blicke überschauen kann.

Des teuren Mannes, der sein Leben lang nichts anderes gewesen ist und hat sein wollen, als ein Schriftsteller in dem obigen Goetheschen Sinne.

Und der durch die Treue, mit der er sich seinem Berufe hingegeben und seines Amtes gewaltet, eine Zier seines Berufes geworden ist und sein Amt ehrwürdig gemacht hat auch in den Augen derer, die außerhalb des Berufes stehen; den Berufsgenossen aber als ein leuchtendes Vorbild dienen kann, dessen schriftstellerischen Tugenden sie unbedingt nachstreben müssen, auf wie andere dichterische Bahnen sie auch der Genius führen möge.

♡♡

7. Was mir Alphonse Daudet ist.

Ich sage nicht, was er mir gewesen ist; denn, was er mir war, wird er mir bleiben, obgleich er nun tot und so manches seiner Bücher, wie ich ihre lange Reihe jetzt an meiner Erinnerung vorüberziehen lasse, bereits angefangen hat, zu verblassen. Das ist für mich betrübend; ich darf wohl sagen: es ist betrübend.

Oder stellte ich etwa eine traurige Ausnahme von der Regel dar? Wäre es nicht Naturgesetz, daß die Zeit allmählich auch die lebhaftesten Eindrücke, die unsre Sinne, unser Gemüt empfangen, abschwächt und abstumpft? Stehen die Herrlichkeiten der Landschaften Italiens und seiner Museen noch so frisch und deutlich vor der Seele des greisen Wanderers, wie an jenem Tage, als er, ein Jüngling, über den Brenner, trauernden Herzens, heimwärts fuhr, sich das Versprechen gebend, bald, recht bald den Soldo einzulösen, den er am letzten römischen Abend in die Fontana di Trevi senkte — ein Versprechen, das er dann doch nicht einlösen konnte? Geht es uns anders mit den Gestalten vor uns dahingeschwundener Freunde? Der Frauen sogar, die wir liebten, für die wir jeden Tropfen Blutes freudig geopfert haben würden? Und Bücher, die wir einst mit klopfenden Pulsen lasen, jetzt Tränen im Auge, jetzt jauchzendes Lachen im Herzen — sie sollten ein

besseres Schicksal haben? Die dissolving views, welche eine Dichterphantasie an unserm innern Auge vorübergleiten ließ, wie sollten wir sie, während der Strom der Zeit, mit jeder Welle Neues bringend, unaufhaltsam dahinflutet, nach Jahren in derselben Reihenfolge, derselben Schärfe der Umrisse, derselben Glut der Farben in der Erinnerung reproduzieren können? Es ist unmöglich; und wir müssen uns darein finden, wie in so vieles Unerfreuliche, das „der ganzen Menschheit zugeteilt ist".

Gegen die Gesetze der Natur sträubt sich nur der Tor. Und warum sollten wir es in diesem Fall, da wir mit dem Dichter sagen dürfen: „Ich besaß es doch einmal" — und weiter sagen dürfen: Ich besitze es noch: in der Bereicherung, die meine Phantasie, mein Geist aus dem köstlichen Tranke, wie schnell er auch verrauschte, für immer sogen, wie ein Strom die Wasser der anderen, die sich in ihn ergossen, freilich nicht mehr von den seinen zu unterscheiden vermag, aber doch nur ihnen verdankt, daß er nicht versiegte, sondern, ein winziger Bergquell, der er war, am Ende seiner Bahn stolze Schiffe in den Ozean trägt.

So denn, Alphonse Daudet, bringe ich gleich die Fabel deines Nabab, deiner Rois en exile nicht mehr zusammen; stoße ich gleich, in deinen Lettres de mon Moulin, in deinen Contes du Lundi blätternd, auf diese und jene Geschichte, deren Titel ich vergaß; von der ich erst ein, zwei Seiten wieder gelesen haben muß, um sie als alte liebe Bekanntschaft ansprechen zu dürfen — das macht dich mir nicht weniger wert. Du bleibst mir, was du warst: der phantasie- und humorvolle, alles, was er zur

Hand nimmt, in Gold verwandelnde — bleibst mir der Dichter Daudet.

Und, indem ich dich so nenne, sondere ich dich aus von den vielen — nur allzuvielen! — die dasselbe Metier des Romanziers, wie du, betrieben haben; und denen ich nun und nimmer jenen höchsten Ehrentitel zuerkennen werde. Nicht, weil sie keine „Les Amoureuses“ geschrieben, wie du — der Dichter fängt für mich nicht mit dem Verse an und hört nicht mit dem Verse auf — sondern weil sie auch nicht eine Zeile von den folgenden aus deinen Lettres hätten schreiben können: „Vous connaissez, n'est-ce pas, cette jolie griserie de l'âme? On ne pense pas, on ne rêve pas non plus. Tout votre être vous échappe, s'envole, s'éparpille. On est la mouette qui plonge, la poussière d'écume qui flotte au soleil entre deux vagues, la fumée blanche de ce paquebot qui s'éloigne, ce petit corailleur à voile rouge, cette perle d'eau, ce flocon de brume, tout excepté soi-même . . .“

Denn siehst du, Alphonse Daudet, dergleichen kann nur schreiben, wer die Welt — soll in seinen Romanen und Novellen nicht alles erdenschwere Prosa bleiben — erblicken muß, wie du sie erblickst, wann und wo immer dein glanzvolles Auge auf ihr weilt: durch das Medium der Phantasie.

Ich weiß sehr wohl, der Realist wird das für eine Phrase halten und Zolas tempérament dagegen ausspielen. Alle Achtung vor dem Temperament; aber es deckt die Sache nicht. Ich bleibe bei Phantasie. Mag man die wunderbare seelische Qualität, die wir so nennen, noch so wenig genau definieren können, mag sie undefinierbar sein — wir

empfinden ihr Vorhandensein, ihr Fehlen mit derselben Gewißheit, mit der wir in der freien Luft der Berge oder des Meeres freier atmen, als im dumpfen Brodem der Städte. Und sie, sie allein, indem wir sie dem einen Schriftsteller zu-, dem andern absprechen; bei dem einen im höheren Grade finden, als bei dem andern — sie ist es, weshalb wir sagen dürfen: dieser ist ein Dichter und jener ist es nicht; oder: dieser ist ein größerer Dichter als jener.

Ich möchte in diesen, meinem dahingeschiedenen Liebling geweihten Zeilen nicht einem anderen zu nahe treten, wenn ich, einzig bemüht, Daudets Phantasie in ihrem herrlichen Glanze zu zeigen, an die anders geartete anderer Schriftsteller erinnere, welche zwar ein Medium ist, durch welches Menschen und Dinge in außerordentlich klaren Umrissen erscheinen, aber die schlimme Eigenschaft hat, nur gewisse Farben transpirieren zu lassen, so daß nun die Welt, die sie uns malen wollen, vor ihnen steht, wie sie vor dem Farbenblinden stehen soll: ohne Unterscheidung von Rot und Grün und den anderen Komplementärfarben; in einem monotonen, nur bald helleren, bald dunkleren gelbbraunen Ton.

Und dieser monotone Farbenton, wie wirkt er zurück auf die Diktion, die unter seinem Einfluß nun ebenfalls einförmig, doktrinär, ermüdend wird! — keines jener Zauberworte findet, die uns, wie im Licht des Blitzes, eine ganze dunkle Seelenregion in taghellem Klarheit erscheinen lassen; jener Worte, die, wie Rosen- und Hyazinthenduft, unsre Brust mit Wonne füllen, uns träumen machen von vergangenen Zeiten, als wir, ein kleiner Knabe, um

das Knie der Mutter spielten; als wir zum erstenmal —

Mein Gott, das läßt sich ja nicht aussprechen! Lest Daudet, und ihr wißt, was ich sagen möchte!

Während ich dies schreibe, höre ich beständig sein geistvolles Plaudern, seine vor Rührung zitternde, weiche Stimme; ach! und vor allem sein köstliches, herziges Lachen. Er ist Lyriker, er ist Humorist, wie es der echte und gerechte Dichter sein muß. Und welch ein Schilderer! welch ein Maler mit welchen satten, welchen glühenden Farben auf seiner Palette! Fast möchte ich zurücknehmen, was ich oben von den Lücken sagte, die sich in meiner Erinnerung an seine Werke finden. Sie wimmelt ja von Gestalten, die er schuf. Da sehe ich „Schmetterling und Käferchen" angeschwipst zu nächtlicher Stunde aus dem Kelch der Rose taumeln; die „Kleine Chèbe" am Balkon lehnen und zu der fenêtre du palier da oben hinaufblicken, seltsame Träume träumend; den „Parision", wie bei seinem Betreten des Platzes vor der Mühle die Kaninchen vor ihm davon huschen; oder wie er in der Wachtstube des „Phare des Sanguinaires" sich von den alten Seeratten grausliche Geschichten erzählen läßt; sehe „Tartarin", bis an die Zähne bewaffnet, aus dem Hause treten und atemlos auf den Mordgesellen lauschen, der nie kommt; den „Kleinen Dingsda" im fadenscheinigen Röckchen des „pion" — die famose Lorgnette nicht zu vergessen! — auf dem Katheder, von den unnützen Buben grausam gehänselt; den lieben „Herrn Joyeuse" auf dem Trottoir des Faubourg Saint-Honoré stehen, zitternd vor einem Straßenunglück, das nur in seiner Einbildungskraft existiert; den

armen „Jack" auf seinem Sterbebett in der Charité — nicht länger Jack, nur noch „Onze bis" — der Mutter harrend, die nicht kommen will —

Und alle diese Gestalten — und wie viele noch — sind mir Begleiter gewesen auf den eignen poetischen Pfaden und Spielgesellen der Geschöpfe meiner eigenen Phantasie. Und jedes neue Buch von ihm war mir wie der Heilruf eines guten Weggesellen und eine Versicherung, daß ich selbst auf dem rechten Wege sei. Nicht, daß mir jedes gleich lieb und sympathisch gewesen wäre, ich mit jedem, wie mit „Tartarin", in der Stadt bei meinen Freunden umherlaufen und rufen konnte: Leute! Lest dies Buch! Das ist etwas ganz Köstliches, Einziges! — und nebenbei erleben mußte, daß meine Freunde die Perle anfangs keineswegs in ihrem unschätzbaren Wert erkannten, ohne mich in meinem Urteil irre zu machen, dem freilich jetzt alle Welt zustimmt. Nein, es erging mir nicht immer so gut. Manchmal war ich sogar ernstlich böse auf meinen Daudet; hatte an seinem poetischen Gewande zu mäkeln, dem ich einen anderen Schnitt gegeben haben würde; hätte ihm sagen mögen: für dies eine Mal mag es sein, aber, bitte, nicht wieder! — Hat das meiner Liebe, meiner Verehrung Abbruch getan? Nicht den mindesten. So wenig, wie — si magnis parva componere licet — Schiller an Goethe irre wurde, wenn er ihn einmal nicht auf der vollen Höhe fand, und vice versa.

Nur das leider zwischen Daudet und mir von einem vice versa nicht die Rede sein kann. Während ich jedes seiner Bücher, sobald es erschienen, verschlang, um so manches später wieder und wieder

zu lesen, waren ihm, der kein Deutsch verstand und sich aus Übersetzungen keinen Rat holen konnte, die meinen mit sieben Siegeln verschlossen, die er wohl ein wenig zu lüften suchte, wenn er — so ist mir von glaubwürdigen Freunden erzählt — sich gelegentlich von Bekannten, die des Deutschen kundig — es wurde mir u. a. Turgenjew genannt — ein paar Seiten aus dem Stegreif übersetzen ließ, und sich doch wenigstens über meine Titel freuen konnte: Problematische Naturen, Hammer und Amboß, Sturmflut — die ihm Bedeutendes zu versprechen schienen.

So hat er denn nie eine Zeile von mir gelesen; nie haben wir brieflich eine gewechselt; nie haben wir uns von Angesicht zu Angesicht gesehen. Immer aber habe ich ihn trotz alledem meinen Freund genannt und so nennen dürfen, wenn des alten Römers: „Idem velle atque idem nolle, ea demum firma amicitia est“, seine Gültigkeit hat. Er wollte, daß der Romanzier ein Künstler sei, und wollte nicht, daß das edle Metier in die Hände von Handwerkern falle. Genau dasselbe wollte mein Leben lang auch ich, und dasselbe wollte auch ich nicht. Ein kleiner Unterschied bleibt: was er wollte, das konnte er für seine Person durchführen. Ich werde mich wohl mit dem magna voluisse begnügen müssen.

♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡

8. Hans von Bülow nach seinen Briefen*).

Mein Verhältnis zu den Bülow-Briefen, von denen jetzt leider nur die beiden ersten Teile erschienen sind, ist ein besonderes. Wenn ich auch gelegentlich gern gute Musik — besonders Vokalmusik — höre, habe ich doch nicht das mindeste Anrecht, mich musikalisch zu nennen. Mein Interesse an der Musik tritt hinter meinen literarischen und sonstigen Interessen weit zurück. Ich könnte jahrelang ohne Musik leben und sie nicht vermissen.

Nun spielt die Musik in diesen Briefen, trotzdem sie ausschließlich von dem jugendlichen Bülow herrühren — der erste trägt das Datum 7. Mai 1841, der letzte das 30. Mai 1855 — wie in dem Leben des Mannes, selbstverständlich die dominierende Rolle. Vielleicht die Hälfte des Inhalts, wenn nicht mehr, ist musikalischen Dingen gewidmet; die Adressaten zumeist sind Musiker. Man sollte meinen, daß eine derartige Lektüre für den unmusikalischen Menschen keinen großen Reiz haben könne, geradezu reizlos sein müsse.

Und doch geschah das Wunderliche, daß während ich die Briefe, noch bevor sie in die Presse gingen, durch die Güte der Herausgeberin Blatt für Blatt

*) Hans von Bülow. Briefe I. und II. Band (1841 bis 1855). Herausgegeben von Marie von Bülow. — Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel. 1895.

und Bogen für Bogen kennen lernte, ich die Zeit kaum erwarten konnte, bis eine neue Sendung mir zu Händen kam, als handelte es sich um den spannendsten Roman.

Das Phänomen konnte nicht lange ein Rätsel für mich sein. Was mir diese innige Teilnahme einflößte, war die Charakterentfaltung des mit wunderbarer Schnelle zum Manne reifenden Knaben-Jünglings; die Fülle merkwürdigster Seeleneigenschaften, die es hier zu beobachten gab; mit einem Worte: das rein Menschliche, in das natürlich das musikalische Element fortwährend hineinspielte, für mich aber doch nur insofern und insoweit wichtig und beachtenswert, als in dem Streben nach seinem künstlerischen Ziel sämtliche Eigenschaften des Menschen in hellste Erscheinung traten.

Das Folgende soll ein Versuch sein, das Bild des Menschen Bülow, soweit es uns diese beiden Briefbände zeigen, so vorzuführen, wie es sich mir aus einer sorgfältigen Lektüre allmählich gestaltet hat.

Von den zwei Faktoren, die den Menschen konstituieren: der physischen und psychischen Veranlagung, die er mit auf die Welt bringt, und der Einwirkung seiner Umgebung im ganzen und einzelnen auf ihn, ist man neuerdings nach dem Vorgang Buckles, Taines und anderer großer Kulturhistoriker, in Konsequenz der naturwissenschaftlichen Richtung der Zeit, durchaus geneigt, den Hauptaccent auf den letzteren: das vielberufene Milieu zu legen. Wenn man jenen Wortführern glauben will, bedeutet es, ist es eigentlich alles, und die menschliche Seele nur das Vögelchen, das in dem Drahtbauer der gegebenen Verhältnisse herumflattert und hüpft,

soweit die Dimensionen des Käfigs es erlauben und wie die hineingesteckten Stangen es vorschreiben, in deren Benutzung höchstens nach dem Gesetze der Kombination eine beschränkte freie Wahl gestattet bleibt.

Ich erlaube mir, an der Richtigkeit dieser Annahme den stärksten Zweifel zu hegen und mehr der altfränkischen Schillerschen Weisheit zu trauen, daß „in unserer Brust unsers Schicksals Sterne sind". Der Mensch ist eben keine Pflanze, kein Tier; und selbst von zwei Pflanzen, zwei Tieren, die genau in demselben Milieu aufwachsen, entwickelt sich jedes Exemplar besonders. Bei den Menschen ist die Differenzierung der Individualitäten unbedingte Regel und nimmt mit der Höhe der Bildungssphäre zu, in der sie sich bewegen. Die Gleichmäßigkeit im Denken, Fühlen, Sprechen, die wir bei den Bewohnern des Hinterhauses wahrzunehmen glauben, schwindet beträchtlich im Vorderhause; und wenn schon die Gemüter der Fabrikarbeiter keineswegs alle auf denselben Ton gestimmt sind, finden wir in dem Salon des Fabrikanten so viel Sinne wie Köpfe.

Tut nun aber die höhere Bildungssphäre der Macht des Milieu schweren Abbruch, so hat es gegen die eingeborene Geisteskraft in dem Maße eine noch viel geringere Chance, als diese Kraft sich steigert. Bis man, wo sie in der wirklichen Genialität ihre höchste Höhe erreicht, von der Einwirkung des Milieu nur noch cum grano salis sprechen kann, und das Dichterwort von den Schicksalssternen in der Brust buchstäbliche reale Wahrheit zu werden scheint.

Ob Hans von Bülow zu den Prinzen aus Genie-

land zu rechnen sei, muß ich dahingestellt sein lassen, da für mich das Zentrum seines Lebens, die Musik, ein Adyton ist. Ich nehme an, daß es ein Heiligstes birgt, wie der Tempel jeder anderen Kunst. Und bin nun der staunende Beobachter des wundersamen Schauspiels, das ein Mensch gewährt, der nach einem ihm Heiligsten mit allen Kräften strebt; die Vorteile, welche ihm etwa das Milieu gewährt, für seine Zwecke ausnutzt; wo es, anstatt ihm förderlich zu sein, entschieden hinderlich ist, diese Hindernisse beseitigt, überwindet und an Stelle der mißlichen Verhältnisse und Bedingungen völlig neue, der Durchführung seiner Absichten möglichst günstige schafft.

Betrachten wir daraufhin den Lebensgang dieses merkwürdigen Menschen, so scheint in der Tat für den ersten Blick die Konstellation der Verhältnisse, in die hinein er geboren, dem von der Natur zum Künstler Bestimmten ungewöhnlich günstig. Der Vater ein so freisinniger Edelmann, daß er während einer Reihe von Jahren das Von vor seinem Namen fallen läßt; schriftstellerisch als Herausgeber von Dichtwerken, Literaturhistoriker, Essayist, Publizist unablässig tätig; selbst Dichter, besonders als Novellist seinerzeit beliebt und geschätzt; die Mutter nicht von Adel, aber aus der an den Adel grenzenden bürgerlichen Sphäre, hochgebildet, feinfühlig, geistvoll, wie ihre in dem Werke mitgeteilten Briefe ausweisen, und — was noch ein besonderer Glücksfall scheint: musikalisch so reich begabt, daß der Sohn später mit Fug behaupten kann: er habe sein ganzes Talent von ihr — sollte man da nicht meinen, der künftige Musiker, hätte er die Wahl seiner Eltern gehabt, er hätte diese wählen müssen? Dazu ein

Freundeskreis im elterlichen Hause aus der Crême der guten Gesellschaft: vornehme, den Künsten wohlgewogene Herren und Damen, Schriftsteller, Dichter, Künstler aller Art, Musiker besonders, die in dem gastfreien Hause aus und eingehen, wie denn auch der Knabe die besten Musiklehrer, die aufzutreiben sind, erhält — alle Götter scheinen sich vereinigt zu haben, dem Künstler, dem Musiker den Weg zu ebnen.

Nur daß bekanntlich nicht alles Gold ist, was glänzt.

Die beiden hochgebildeten, geistvollen, liebenswürdigen Eltern machen einander nicht glücklich, leben in schweren Herzenskonflikten, trennen sich in dem Augenblicke, wo der Sohn sich für den künftigen Beruf entscheiden soll und ihm die Einigkeit der Eltern noch ganz besonders nötig wäre, da es sich nur zu bald herausstellt, daß die Entscheidung, die nicht sowohl er, als die man für ihn getroffen, eine falsche gewesen ist. Man hat ihn zum Juristen bestimmt; aber er lebt und webt in Musik; will werden, wozu er geboren; vielmehr: will sein, was er ist. Wären die Eltern einig gewesen, hätte sich wohl eine Verständigung herbeiführen lassen; jetzt, da sie getrennt sind, will keiner die Verantwortung übernehmen, dem Sohne eine Laufbahn zu eröffnen, deren Gefahren gerade ihnen nicht verborgen sein konnten. Der Vater, in seinem literarischen Berufe ohne bedeutende Erfolge, mag der kümmerlichen Honorare gedacht haben, die ihm seine Arbeiten eintrugen, und des Horazischen Wortes von dem Elend des halben Künstlers. Wer sagt ihm, daß der Sohn ein ganzer wird? Die Mutter, als Dilettantin, stellt

an die Kunst die allerhöchsten Ansprüche. Wird ihr Hans denen genügen? Und sie sind beide arm. Wer soll die Kosten der Campagne tragen? Und was, wenn Hans seine Schlachten nicht gewinnt? Den Rückzug antreten muß? Wohin? In das bürgerliche Leben, das er, der von seinem Studium Weggelaufene, dem Bann der elterlichen Autorität Entflohene, sich unmöglich gemacht hat?

Das Weglaufen und Entfliehen aber ist buchstäblich zu nehmen. Als Hans sieht, daß all sein Bitten, seine Vorstellungen bei den Eltern nichts fruchten, verläßt er heimlich das Haus des Vaters in der Schweiz, wo er gerade zum Besuch weilt, und flieht nach Zürich zu seinem vergötterten Wagner, auf die drohendste Gefahr eines unheilbaren Bruches mit seinen Eltern, insonderheit seiner Mutter. Denn sie haßt Wagner. Als Mensch erscheint er ihr verächtlich, als Künstler der Antipode dessen, was sie für Kunst hält. Und in die Arme dieses Mannes hat sich der Sohn geworfen! Der Vater denkt ruhiger; aber die böse ökonomische Lage, zu deren Lösung er wenig oder nichts tun kann! Und so, gewissermaßen ohne Amt, mag er auch keine Meinung haben, geschweige denn den Mut der Meinung, die er im stillen Herzen vielleicht denn doch hegt.

Da muß sich nun freilich mein Junkerlein an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen und — er bringt das Stücklein fertig. Wie er es fertig bringt, gewährt ein Schauspiel herzbeklemmend und herzerquickend zu gleicher Zeit. Wahrlich herzbeklemmend ist — ganz abgesehen von den seelischen Kümmernissen und Ängsten — die materielle Not, in die der Jüngling — er zählt, als er den Kampf

aufnimmt, eben zwanzig Jahre — gleich bei dem ersten Schritt gerät als Kapellmeister eines Theaters in St. Gallen, das nicht viel besser als eine Schmiere ist; mit einem Orchester, das zumeist aus Dilettanten besteht; einem Direktor, der, eigentlich Gastwirt, die leidige Gewohnheit hat, an Gagetagen unauffindbar zu sein. Da heißt es, die Zähne aufeinanderbeißen, den Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschickes Trotz bieten und, da ihm der Weg zu dem göttlichen Wagner selbst versperrt ist, sich durchschlagen zu dem Propheten des Meisters, zu Franz Liszt in Weimar.

Das war nun schon eine Wendung zum Besseren. Auch Liszt ist der Mutter nicht sympathisch, aber sie haßt ihn doch nicht, wie den anderen. Mit etwas freundlicheren Augen sieht sie auf das Treiben des Sohnes, bis er einen fulminanten Artikel gegen die Sängerin Sontag schreibt, die auf einer Tournee durch Deutschland ihr Unglück in die Nähe von Percy Heißsporn gebracht hat. Wie darf er wagen, sein kritisches Mütchen an einer Sängerin zu kühlen, in der sie — die Mama — ein Non plus ultra der Kunst erblickt! Da hat er sich dann freilich die ihm kaum zugewendete Gnade wieder gründlich verscherzt und mag sehen, wie er ohne die mütterliche Huld und ohne das ihm ach! so schon knapp genug zugemessene Taschengeld fertig wird. Er wird es. Er bringt es durch seinen unermüdlichen Fleiß in wundersam kurzer Zeit so weit, daß ihn sein großer Lehrer auf die erste Künstlerreise schicken kann. Aber hat die schwarze Wolke sich nur selten so weit verzogen, daß Mond und Sterne ihm freundlich auf seine Laufbahn scheinen konnten, jetzt breitet sie ihre Schwingen

vollends aus und verhüllt die segensreichen dem armen Schiffer gänzlich. Fehlschlag auf Fehlschlag. Seine Konzerte in Wien und Pest bleiben so leer, wie der burschikose Ausdruck lautet; nicht einmal die Leute kommen, denen er die Billets geschenkt hat. Liszts wärmste Empfehlungen erweisen sich als völlig wertlos; Schulden, die er rechts und links bei Bekannten, selbst bei Gastwirten machen muß, bezeichnen den Weg, den der junge Virtuos gezogen. Noch ein paar krampfhafte vergebliche Versuche, in diversen Städten von Nord- und Westdeutschland sich zur Geltung zu bringen, dann tritt er vom Schauplatz ab, um im Schlosse eines deutsch-polnischen Grafen die Stelle eines musikalischen Hauslehrers zu übernehmen. Aber nur scheinbar ist sein Mut gebrochen, hat er die Flinte ins Korn geworfen. In Wahrheit denkt er nicht daran: das Rückweichen des Löwen nur, der Raum für seinen Sprung gewinnen will. Geld! Geld! alles andre hat er ja. Nur Geld so viel, daß er nach Paris gehen und dort den großen Wurf wagen kann! Dies Geld soll ihm die Verbannung in dem öden Grafenschloß bringen. Weiter hat es keinen Zweck.

Da verzieht sich die Wolke ein wenig: es bietet sich ihm die Möglichkeit, in Berlin zu konzertieren. Er ergreift sie. Er kommt; er spielt; er siegt. Kein glänzender Sieg hinsichtlich des äußeren Erfolges, aber doch nachhaltig genug, ihm, als Nachfolger Kullaks, die Stelle eines Klavierlehrers am Marx-Sternschen Konservatorium zu verschaffen. Noch ehe er sie antreten kann, ladet ihn die Herzogin von Sagan auf ihr Schloß. Er entzückt die vornehme Zuhörerschaft und — so schreibt er noch von dem

Schlosse aus an die Schwester — „Mama freuen diese letzten Ereignisse eigentlich noch mehr als mich. Ich wünsche nur, daß sich eine Rück- und Nachwirkung davon in Berlin spüren läßt — daß ich nämlich in der Consideration des besseren Publikums steige und nun einige Leute Unterricht von mir begehren."

Wahrlich ein recht bescheidenes Wort für einen, den das größte musikalische Genie seit Beethoven auf alle Fälle für seine Kunst gewinnen zu müssen glaubte, und über den der König der Klaviervirtuosen bereits vor fünf Jahren an die Mutter geschrieben: „Hans est évidemment doué d'une organisation musicale des plus rares", und den er seitdem als seinen legitimen Erben und Nachfolger urbi et orbi angekündigt hatte.

Das Herzerquickende dieses Kampfes aber, es liegt nicht in dem errungenen bescheidenen Sieg. Auch wenn er unterlegen wäre, ich würde es in der Heldenhaftigkeit des Kämpfers finden.

Der physisch wahrlich kein Herkules war. Er weiß das; und wie sollte er es auch nicht wissen, der stets von Migräne und andern nervösen Leiden Heimgesuchte? „Lange werde ich nicht leben", schreibt er bereits im Januar 51 an die Schwester; „darum will ich so leben, daß das Leben mir der Mühe wert erscheint. Ich will nicht in Verhältnisse geschmiedet werden, die mir zehnmal feindlicher und verabscheuungswürdiger dünken als der Tod, den ich dagegen als Freund anerkenne." Ein anderes Mal an die Mutter: „Ein robuster Mensch bin ich nie gewesen, und physisch unangefochten zu leben auch nicht gewohnt." Und dieser schwächliche Mensch erträgt Hitze

und Kälte, die grausamen Strapazen Hunderte von Meilen langer Reisen, auf denen er sich keinerlei Komfort gönnen kann; oder die noch grausameren virtuoser Schulung achtstündigen, täglichen durch Wochen und Monate fortgesetzten Klavierspiels; während er dabei Liszts vielgeplagter Amanuensis ist, für sich in Stunden, die er dem Schlaf abbrechen muß, komponiert, korrespondiert, musikalische Kritiken und Aufsätze schreibt; kein Buch, keine Broschüre ungelesen läßt, aus denen er etwas zu lernen hoffen darf; Italienisch, Spanisch, Englisch treibt — wahrlich eine stählerne Energie, ein stupender Fleiß, wie — sie noch jedes wahrhaft große Talent gehabt hat und sich unter anderm dadurch als ein solches ausweist.

Dabei nichts loyaler als seine Kampfweise. Nie buhlt er um die Gunst des Mächtigen; nie umschmeichelt er den Einflußreichen. Sein Fehdehandschuh sitzt ihm ein wenig locker, aber stets ficht er mit offenem Visier. Kein noch so hoch Stehender bohrt ihm ungestraft einen Esel und auf einen Schelmen anderthalbe! „Ich war früher höflich und muß jetzt klassisch grob sein", schreibt er von seiner St. Gallener Schmiere an die Schwester; und aus Berlin an die Mutter: „Wie in diesem einzelnen Falle, so muß ich hier überhaupt ziemlich arrogant auftreten, was mir nicht heimlich, da es gar nicht in meiner Natur liegt." Wahrlich, ein Raufbold, ein Schlagododro ist dieser nicht. Aber in seinem Kampf mit dem Leben ficht er mit Methode, hält Takt und Maß und seinen Atem zu Rate, er, der schon als Siebzehnjähriger wußte, daß „man seine Affekte aufsparen muß", und aus der Pester Débâcle an

die Mutter meldet: „Noch ein paar Monate so fort und ich besitze jene praktische goldene Menschenverachtung, welche sich nicht mit Eklat äußert, sondern einen verhindert, etwas Unnützes zu tun.“ Und der ohne Pharisäertum, das ihm völlig fremd war, von sich sagen durfte: „Es kostet mich das Klugsein meist mehr Herz- als Kopfzerbrechen“, und mit edlem Stolz bekennen: „Die ignobelsten Feinde des Menschen: Neid und Furcht, sie attackieren mich auch häufig, aber stets habe ich sie mit meinem inneren Truppenkern siegreich zurückgeschlagen, und wenn ich auch fest entschlossen bin, meinen Weg zu machen, nicht rücklings schauend, so werde ich niemals ein Mittel ergreifen, dessen Gebrauchsgeständnis mich vor meinen alten Freunden — und ich versichere Dir (der Mutter), ich habe nur die ehrlichsten Leute zu Freunden behalten — erröten machen müßte.“

Noch ein Zug in dieser seiner Kampfweise, der für mich der erquicklichste und rührendste ist.

Er hatte, wie wir sahen, durch den hartnäckigen Widerstand, den Vater und Mutter ihm in der heiligsten Angelegenheit seines Lebens, sich seinem wirklichen Berufe widmen zu dürfen, entgegensetzten, namenlos zu leiden. Aber in dieser schmerzlichsten Prüfung, nie kommt gegen die doch verehrten und geliebten Personen ein bitteres Wort über seine Lippen. Felsenfest, wie sein Entschluß ist, lieber jedes Ungemach zu erdulden, eher zu sterben als nachzugeben — sein Widerstand bleibt immer maßvoll, liebevoll, ehrerbietig. Nichts Chevalereskeres, Liebenswürdigeres als seine Briefe an die Mutter, in denen er sich klein macht, nur damit die, vor der er sich beugt, nicht klein erscheint, und sie wegen seiner Un-

botmäßigkeit um Verzeihung bittet, während er gerechte Ursache hatte, ihre Zweifel an seiner moralischen Kraft und künstlerischen Begabung als eine schwere Kränkung zu empfinden.

Nicht weniger musterhaft ist sein Verhalten bei den Drangsalen, die er in dem Hause seiner Leipziger Verwandten zu erdulden hatte, wo man den freiheitsdurstigen Studenten wie einen kleinen Jungen behandelte, dem man auf Tritt und Schritt aufzupassen verpflichtet ist. Wie lächerlich und empörend ihm das sein mußte, der sich selbst so zu beherrschen, zu disziplinieren verstand! der an einen Freund schreiben konnte: „Das Korpsleben mit seiner Organisation der Roheit und Liederlichkeit und der politischen Gesinnung seiner Mitglieder hat mich, wie Sie sich vorstellen können, ganz und gar nicht angelockt." So klagt und spottet er wohl gelegentlich; aber — man meint es ja doch im Grunde gut! Wie sollte er das nicht anerkennen! Und bleibt höflich, dienstwillig; ist dankbar für jedes freundlichere und verständnisvollere Entgegenkommen; und als das kleine Söhnchen des Hauses schwer erkrankt, sorgt und ängstigt er sich um es mit der Familie, als ob es sein leiblicher Bruder wäre; als hätte es zwischen ihm selbst und den Verwandten nie eine Differenz gegeben! Während ich die Blätter las, auf denen mit rührender Naivetät verzeichnet steht, was er in seiner jungen Seele erduldet und wie er es erduldet, klangen mir immer die Goetheschen Verse im Ohr:

„Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knabe so fein, eigen bedächtig und stolz."

Läßt er sich aber zu widrigen Empfindungen nicht hinreißen gegen die, welche ihn — und wär's in der besten Absicht gewesen — blau und blaß ärgerten und quälten, mag man sich leicht denken, mit welchen Gefühlen er an denen hing, die ihn alsbald verstanden, dem Wanderer auf dem rauhen Pfade des Künstlers willig die stützende Hand reichten, sich mühten, ihm die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Da geht dem Jüngling das große, volle Herz auf, ist er von strahlender Liebenswürdigkeit, fließt er über von Dankbarkeit, Verehrung, Bewunderung. Als ihm die Mutter gelegentlich eines Besuches in Dresden verbietet, seine Jugendfreunde aufzusuchen, ist er bis zum Tode betrübt; an den guten Gesellen und Kunstgenossen hängt er mit wandelloser Treue; zu seinen Lehrern und Meistern sieht er mit Anbetung empor; will nichts sein als ihr dankbarer Schüler; kein Wort des Lobes ist ihm für sie zu hoch, kein Dienst zu schwer. Liszt und Wagner seine Sterne! Aber Wagner der strahlendere, glänzendere, sonnenhaftere, die Sonne selbst, seine Sonne! „Am Dienstag war ja in Dresden Tannhäuser," schreibt der Achtzehnjährige aus Leipzig an seine Mutter; „ein starkes Wehgefühl ergriff mich. Was hätte ich gegeben, um da anwesend zu sein! Ich wäre zu Fuß hingegangen, und, wie Tannhäuser selbst nach Rom, ins Theater gewallfahret, um mich für lange Zeit zu erquicken und zu erheben. Ich muß oft sagen: ich danke dir, Gott, daß ich im stande bin, die ganze Heiligkeit und Göttlichkeit der Musik, die dieses Werk zur inneren Anschauung bringt, zu erfassen und die Sendung des Apostels Wagner zu verstehen." Und so bleibt

es. Wagner ist ihm „die größte künstlerische Erscheinung des Jahrhunderts". Er ist glücklich, „die hohe weltgeschichtliche Bedeutung des Mannes erkannt zu haben, wie es bis jetzt nur wenigen zu teil wurde." Es ist ihm klar geworden, daß er „ein Geisteigener dieses Mannes sein könnte, sein Schüler, sein Apostel zu werden vermöchte". Nun, man weiß, in welchem Maße er es geworden, und mit welchem Königsdank ihm seine Vasallentreue gelohnt ist! Wohl mochte das ahnungsvolle Mutterherz bereits damals (1852) in den Kassandraruf ausbrechen: „Er ist fanatisiert und opfert sich gänzlich auf; setzt sich und alle seine Zwecke hintenan deshalb." Und ist es nicht, als zupfte Athene den Heißblütigen am Haar, wenn er an die besorgte Mutter schreibt: „Du magst nun denken über Wagner, wie Du es für recht und billig glaubst; aber jedenfalls darfst Du die Scheidung des Künstlers vom Menschen nicht unberücksichtigt lassen. Seinem Künstlerverdienste kann nun niemand etwas anhaben; würde sonst Liszt, eine der genialsten und bedeutendsten Künstlernaturen, als reifer Mann jedes Streben, das auf eigenen Ehrgeiz gerichtet und des Erfolges gewiß wäre, fahren lassen, weil er für würdiger erkannt hat, für Wagner und seine Werke Propaganda zu machen und sich diesem Zwecke ganz unterzuordnen?"

Nun wäre es freilich bitter unrecht, Wagner das Verdienst zu schmälern, das er sich um seinen Schüler erworben. Er ist es, der ihn mit kraftvoller Hand in den Sattel gehoben, so daß er seinen mutigen Ritt beginnen konnte. Die Briefe an Hans' Vater und Mutter, in denen er mit ebensoviel Klugheit wie Würde und Wärme für den Schützling plaidiert,

sind in meinen Augen schönste Blätter in seinem Ruhmeskranz.

Bei Franz Liszt, dem zweiten seiner Heiligen, brauchte der Jüngling keinen bedenklichen Unter-schied zwischen dem Menschen und dem Künstler an-zustellen: hier decken sie einander völlig. Künstlerische Genialität und menschlicher Hoch- und Edelsinn gehen Hand in Hand. Kein kleinstes Wölkchen trübt das Einvernehmen zwischen Meister und Schüler, der nun schon selber ein Meister zu nennen war. Die zwischen ihnen — von Liszt ausnahmlos, von Bülow fast ausnahmlos französisch geführte — Korrespon-denz gehört zu den erquicklichsten Partien des Werkes, wie Bülows Aufenthalt in Weimar im Kreise Liszts und der Fürstin Wittgenstein zu den reizvollsten Episoden in seinem wechselvollen Jugendleben.

Und hier nun könnte der Milieu-Fanatiker ge-neigt sein, von dem glücklichen Zufall zu reden, der den jugendlichen Künstler in solche Kreise führte, deren hochgradige Geistestemperatur selbstverständlich die schöne Blüte schnell zu köstlicher Frucht reifen ließ. Aber war das Zufall? Wer ist es denn ge-wesen, der dem Jüngling diese Kreise erschloß, an-statt die von Gerichts- und Regierungsräten, für die ihn die Wünsche der Eltern bestimmt hatten, und das gesellschaftliche Milieu, in welchem er auf-wuchs, prädestiniert zu haben schien? Durfte er nicht mit Prometheus sagen:

„Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend' Herz?"

Wahrlich, er durfte es. Und daß er sich mit eigner Kraft erobert habe die Gunst einer Bettina und ihrer reizenden Töchter; die Achtung eines Meyerbeer, Varnhagen, Dingelstedt, Auerbach, Stahr, einer Fanny Lewald; die Freundschaft eines Raff, Joachim und so vieler bedeutenden Menschen und Künstler; die enthusiastische Bewunderung der Tausende und Abertausende, die später zu seinen Konzerten herbeiströmten. Er, der in einer der trübsten Stunden an die Schwester, die Vertraute seiner Seele, schreiben mochte: „Wie sich meine Zukunft gestalten wird, ist ganz dunkel. Zuletzt bleibt mir noch dein Buchzeichen übrig: Aide-toi, le ciel t'aidera. Und nicht bloß der Himmel, sondern alle Sterne und Gewitter dazu. Glücklich die Zeit, wo man die noch herbeiwünschen kann, bis man — und das ist auch noch glücklich — in Jugendkraft vom Blitz erschlagen wird. Ein gewisser Humor wird mir bleiben, und der ist nicht mit Bitterkeit gemischt. Gott sei Dank!"

Er hatte zu diesem Dank alle Ursache. Ohne die treuen Knappen Witz und Humor hätte sich der junge Ritter doch wohl nicht durch alle die bedrohlichen Windmühlen und noch viel bedrohlicheren Hammelherden, die er auf seinem Wege traf, so erfolgreich durchgeschlagen. Aber sie hielten wacker zu ihm, nestelten sich um so fester an ihn, je mißlicher es ihm erging. Es ist ein Vergnügen, zu beobachten, wie sie sich ihm zuerst schüchtern nahen, verschämt ihre Dienste anbieten, und er sie, sozusagen, auf die Probe stellt, bis er ihre unschätzbare Brauchbarkeit erkannt hat und sie — nun für immer — in Eid und Pflicht nimmt. Der Bund ist bereits geschlossen, wenn er aus der St. Gallener Kapellmeister-Misère

an den Vater schreibt: „Es ist himmlisch, so gar keinen Kreuzer zu besitzen. Zum Konditor kann ich nicht gehen, da erspare ich; ins Kaffeehaus jedoch und solang' mein Wirt nur weiter borgt, bin ich vergnügt und unbesorgt. Wenn Herbort (der Direktor) übrigens nicht bald was schickt, so steht für Dich eine tragische Katastrophe vor der Tür. Du riskierst dann angepumpt zu werden, wie ein Onkel." Oder wenn er die Relation seiner Erlebnisse während eines kurzen Aufenthalts in Dresden mit „A bove principium" beginnt und dann den Namen eines notorisch beschränkten literarischen Freundes nennt. Von da bis zu dem famosen „Zirkus Hülsen" il n'y a qu'un pas.

Le style c'est l'homme. Ich weiß nicht, ob ein Musiker nicht ablehnen darf, mit einem Maßstab gemessen zu werden, der doch wohl ursprünglich nur für Schriftsteller von Fach berechnet ist. Bülow hat nicht nötig, von dem Recht der Ablehnung Gebrauch zu machen. Wer als elfjähriger Knabe an seine Mutter den Brief zu schreiben im stande ist, den der Leser auf Seite 14 des I. Bandes findet, hat alle Aussicht, ein vortrefflicher Schriftsteller zu werden. Und als solcher zeigt sich Bülow in diesen Briefen. Was denn auch machte den Schriftsteller, wenn nicht Geist, Witz, Kenntnisse und, soll er es zu einem großen bringen: Wahrhaftigkeit, der Mut, seine Meinung zu sagen, es ärgere sich daran die halbe, oder die ganze Welt. Dieser junge Mann hat das alles; die beiden letzteren Bedingungen sogar in ganz selten hohem Maße. Nur eins wird man vergeblich suchen: die sentimentale Ader. Ich gestehe, daß ich sie nicht vermisse: sie wäre ein Zug, der zu diesem

Charakterbilde nicht wohl paßte. Wie es denn kaum Wunder nimmt, daß die Frauen in diesem jungen Leben eine so geringe Rolle spielen. Bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre, was hatte da Goethe an Liebeleien und Liebesleidenschaften nicht bereits hinter sich! Diesem „ist ein längeres Gespräch mit Varnhagen interessanter, als wenn er sich abquälen würde, einem Berliner Frauenzimmer Fadaisen zu debitieren, ce qu'en forçant mon talent, je ne ferais jamais avec grâce". Was ihn dann freilich nicht hindert, von der Anmut und Liebenswürdigkeit der beiden Arnimschen Töchter lebhaft gerührt zu werden. Und wie er den Kopf oben behält, geht die Sache auch einmal etwas tiefer, beweist das folgende Bekenntnis (an den Vater): „Was mich speziell an Ballenstedt fesselte, war eine kleine Leidenschaft. Es .... brachte mich in eine Disposition, die, falls sie noch etwas anhält, was möglich ist, in der nächsten Zeit musikalisch noch viel nützen kann. Da ich vollkommen mit meiner subjektiven Neigung mich begnüge, so brauchst du nicht zu fürchten, daß ich etwa Torheiten begehen werde. Ganz im Gegenteil!" Das heißt denn doch wahrlich, Ordnung in seiner Gemütsprovinz halten und seine „kleinen Leidenschaften" der einer großen ruling passion unterordnen! Nein, dieser durch und durch moderne Mensch, ein Schwärmer à la Werther ist er nicht. So steht er auch der Natur in ihren landschaftlichen Reizen kühl bis ans Herz hinan gegenüber. Eine hübsche Schilderung der Rhein- und Moselgegend, die er einmal mit dem Vater durchstreift — voilà tout! Vergebens hofft man während seines Aufenthalts in der Schweiz auf die Wiedergabe des Eindrucks, welchen die

Alpennatur auf ihn gemacht hätte. Aber wie lebhaft wird seine Feder, wenn es einen eitlen Klavierspieler zu zeichnen gilt, der eine Dame zum Gesang begleitet: „Man ist über sein elegantes feines Spiel entzückt und rühmt es außerordentlich, obgleich ich finde, daß er wie ein geckenhafter Narr spielt, und die Eleganz nicht begreifen kann, die darin besteht, daß man nach jedem Akkorde die Hände à la Liszt zwei Ellen über die Tasten wirft und, sein lockiges Haupt erhebend, ein großartig finsteres Gesicht schneidet." Gleich drastisch aber ist er stets, sobald es sich darum handelt, Menschen und Situationen zu porträtieren. Die Schilderungen seines Aufenthalts in dem polnischen Grafenschlosse: der Familie, ihrer Gäste, des Hauses, der Wirtschaft — könnten in einem guten Roman mit Ehren figurieren. Dann aber, wie warme, ja ergreifende Töne weiß er zu finden, wenn er, wie bei dem Tode seines Vaters, sein Herz sprechen läßt! Und wie hebt sich bei solchen Gelegenheiten sein ruhig eleganter, durchsichtig klarer Stil zu feierlicher Würde: „Es sind so unzählige, unermeßliche Erinnerungen, die mir aufs Neue das Herz zerreißen, daß ich zwischen diesen gefährlichen Klippen das schwarze Schiff jener stilleren, heiligeren Trauer, wie sie ihm gebührt, hindurchführen muß mit Vorsicht und gemessenem Denken."

Und wer hier und da an einer stilistischen Nachlässigkeit oder Unschönheit Anstoß nehmen sollte, möge zweierlei bedenken. Einmal, daß es sich hier um Briefe handelt, die ausgearbeitete Schriftstücke weder sein wollen noch sollen. Sodann, wann und wo die bei weitem größere Zahl geschrieben wurde: von der Reise in einer kurzen Rastpause; nicht selten nach

einem abgehetzten Tage, manchmal unmittelbar vor einem Konzert; in unbehaglichen Gasthofzimmern; in dem pomphaften Grafenschloß, während durch die schlecht schließenden Fenster der Wintersturm saust, daß die Öllampe auf dem Tisch, an dem er schreibt, zu verlöschen droht. Wer unter so mißlichen Verhältnissen solche Briefe abfassen kann — so voll schweren gedanklichen Gehaltes, so voller Geist und Laune und schlagfertigem Witz — von dem darf man wohl sagen: er versteht's.

Ich habe oben Hans von Bülow mit den venetianischen Knaben verglichen, die Goethes Distichon für immer geadelt hat. Das Treffende des Vergleichs wird mir, glaube ich, jeder zugeben, der die Briefe aufmerksam gelesen hat. Nun aber sind wir an ihrem vorläufigen Schluße angelangt. Längst ist der Schreiber kein Knabe mehr — ist mit seinen fünfundzwanzig Jahren ein von den Stürmen des Lebens hart geprüfter, wetterfester, völlig gereifter Mann. Soll ich sein Wesen abermals vergleichend illustrieren, so möchte ich als den Typ, auf den Charakter und Geist bei ihm geformt waren, Ulrich von Hutten nennen. Das mag manchem verwunderlich erscheinen; aber bei einem Vergleich der Art kommt es nicht sowohl auf die Unterschiede an, die jeder sieht, als auf die Ähnlichkeiten, welche sich nur dem tiefer forschenden Auge offenbaren. Und deren gibt es hier, deucht mir, nicht wenige. Geborene Junker beide, ohne von dem schlimmen Blut, das manchmal in Junkeradern rollen soll, auch nur einen Tropfen zu haben; entschlossen, lieber zu sterben, als unfrei zu leben; Freund der Armen und Bedrückten, Todfeind der Tyrannei, in welcher Gestalt sie sich zeige, streit-

bar mit einem leichten Stich ins Händelsüchtige; tapfer bis zur Tollkühnheit; stoisch im Ertragen körperlicher Leiden, seelische mit Überkraft niederkämpfend; scharfsinnig, witzig, voll reichen Wissens, der Völker und ihrer Sprachen kundig; nicht zu den führenden Geistern der Nation gehörend, aber neben einem Luther, einem Wagner noch prächtige Figur machend; männliche Männer: herb bis zur Schroffheit und weich, wo ihr wirkliches Empfindungsleben getroffen wird; in ihren Stärken, ihren Schwächen deutsch vom Wirbel bis zur Sohle.

Und wenn die Gebiete, auf denen die beiden Feuerköpfe revolutionierten, auch weit auseinander liegen — wie wenig fehlte daran, daß der musikalische Revolutionär ein politischer geworden wäre! Eines Haares Breite! Oder war es nicht sicher nur ein momentanes Zaudern, was ihn, als die Revolution in Dresden tobte, in Leipzig zurückhielt; ein Zögern, welches die Rücksicht auf die Verwandten sehr erklärlich macht, das in tatkräftigen Entschluß zu verwandeln ein geringfügigster Umstand vielleicht genügt hätte; und dessen Gedanken seine Seele zermartert, wenn er aus St. Gallen an die Schwester schreibt: „Jener Tag, an dem ich nicht mit nach Dresden zog, erscheint mir noch heute als der schmachvollste meines Lebens. O, ich denke oft, wieviel besser es gewesen wäre, ich wäre einem geringeren, aber in jedem Augenblicke edlen und zweckgewissen Berufe als Kanonenfutter gefolgt."

Ich kann diesen Versuch einer Charakteristik des jungen Bülow nicht schließen, ohne der edlen Herausgeberin — ich denke, nicht bloß in meinem Namen — den Dank auszusprechen, auf den sie für ihre

so mühevolle, so fleißige, so lichtvolle Sammlung, Sichtung und Redaktion der Briefe den gerechtesten Anspruch hat.

Möchte der dritte Band, welcher die in Fachschriften verstreuten Aufsätze kritischen und polemischen Inhalts Hans von Bülows enthalten soll, nicht lange auf sich warten lassen. Und ebenso die Fortsetzung der Briefe, von deren Reichtum an interessantem psychologischen und kulturgeschichtlichen Material auch dem, welchem Frau Musika eine völlig fremde Dame ist, diese kleine Studie eine annähernde Vorstellung zu geben versucht.

♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡

9. Rahel*).

Daß der Verfasser zu dem Haupttitel des Buches noch die besondere Erklärung: „Ein Lebens- und Zeitbild" fügte, möchte auf den ersten Blick überflüssig erscheinen. Kann doch das Lebensbild jedes bedeutenden Menschen nicht wohl anders als zugleich ein Zeitbild sein! Wissen doch nur die Fanatiker des Heroenkultus nicht, daß auch die representative men ein, wenn auch vorzüglichstes Produkt der Zeit sind, in der sie aufwuchsen, in der und auf die sie wirkten!

Ist dies Abhängigkeitsverhältnis nun freilich ein Gesetz, das keine Ausnahme gestattet, tritt es doch in dem Falle Rahel Varnhagens mit noch ganz besonderer Kraft in Erscheinung.

Dabei wird jeder Billigdenkende die hohe Originalität der seltenen Frau willig gelten lassen; gern einräumen, daß ihr Geist sich mit Leichtigkeit zu Gedankenregionen aufschwang, von denen sich die Seele des Durchschnittsmenschen nichts träumen läßt; sie in ihren genialen Aperçus oft selbst über diese Regionen hinaus Blitze schießt, die in einer vierten Dimension zu verzittern scheinen; und in dieser ihrer Originalität und Genialität die Menschen ihrer Umgebung mit wenigen Ausnahmen um Hauptes länge überragt. Nehmen wir dazu — was sie uns beson-

*) Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow.

ders lieb und wert macht — daß, wie weit auch der geistige Horizont der merkwürdigen Frau sich spannt, ihr Herz nicht minder groß ist. Bei der stärksten Ausprägung jenes verehrungswürdigen Familiensinnes ihres Stammes vergißt sie, verläßt sie keinen, der ihr einmal nahe getreten, ob er sie auch, wie Gentz, tausendmal geärgert, verletzt und gequält habe; hängt sie mit glühender Liebe an Preußen, schaut sie mit prophetischem Blick in seinem Fall oder Sieg den Fall oder Sieg Deutschlands, trotzdem die Behandlung, die es den Israëliten jener Tage angedeihen ließ, kaum stiefväterlich genannt werden kann. In der eisernen Zeit der schrecklichen Kriegsjahre sieht man sie rastlos geschäftig, zu raten, zu helfen, Verwundete zu pflegen, Notleidende zu unterstützen, weit über ihre immer wankenden physischen Kräfte und ihr spärliches materielles Vermögen. Als der teure Sieg endlich errungen, jubelt sie auf, obschon sie Frankreich liebt, in Paris fast so zu Hause ist, wie in Berlin, und gerade in den Reihen des Erbfeindes zahlreiche, besonders intime hochgeschätzte Freunde hat.

Ein so völlig exzeptionelles Wesen, sollte man meinen, scheint, wie schwer es auch an seiner Zeit zu tragen gehabt haben mag, hinausgehoben über die Zeitflut, richtig nur sub specie aeternitatis betrachtet werden zu können. Und, wie schon oben bemerkt, gerade das Gegenteil ist der Fall.

Zuerst: diesem glänzenden Geiste fehlten von den Eigenschaften, die den großen Schriftsteller konstituieren (der gewiß mit einem Fuße fest in seiner Zeit, mit dem andern aber ebenso sicher in der Zukunft steht) einige wesentliche, richtiger: die wesent-

lichsten. Eine Dichterin konnte Rahel nicht sein. Trotz der „Moderne“, die es zu verneinen geneigt ist: zum Dichten gehört zuerst und zuletzt Phantasie. Rahel hatte keine, so gut wie keine. Niemandem lag ferner als ihr, „die gemeine Wirklichkeit der Dinge“ in ein verklärendes Licht zu tauchen; niemand hatte weniger Neigung und Talent, zu fabulieren und himmlische Labung zu saugen aus dem, „was sich nie und nirgends hat begeben“. Wiederum, trotzdem sie eine eminente praktische Psychologin war und einzelne Resultate ihrer Beobachtungen trefflich zu formulieren wußte, zu einem geschlossenen philosophischen System hätte sie es nie gebracht, selbst wenn sie es versucht, was sie aber weder früher noch später getan. Disjecta membra poetae dort; disjecta membra philosophi hier. Glänzende Geistesfunken, so häufig wie Sternschnuppen in der Bartholomäusnacht; kein Reigentanz himmlischer Gestirne. Und die notwendige Folge dieser fragmentarischen Geistesart: wie unendlich viel Rahel gebriefwechselt und Tagebücher fleißig geführt hat; wie oft ihr der Ausdruck eines scharfen, tiefen Gedankens vollkommen gelingt, dies oder jenes Bild überraschend gut herauskommt, sie Worte und Wendungen findet, deren Treffsicherheit und Feinheit geradezu imponieren — von einem Stil kann man bei ihr nicht reden; in einem Essay, Roman, jedem geschlossenen Kunstwerk würde ihre sprunghafte, flackernde Schreibweise unleidlich sein. „Als Fragment erscheint das Unvollkommene noch am erträglichsten, und also ist diese Form der Mitteilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig ist und doch einzelne merkwürdige Ansichten zu geben hat.“ Ich weiß

nicht, ob Rahel dies Wort ihres Freundes Friedrich Schlegel kannte; jedenfalls hat sie streng nach der Vorschrift gehandelt; zum Schaffen eines Ganzen nie auch nur den Ansatz gemacht, sich stets mit Aphorismen begnügt. In denen freilich brilliert sie.

Da begreift es sich denn, daß sie nach dem einstimmigen Zeugnis aller, die das Glück ihres näheren Umgangs genossen — und es gab unter ihnen wahrlich kompetenteste Richter — in der mündlichen Unterhaltung unübertroffen gewesen ist: von einer Geistesgegenwart, die sich nie verleugnete, den leidigen esprit d'escalier nicht kannte; einem Witz, dessen Köcher nie leer wurde von gefiederten Pfeilen, die stets ins Zentrum trafen; einer Redegewandtheit, die nie um das passende Wort verlegen war. Dabei niemals nach dem Beifall der Hörer geizend, stets von der reinsten Wahrheitsliebe beseelt; mit der Ingenuität eines Kindes, „unbewußter Weisheit froh", tiefsinnige, anmutige Gedanken, wie aus einem Füllhorn streuend, spendend; dann aber auch vor dem gewagtesten Paradoxon nicht zurückschreckend, wenn ein Schlüssel mit weniger krausem Bart das Schloß nicht öffnen zu können schien.

Es muß in dieser stählernen Kraft ihres Geistes, der dann wieder blumenhaft anmutig zu lächeln wußte, ein wundersamer Zauber geruht haben. Über welchen sonst hätte sie zu verfügen gehabt, die sich nie durch Schönheit und Liebreiz auszeichnete: die Tochter eines nur eben wohlhabenden jüdischen Kaufmanns, auch als Frau von Varnhagen in keineswegs hoher gesellschaftlicher Stellung, und in deren Salon sich doch früher und später alles drängte, was in Berlin auf geistige Bedeutung Anspruch er-

heben konnte: Prinzen von Geblüt, Fürsten und Grafen, hohe Offiziere und Beamte, große Gelehrte, berühmte Künstler und Künstlerinnen — eine schier unendliche Reihe. In ihr Charakterköpfe ersten Ranges: der geniale Prinz Louis Ferdinand, der bizarre „Semilasso", Fichte, Hegel, die Brüderpaare Schlegel und Humboldt, die Häupter der romantischen Schule, später des jungen Deutschland. In der glanzvollen Galerie fehlt nur einer, für den Rahel wohl unbedenklich alle andern hingegeben hätte. Er thronte in seinem Weimar. Und würde, vermute ich, auch gefehlt haben, könnte man sich ihn in Berlin lebend vorstellen. Wenigstens zeichnen sich die wenigen Begegnungen mit Rahel nicht gerade durch Herzlichkeit seinerseits aus. Man könnte darüber konjekturieren, wie das so kam. Der Dichter der Wahlverwandtschaften hat es sicher ganz genau gewußt. Sehen wir von diesem Manko ab, das man kaum so nennen darf, und an dem Rahel jedenfalls unschuldig ist, so war ihr Salon nicht nur der glänzendste, den Berlin je erlebt hat; er war auch der letzte im großen Stil.

Man darf das sagen, ohne den geistvollen Männern und Frauen unsrer Tage zu nahe zu treten. Beide, Männer und Frauen, haben heute zu viel ernsthafte Arbeit zu schaffen, als daß sie allabendlich bis tief in die Nächte zusammensitzen und über Gott und Unsterblichkeit, Freundschaft und Liebe, Kirchturmpolitik und Kosmopolitismus, die Vorzüge der italienischen und der deutschen Gesangsschule unendliche Seide spinnen könnten. Wer heute etwas zu sagen hat und zu sagen versteht, braucht sich nicht in kleine Konventikel mit einem halben oder

ganzen Dutzend schöner Seelen zusammenzuschließen — in Parlamenten, Stadtverordneten-Versammlungen, Vereinen aller Art kann er seine Weisheit leicht zu Markte bringen. Rahel selbst, wenn sie heute lebte, ich glaube, sie ließe Salon Salon sein und glänzte mit ihrer wunderbaren Redegabe, anstatt am Teetisch, von der Tribüne einer ökumenischen Synode der Frauenrechtlerinnen. Und ersetzten die Salons jener Tage den Beteiligten nicht nur die fehlende Gelegenheit, öffentlich zu sprechen, waren sie ihnen auch als Nachrichtenbureaus unentbehrlich. Brauchten doch die Details einer Schlacht in Sachsen oder Böhmen, um nach Berlin zu gelangen, so viele Tage, wie jetzt die Telegraphenkabel Stunden, die Einzelheiten eines Scharmützels im Kapland nach London und Paris zu tragen! Und es handelte sich keineswegs bloß um weltbewegende Ereignisse. Auch die Vorgänge am Hof wollten berichtet, besprochen sein; und ich fürchte, fürchte sehr: gar manches, was in jenen geistreichen Kreisen mit tödlicher Ernsthaftigkeit ventiliert wurde, man dürfte es heute despektierlich einfach Klatsch nennen. Dazu die musterhafte Akustik in dem kleinen Berlin von damals mit seinen wenigen, von einer rigorosen Zensur stark genierten Gazetten, den übel gepflasterten, schlecht erleuchteten, von zweistöckigen Häusern eingesäumten Straßen, an denen die Burggräben der Rinnsteine ihre fürchterlichen Wasser mit unheimlicher Trägheit weiterschoben.

Diese wenigen Andeutungen mögen für den Hinweis genügen, daß, wer das Wesen der seltenen Frau recht verstehen und dem Leser klar machen will, ihr Bild aus dem Hintergrund ihrer Zeit her-

auswachsen lassen muß. Jener merkwürdigen Zeit, die das Aufflammen der französischen Revolution sah, und durch die der Wettersturm der napoleonischen Kriege brauste; der Zeit, in welcher der heldenhaften Erhebung unseres Volkes das traurig lange Nachspiel der trübsten Reaktion folgte, und über der, romantisch schimmerndes Abendgewölk durchstrahlend, die Sonne Goethes langsam majestätisch unterging.



III. Publizistik.





1. Das Umsturzgesetz und die Dichtung*).

Sie erweisen mir die Ehre, von mir hören zu wollen, wie ich über die sogenannte Umsturzvorlage denke; genauer: welche Wirkung auf Literatur und Dichtung ich von ihrer Annahme prognostiziere. Sie teilen mir mit, daß bereits eine Reihe namhafter Männer, wenn auch nicht vom Standpunkte des Schriftstellers, in Ihrem Blatte zur Sache sich geäußert hat — sämtlich in abfälligem Sinne, der nebenbei auch der Ihre sei. Ich darf daraus wohl mit Recht schließen: Sie erwarten von mir desgleichen, um so mehr, als Sie „gerade die Dichtung durch das Gesetz arg bedroht sehen".

Nun kenne ich die Gründe nicht, welche die Herren gegen das Gesetz vorbringen; und, kennte ich sie, würde es mir nicht viel nützen, da ich zweifellos auf den betreffenden Gebieten ein Laie bin und nicht zu beurteilen vermöchte, wie weit es mit den Schäden und Verwüstungen, die, nach Ihnen, das Gesetz dort anrichten soll, seine Richtigkeit hat. Zu einem gewissen Mißtrauen den mir unbekannten Gründen gegenüber bekenne ich mich allerdings von vornherein. Ich sagte mir nicht immer, aber in dem neuesten Kurs, den meine Gesinnung genommen, sage ich mir stets: eine so weise, so wohlwollende Regierung, wie die unsere, hat sich die Sache gewiß vorher

*) Zukunft. 23. Febr. 1895.

nach allen Seiten überlegt und jene Gegengründe — welche sie nicht übersehen, vielmehr scharf ins Auge gefaßt und sorgsam abgewogen hat — als irrelevant mit ruhiger Hand beiseite geschoben. Die so eindringliche „Belehrung der Zeit" kann doch unmöglich aller Welt zu gute gekommen und nur für die Regierenden ausgeblieben sein. Freilich! auf der Faulbank der Spötter und Tadler zu sitzen, ist so bequem! Mein Gott, es kann ja sein, daß, wenn man später nach den Motiven von Regierungsmaßregeln und -Vorlagen fragt, die Antwort nicht ganz genügend ausfällt. Aber wie selten kommt es vor! Die Regel ist und bleibt: die Regierung hat Recht!

Daß sie es mit der Umsturzvorlage hat, soweit bei ihr die Interessen der Literatur in Frage kommen, ist hier das thema probandum.

Und ich hoffe, den Beweis führen zu können.

Sie haben vielleicht zufällig einmal von einem Wort gehört, das so in den dreißiger Jahren ein vornehmer englischer Schriftsteller über unser Volk hat drucken lassen, nämlich, daß es eines von Denkern und Dichtern sei. Das Wort kam bei uns in Schwang, und wo immer es vernommen wurde, erregte es eitel Freude und Dankbarkeit. Ja, man war nicht allzuweit von der Sünde pharisäischen Stolzes und sagte, wenn nicht laut — was sehr ungeschickt gewesen wäre — so doch leise in sich hinein: Seht, wir Deutschen sind doch bess're Menschen!

Sie, geehrter Herr, haben das beneidenswerte Glück, damals noch nicht geboren zu sein; und so kann ich es Ihnen, als dem Sohn einer viel späteren und — sagen wir vorläufig — anderen Zeit, nicht verargen, wenn Sie die Hände über dem Kopf zusammen-

schlagen und indigniert rufen: Ist's möglich? menschenmöglich, daß unsere Nation so verkommen sein konnte, um sich an einer Phrase zu berauschen, die, prüfte man sie auf ihren Gehalt, der bare, blanke Hohn war? die blutigste Ironie? der Ausdruck fast fanatisch zu nennender Schadenfreude? Und, in die Sprache Albions übersetzt, ungefähr lautete: Ihr Gimpel, die ihr nie den Habicht um die Ecke pfeifen hört! Ihr Nachtmützen, die ihr am hellen Tage träumt! Ihr Wolkenkuckucksheimer, die ihr euch stets den Boden unter den Füßen wegziehen laßt! Ihr — und so in infinitum Ausdrücke mit epithetis non ornantibus; dafür getränkt mit der Verachtung des Sohnes einer Nation, die auf dem Weltmarkt die größte Rolle spielte, gegen eine, die bescheidentlich am Rande des Marktes stand; und der, damit sie nicht auf den Einfall komme, auch einmal nach den dort aufgestapelten hübschen sieben Sachen zu greifen, ein Lob ihrer Pusillanimität auszustellen war, welches der Berliner Straßenjunge von heute in die Mahnung kleiden würde: Schlafen Sie weiter!

Sie haben ja so recht; geehrter Herr!

Und auch darin, daß wir jetzt, Gott sei Dank, ganz andere Kerle sind; man jetzt vor uns auf besagtem Weltmarkt einen heidenmäßigen Respekt hat; Zeter und Mordio schreit über unsere Habsucht, die nach allen Himmelsrichtungen die gierigen Hände streckt; Frankreich für Belgien und Holland, Rußland für seine Ostseeprovinzen, der Mann im Monde für seine Berge zittert! Und uns das Herz vor Freude bebt, wenn wir unsere Musensöhne sehen, deren junge Gesichter zerhackt sind, als kämen sie „mit Ruhm bedeckt aus unseren Schlachten"; das

Kontagium blutdürstiger Tapferkeit unsere friedlichen Professoren kaum noch verschont; unsere Volksvertreter einem Opponenten gegenüber mit der Frage: „Bohrt Ihr mir einen Esel?" sofort bereit sind; und überhaupt wir Deutschen, wo wir auch gehen und stehen, uns in den Straßen Veronas zu befinden glauben, immer die Hand am Schwertgriff: ist man ein Montague, nach einem verhaßten Capulet; ist man ein Capulet, nach einem verruchten Montague wutfunkelnden Auges ausschauend.

Sie freuen sich alles dessen; freuen sich des deutschen Mannesmutes, der selbst in seiner Übertreibung noch schön ist. Sie sind stolz darauf; Sie rufen mit Hutten: „Es ist eine Lust zu leben!"

Gut!

Dann aber lassen Sie mir die Umsturzvorlage in Ruh'! Dann begreifen Sie endlich die Weisheit der Konsuln, welche zur rechten Zeit nach dem Rechten sehen und die nötigen Vorsichtsmaßregeln treffen, auf daß unser Volk nicht wieder in den verächtlichen Zustand zurücksinke, in welchem es englischer Hochmut vor der ganzen zivilisierten Welt lächerlich machen konnte!

Denken und Dichten! Und wäre es auch nicht zur Aufrechterhaltung unseres kriegerischen Ruhmes und unseres Prestige nach außen — schon aus hygienischen und ökonomischen Rücksichten müßte eine vorsichtige Staatsleitung ihren Bürgern so schädliche und nichtsnutzige Beschäftigungen, wenn nicht ganz verbieten — was in jeder Beziehung das Beste wäre — so doch tunlich erschweren. Oder macht etwa Denken nicht Kopfschmerzen? Und braucht man Smith, Ricardo, Roscher, Schmoller, Wagner e tutti quanti studiert zu haben, um zu wissen, daß Dichten

eines der am wenigsten lukrativen Metiers ist? Soll etwa an jeder Straßenecke eine Kaltwasserheilanstalt stehen? und durch die Gassen selbst ein Volk von Bettlern irren?

Mit einer solchen schaudervollen Perspektive vor Augen sage ich: die Umsturzvorlage geht nicht nur nicht zu weit, sie geht längst noch nicht weit genug. Sie läßt dem Denker und Dichter — aber mit dem Dichter haben wir es hier ja wohl allein zu tun — noch einen viel zu weiten Spielraum. Wozu um alles in der Welt brauchen wir Romane und Novellen, Tragödien und Komödien, in denen so heikle Themata, wie Ehe, Religion, Staat u. s. w., ventiliert werden? Es ist wahr: die drastische Behandlung von dergleichen Stoffen kann dem Interesse, welches Bücher und Dramen bei dem Leser und Zuschauer erwecken, wesentlich zu gute kommen. Und wahr ist auch, daß den französischen, russischen, skandinavischen, italienischen Romanziers und Dramatikern aus der Ungeniertheit, mit der sie diese Dinge in Angriff nehmen, für ihre Literaturen vor der deutschen, welche hier so viel zahmer ist, ein ungeheurer Vorteil erwächst. Kann das auch nur für einen Augenblick die Heiterkeit unserer Seele trüben? Mögen die Ausländer doch unsere Literatur insipid und langweilig finden! Laß alle Welt begierig nach jenen Büchern greifen und mögen die deutschen als Ladenhüter verstäuben und vermodern —: setzen wir unseren Stolz darein, daß sie anständig und sittig seien; kein Roman, keine Novelle sich nur um Haaresbreite über das approbierte Niveau der schämigen Familienblätter erhebe; die mater familias ihren jüngsten Backfisch zu jeder Theatervorstellung getrost mitnehmen könne!

Und dieser Charakter einer rücksichtsvollen Zahmheit und wohlbedachten Farblosigkeit, welchen die Umsturzvorlage unserer Literatur aufzuprägen versucht und hoffentlich aufprägen wird, würde mit nichten der Kardinalforderung widersprechen: daß wir jenen anderen Nationen als Eisenfresser, Schlagododros und überhaupt als höllische Kerle gegenübertreten, mit denen Kirschenessen ein überaus mißliches Geschäft ist. Machen wir es gerade umgekehrt wie jene Alltagsseelen, welche in der Gesellschaft die Liebenswürdigkeit selber und zu Hause die greulichsten Tyrannen sind! Seien wir Idylle innerhalb Deutschlands Grenzen; über sie hinaus menschenzermalmende, uns, wie es sich gebührt, über alle andere Menschen erhebende Tragödie!

Was aus unserer sogenannten klassischen Literatur geworden wäre, wenn die Restriktionen, welche uns das nur zu laxe Umsturzgesetz immerhin zu bringen verspricht, schon damals als Recht gegolten hätten?

Ich sehe diese Interpellation schon längst auf den Lippen des einen und anderen meiner Leser und erkläre mich zu ihrer sofortigen Beantwortung bereit.

Mir ist es ein Rätsel, wie anständige Leute mit Goethe und Schiller gesellschaftlich haben verkehren können, von den Wieland, Heinse und den übrigen deis minorum gentium gar nicht zu sprechen. Wer Ehebruch, Bigamie, Buhlschaft so liebevoll schildern konnte, wie der Weimarische Geheimrat und Jupiter; das Räuberleben verherrlichen und auf das fürchterliche Buch frech und froh das aufrührerische Motto „In tyrannos!" setzen mochte, wie sein als Idealist verschriener Freund; wer — doch weshalb tiefer in diesen Abgrund blicken, aus dem so viele Ge-

bilde aufsteigen, die nur eine von keinem Umsturz-paragraphen heilsam gezügelte, toll und blind dahin-rasende Phantasie in die Welt schleudern konnte! Ich weiß mir die Sache nicht anders zu erklären, als daß Fürsten wie Karl August mit Blindheit geschlagen waren; höchst- und hochstehende Damen, wie die Herzogin Amalie, Frau von Stein u. s. w. — um es milde auszudrücken — die sonderbarsten Begriffe von Anstand und Ehrbarkeit hatten; oder aber auch die ganze damalige Gesellschaft im Stande primitivster Unschuld lebte, für die selbst Feigenblätter nicht als de rigueur galten.

Über solche unglaubliche Naivetäten sind wir heute, Gott sei Dank, hinaus; oder die Umsturzvorlage — wäre sie nur erst Gesetz! — will doch die zurückgebliebenen Poeten, die etwa noch mit einem Fuß in den Kinderschuhen stecken, mit Stiefeln versorgen, ordentlichen, dicksohligen — Schnürstiefeln meinetwegen. Und je enger, je besser.

Darf ich zum Schluß aus meiner eigensten Erfahrung noch eines und das andere anführen, worin die Begeisterung, mit welcher mein Herz der Umsturzvorlage entgegenschlägt, ihre volle Erklärung finden dürfte?

Ich war auch einmal jünger, als ich heute bin, und ermangelte in kläglicher Weise der Sophrosyne, der ich mich jetzt bescheidentlich rühmen darf. Noch nicht einmal zu der so naheliegenden faustischen Einsicht war ich gelangt und bildete mir — horribile dictu! — alles Ernstes ein, „ich könne was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren". So lehrte und bekehrte und besserte ich denn frisch darauf los; ergoß eine Fülle von Spott über Junkerei und

sonstige adelige Velleitäten; kanzelte derb die Diener der Kirche ab, die sich für Gottesleute ausgeben, ohne es zu sein; hielt mit manchmal recht gewagten Betrachtungen über Liebe und Ehe nicht zurück; ja, machte kein Hehl daraus, daß man für die Republik schwärmen und in der Monarchie eine Staatsform sehen könne, die sich, wenigstens für mündige Nationen, völlig überlebt habe.

Dies alles und desgleichen mehr brauchte nun nicht gerade immer meine individuelle Überzeugung zu sein. Ich sagte es auch nicht in meinem Namen — was sich nach meiner Theorie für den Romandichter nicht geschickt hätte — sondern ließ es von meinen Personen aussprechen, wenn es ihr Charakter und die Situation so mit sich brachten; in dem guten Glauben, es sei dies mein Romandichterrecht; und daß ich die Menschen, wie ich sie im Leben beobachtet, schildern müsse, wollte ich wirklich „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen". Denn ich sah in der Aufgabe des Dramas, wie Shakespeare sie definiert, auch die des Romans, als eines Gefäßes, groß und solid genug, sämtliche Strömungen des aktuellen Lebens in sich aufzunehmen.

Es war aber damals — im Anfang der sechziger Jahre — eine sehr bewegte, gährende Zeit. Die Volksvertretung — in Preußen — war über militärische und andere Dinge mit der Regierung in einen heftigen, langwährenden Konflikt geraten; Lassalle hatte die Fahne des Sozialismus erhoben; der Boden, auf dem die Gesellschaft stand, schien erschüttert; man glaubte bereits den dumpfen Schritt der Arbeiter-Bataillone zu hören, deren Nahen der

große Agitator warnend und drohend verkündete; wackere Männer, wie Schulze-Delitzsch, meinten, den heraufziehenden Sturm durch weise Institutionen, die sie ins Leben riefen, beschwören zu können; die mächtige Gestalt Bismarcks reckte sich auf und donnerte ihr quos ego! den renitenten Abgeordneten des Volkes entgegen.

Ich lebte und webte in dem großen Drama, dessen erster Akt sich da vor meinen Blicken abspielte. Mit einer langen Reihe namhafter Akteurs: den Waldeck, Lasker, Twesten, Löwe-Calbe u. a. war ich genau bekannt, zum Teil eng befreundet. Oft und oft durchsprach ich mit ihnen die Dinge des Tages; tauschte mit ihnen Ansichten, Wünsche, Hoffnungen aus; ließ es auch an ernsten politischen, historischen, nationalökonomischen Studien nicht fehlen. Die Frucht und das Ergebnis dieser Gespräche, dieser Studien verwertete ich dann für meine Romane, unter anderen für den „In Reih' und Glied" betitelten.

Da war denn alles, wie es auf der Weltbühne ging und stand, in dichterischer Redaktion. Da war der sozialistische Agitator, mein Held; und sein demokratisches Gewissen in Gestalt eines radikalen Revolutionärs mit einem starken Stich in den Anarchismus; da waren die verschiedenen Nuancen der bürgerlichen Opposition, sowohl der königstreuen als der republikanisch angehauchten; da war die haute finance, die Kirche; da war der Adel in seiner respektablen ritterlichen Erscheinung und seinem Zerrbild, dem Junkertum; da war — last not least — ein Monarch, nach einem nicht mehr lebenden Modell mit großem Fleiß gezeichnet. Da gab es Fabriken

mit Staatssubvention, die verkrachten; hungernde Arbeiter, die sich direkt an den Monarchen wenden wollen und deren Sache der Agitator diesem ans Herz legt:

„Majestät! Das erlauchte Haus, aus dem Sie entsprossen sind, weshalb ist es so groß geworden und so machtvoll, als weil seine Söhne immerdar dem Herzschlag ihres Jahrhunderts lauschten und so im stande waren, der nach Verwirklichung ringenden Idee Form und Gestalt zu geben! Majestät! Ihre Vorfahren waren es, die, als der freche Übermut der stolzen Ritter von der Faust keine Grenzen mehr kannte und das arme Volk gar in den Staub getreten war, die schützende Hand breiteten über das arme Volk und die Burgen der stolzen Ritter brachen. Wenn dem Enkel jener großen Fürsten nun eine weit größere, unendlich kompliziertere Aufgabe gestellt wäre, der er sich nicht entziehen kann, weil es eben seine Aufgabe ist; wenn dieser Enkel das Goldrecht vernichten müßte wie jene das Faustrecht und so die furchtbarste Sklaverei, die je auf Erden geherrscht hat, zerstörte — unsere Sprache hätte keinen Ausdruck für den Dank, den ihm sein Volk, den ihm die Menschheit zollen müßte; in dem Pantheon aller Zeiten wäre kein Platz erhaben genug für ihn."

So, ein gutes Stück Kathedersozialismus und die Lehre vom sozialen König, die heute als ein novum gilt, vor dreißig Jahren antizipierend, arbeitete und bosselte ich an meinen lieben Gestalten emsig, wie der Goldschmied von Ephesus „an den Hirschen und Tieren, die seiner Gottheit Knie zieren"; immer in dem Wahn, damit ein Werk zu schaffen, für das

mir die Nation und vielleicht auch kommende Generationen einigen Dank schuldeten; angefeuert durch das Interesse, welches das Publikum ersichtlich meiner Arbeit entgegenbrachte, und durch den Beifall jener vorhin genannten Freunde, die ich für mein Teil zu den Besten ihrer Zeit zu zählen mir erlaube und denen auch ihr politischer Gegner Sybel in dem sechsten Bande seiner „Begründung des Deutschen Reiches" den Zoll seiner Achtung nicht versagt.

Leichtfertiges Publikum! Verblendete Freunde! Gedankenloser, in seiner Gedankenlosigkeit höchst strafwürdiger Autor!

Zu dem eines Tages sein Verleger schreckensbleich ins Zimmer stürzt: er wisse aus absolut sicherer Quelle: mein Roman sei von sehr hochgestellter Seite dem Staatsanwalt denunziert, der nicht verfehlen werde, auf Grund der §§ 130 und 131 des Strafgesetzbuches gegen uns einzuschreiten. Und eben sei eine neue Auflage in Vorbereitung; der Schaden, erfolge Verurteilung und Konfiskation, unermeßlich!

Nun, er war ein reicher Mann, mein Herr Verleger, und mochte auch dies in sein Verlustkonto schreiben, ohne arm zu werden. Ich — war ein deutscher Schriftsteller. Wann wäre der je „mit Schätzen reich beladen" gewesen!

Die dräuende Wolke zog vorüber; aber nicht so schnell, daß ich nicht während der Zeit, die ich auf die Rede verwandte, mit der ich den Gerichtshof zerschmettern wollte, gut und gern zwei Novellen hätte schreiben können. Und wenn für einen Menschen Zeit Geld ist, ist sie es für den Schriftsteller.

Ich war gewarnt worden; aber gelernt hatte ich nichts — ich Tor!

Ein paar Jahre später sollte ich mich wieder versündigt haben, diesmal gegen § 184, durch eine gewisse, allerdings mit recht warmem Kolorit gemalte Szene in meinem Roman „Angela“.

Und jetzt schien es Ernst werden zu sollen. Die Nummer der Zeitung, in deren Feuilleton die inkriminierte Szene figurierte, war konfisziert worden; die Sache also rite eingeleitet. Ich hatte einen Termin, in welchem ich mich zur Autorschaft bekennen und die altehrwürdigen Fragen: Wer bist du? wie heißt du? woher kommst du? beantworten sollte. Dann sechs Monate langes banges Schweigen. Wieder tägliches und nächtliches Wälzen einer Rede, in Vergleich mit der, was die Länge betrifft, sämtliche ciceronischen ein kürzestes Stoßgebet waren; wieder die Verdüsterung meiner Seele bis zum Menschenhaß ohne Reue; wieder der grause Diebstahl an der Zeit, meinem einzigen Eigentum. Bis eines schönen Morgens ein amtliches Schreiben einläuft: der Staatsanwalt habe von der weiteren Verfolgung der Sache Abstand genommen!

Und die Moral und der kurze Sinn dieser langen Geschichten?

Daß ich dies alles nicht hätte zu erdulden brauchen, wäre jener Zeit ein Umsturzgesetz, wie es vorgelegt ist und hoffentlich ohne Abstrich zur Annahme kommt, im Schwange gewesen. Dann würde ich, als ein nicht völlig unkluger Mann, mich wohl gehütet haben, meinen Kopf in eine so furchtbare Schlinge zu stecken; vielmehr, ich wäre nicht einmal in Versuchung gekommen, durch ein Netz schlüpfen zu wollen, dessen Maschen selbst für den winzigen Leib eines armseligen Ukelei zu eng sind.

Darum denn, meine lieben Brüder in Apollo, besinnt euch zehnmal, bevor ihr gegen ein so gerechtes, so wohltätiges, so gerade für eure speziellen Interessen väterlich besorgtes Gesetz euren beschränkten Untertanenverstand mobil macht! Gebet nicht Raum dem törichten Gelüst, der Freiheit, die bekanntlich ihren Reigen am Sternenzelt führt, auf dieser dunklen Erde eine Gasse machen zu wollen! Höret auf meinen alten Freund, den pommerschen Gutsbesitzer, der zu seinen Knechten, wenn ihm einer mit „Ich dachte" kam, zu sagen pflegte: „Kindings, dat Denken äwerlat mi!" So auch überlaßt ihr es den Herren Ministern, welche die Sache ex officio verstehen müssen! Und sorgt hübsch für euer Weib und eure Kinder; als ruhige Bürger und Schneider Jetters, die ihr doch im Grunde alle seid! —

Dies auf Ihre Frage meine Antwort vom Standpunkt des Roman- und Novellendichters.

Ich zweifle keinen Augenblick: die dramatischen Autoren werden mir freudig zustimmen. Niemand freudiger als Gerhart Hauptmann, der ein viel zu stolzer Mann ist, als daß die fortgesetzte Reklame, welche die Herren von Stumm und Genossen von der Rednerbühne des Reichstags für seine „Weber" machen, ihm das schöne Stück nicht längst verleidet haben sollte.

♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥♥

2. Was unsern Kolonien not tut*).

Die deutschen Fortschrittsblätter und diverse andere, die aus sehr anderen Gründen an demselben Strange ziehen, schreien Zeter über unsere ostasiatische Expedition, wie sie Mordio geschrien haben, so oft der Staatssäckel für unsere afrikanischen Kolonien sich öffnete. Sie stimmten wieder einmal das Lied an von den uferlosen Flottenplänen, welchen durch dergleichen überseeische Experimente nur Vorschub geleistet werden solle; von der Kriegsflagge, die der Handelsflagge zu folgen habe; der nutzlosen Vergeudung deutschen Schweißes, Blutes und Geldes — das alte abgeleierte Lied mit Versen in infinitum, deren jeder mit dem aus vollem Brustton gesungenen Refrain schließt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich!

Ich halte mir nicht die Ohren zu, so oft ich auch das Lied höre. Man darf das niemals tun, stehe man nun oben oder unten, rechts oder links. Man soll sogar die Leute hören, die man als gewohnheitsmäßige Nörgler erkannt hat. Ohne ihre Stimmen wäre der Chor nicht vollzählig, den man öffentliche Meinung nennt, und die man durchaus kennen muß, schon um sich zu überzeugen, daß man eine eigene Meinung hat und sich in dieser seiner eigenen Meinung zu bestärken. Denn freilich: jemand hören

*) Neues Wiener Tagblatt, Dezember 1900.

und auf jemand hören, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Ich würde es unserem Kaiser sehr übelnehmen (das darf man ja wohl, ohne sich einer Majestätsbeleidigung schuldig zu machen?), wenn er seinen markigen, nachdrücklichen überseeischen Kolonialunternehmungen die Gedankenblässe des Philisterliedes ankränkeln lassen wollte. Hört er nicht darauf und geht seinen Weg ruhig und straff weiter, so bin ich — auf die Gefahr hin, meinen Ruf als freisinniger Mann einzubüßen — der Meinung, daß er auf diesem Wege an der Spitze der Phalanx marschiert.

An der Spitze der Phalanx jener Männer, die sich durch des Pfahlbürgertums quetschende Enge, in welcher so weiter zu leben sie vom Schicksal verurteilt schienen; den weltbürgerlichen Weitblick nicht trüben ließen, mit Onkel Bräsig begriffen haben, daß in Deutschland heut' wie gestern die Armut von der Pauvreté kommt. Und morgen ebenso kommen wird und in alle absehbare Zukunft, wenn wir die Grundquelle des Übels nicht verstopfen, die — ganz abgesehen von dem Dreißigjährigen Krieg und seinen zwei Jahrhunderte langen fürchterlichen ökonomischen und politischen Folgen — aus der Binnenlage unseres Landes fortwährend ihre traurige Nahrung saugt. Und nicht verstopfen können, wir geben es denn endlich auf, uns in unsere Häuser einzuschließen und da redlich weiter zu hungern, sondern treten entschlossen in den Wettkampf mit den anderen rührigen Nationen ein und essen uns satt an der Tafel des Weltmarkts, der für alle gedeckt ist, denen es an dem Mut zuzugreifen und der nötigen Ellenbogenstärke nicht fehlt.

Ist das utopistische Zukunftsmusik nur aus etwas höherem Tone, als die Renommisterei jener braven Achtundvierziger, welche die soziale Frage lösen wollten und „wenn sie darüber die ganze Nacht beisammen bleiben müßten?" Ach, wir wissen heute nur zu gut, daß ihre vollständige Lösung, wie sie jene Biedermänner träumten, aussichtslos ist, wie die Quadratur des Zirkels; daß das zwanzigste Jahrhundert sie vom neunzehnten herübernehmen wird, um alle seine Jahre sich weiter daran abzumühen und die unvollendete Arbeit ebenso wieder dem einundzwanzigsten zu überliefern. Aber nicht minder sicher wissen wir: das kommende Jahrhundert hat keine andere Möglichkeit, mit ihr auch nur aus der Stelle zu rücken, als daß es die Erschließung, respektive Aufteilung Afrikas und Asiens in usum der europäischen Menschheit in erster Stelle auf sein Programm setzt und — voraussichtlich in einem Maßstab, dessen Größen wir nur ahnen können — entschlossen weiterführt. Deutschland zählt nach A. Scobels Geographischem Handbuch vom Jahre 1895 nicht weniger als 49 428 000 Einwohner, hat heute schon die fünfzigste Million weit überschritten, um es in sehr absehbarer Zeit auf die sechzigste, respektive siebzigste zu bringen. Gegen solche Sturmflut helfen keine Handelsverträge unter den günstigsten Bedingungen; keine mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung aufgerichteten Altersversorgungs-, Invaliditäts- und Unfallversicherungsdämme; keine sozialdemokratischen, kapitalvernichtungssüchtigen Vorstöße — hier bleibt keine Wahl, als sie entweder über Europa hereinbrechen zu lassen, sei es in Gestalt eines mörderischen Kampfes zwischen den einzelnen Nationen, die ihre Grenzen

erweitern oder ersticken müssen, sei es in der des noch furchtbareren der besitzlosen Klassen gegen die besitzenden; oder aber wir lenken sie nach außen ab, wo sie sich in tausend Kanäle verteilen und Tausende für die höheren Zwecke der Menschheit heute brachliegende Quadratmeilen dürren Landes in fruchtbaren Kulturhumus verwandeln mag.

Die seiner Kraft angemessene Beteiligung an dieser ungeheuren Aufgabe ist für Deutschlands Zukunft Lebensbedingung. Das steht für mich fest. Ein anderes macht mir schwere Sorge: wird es wirklich seine Kraft wirken lassen nach ihrem vollen Maß? oder nach alter leidiger Gewohnheit kleinbürgerlich mit ihr haushalten? Höchstens so für einmal machtvoll in die Speichen des Rades greifen, um es dann wieder rollen zu lassen, wie's Gott gefällt?

Engländer, Franzosen e tutti quanti werden das für pure Ironie halten oder für ein heuchlerisches Lammfell, in das der beutegierige Wolf sich vergeblich hüllt, da man seine langen Zähne und scharfen Krallen nur zu gut schon kennt.

Sie irren sich: ich meine es sehr ernstlich. Und da ich meine lieben Landsleute wohl ein wenig besser kenne als sie, werde ich vielleicht leider gegen sie Recht behalten. Wirklich, ich muß lachen, wenn ich von deutscher Raubsucht, deutschem Chauvinismus reden höre. Was die Raubsucht betrifft — wenn man ein paar Hundert sporenklirrende, säbelrasselnde jugendliche Marssöhne ausnimmt — mit der Laterne kann man einen Mann in Deutschland suchen, selbst unter den älteren Offizieren, der ernstlich einen neuen Krieg mit Frankreich oder gegen irgend eine andere Nation das Schwert ziehen wollte. Nein! vor der

Gefahr eines Krieges, der von Deutschland ausgeht, dürfen Europa und Frau von Suttner unbesorgt sein. Und chauvinistisch nennt man ja wohl eine Nation, die einen übertriebenen Wert auf ihre etwaigen Vorzüge legt, um dafür gegen die obligaten Fehler die Augen zu verschließen. Wann hätte das je auf uns gepaßt? Etwa im vorigen Jahrhundert, als die ganze Nation in ihren oberen ausschlaggebenden Schichten wenigstens die sklavische Nachahmerin des Franzosentums in seinen Sitten und Unsitten war? Man könnte sagen: traurig notwendige Folge des Verschwindens eines starken Kaisertums, der politischen, ökonomischen Zerrüttung und Ohnmacht nach dem Religionskriege. Aber anderen Nationen ist es nicht besser, eher schlimmer ergangen, und sie haben doch das Gefühl ihrer Würde und ihres Wertes nicht so ganz verloren; haben vielmehr — man denke nur an die Polen — gerade im Unglück die Empfindung ihrer Eigenart bis zum Fanatismus gesteigert.

Von der Möglichkeit solcher Kalamität, solch tiefen Falles kann heute allerdings für Deutschland nicht mehr die Rede sein. Sind wir deshalb sicher, daß wir uns nicht Hals über Kopf in eine neue ausländische Mode stürzen, wenn sie nur prätentiös genug auftritt? Ich spreche nicht von der Mode im engeren Sinn: von der Form der Damenhüte, dem Schnitt der Herrenfracks und sonstigem Kleiderkram, obgleich auch in diesen Nebensachen eine größere Selbständigkeit nicht schaden könnte. Aber wie soll man es nennen, wenn eine Literatur, die sich einer Goethe-Schiller-Periode rühmen darf, auf einer so soliden Grundlage nicht weiter zu bauen verstand,

und nach wenigen Jahrzehnten abermals in die sklavischste Abhängigkeit von den Literaturen des Auslandes geriet? Nicht begriff, daß die Größe und Originalität eines Ibsen, eines Tolstoj, eines Zola und Maupassant zu einem wesentlichsten Teil darauf beruhte, daß diese Männer so fest in ihren nationalen Schuhen standen, die uns ein für allemal nicht passen? Daß, nachdem wir Gott sei Dank uns denn doch verhältnismäßig schnell wieder auf uns selbst besonnen und die Hauptmann, Sudermann, Halbe und rühmliche Genossen das deutsche Drama wieder zu der ihm gebührenden Ehre gebracht, elende Possen, wie „Charleys Tante", oder auf ordinärsten Nervenkitzel berechnete künstlerische Wertlosigkeiten, wie „Trilby" Hunderte von Abenden hindurch die Theater füllen können? Daß auf zwanzig, dreißig Exemplare eines Romanes, der in Paris oder London Aufsehen gemacht hat, in den Schaufenstern unserer Buchläden kaum ein Fontane, Heyse oder Rosegger kommt? Unsere Zeitungen für jeden Panama-Skandal, jede Dreyfus-Affaire ihre Spalten, mit denen sie bei heimischen Angelegenheiten oft genug knausern, stets weit offen halten? Keine englische Millionärstochter mit ihres Vaters Kutscher durchgegangen sein kann, ohne daß ihre Feuilletons die merkwürdige Begebenheit gewissenhaft buchen?

Aber, höre ich sagen: jede Nation muß mit den Fehlern ihrer Tugenden rechnen. Und wogegen du da eiferst, ist der Fehler einer Tugend, ohne die wir Deutsche nicht das gelehrte, gebildete Volk sein würden, das wir denn doch schließlich sind. Oder wäre es keine Tugend, dieses bereitwillige Anerkennen alles Guten, woher es auch komme? Dieses

leichte Aneignungsvermögen alles Trefflichen, wo immer wir es finden? Ist das Gute und Treffliche, das wir so in unseren Besitz bringen, zu teuer bezahlt, weil wir hie und da etwas Minderwertiges, vielleicht positiv Schlechtes mit in den Kauf nehmen müssen?

Schon recht. Nur fürchte ich: dieses Talent, sich in die Gefühls- und Denkweise anderer Leute zu versetzen, diese Anschmiegsamkeit an fremde Sitten und Gebräuche, dieses aufgeschlossene Ohr für fremde Sprachen, die man schleunigst, so gut es gehen will, nachplappert — das sind alles erfreuliche Eigenschaften für den häuslichen deutschen Herd und — ebensoviele Hindernisse für den deutschen Welteroberer.

Der noch mit einer zweiten, wo möglich schlimmeren Eigentümlichkeit seines Wesens auf diesem langen und dornigen Pfade zu kämpfen haben wird.

Als Soldat stellt der Deutsche seinen Mann. Er hat es bewiesen. Nehmen wir an: er ist der beste. Wenn er es ist — liebt er sein Vaterland mehr als andere Nationen das ihre? Ist er tapferer, kühner, intelligenter? Hat er vor allem ein stärkeres moralisches Rückgrat?

Ein mir befreundeter Offizier, der den Krieg gegen Frankreich mitgemacht hat, erzählte mir: Ich hatte in meinem Bataillon eine unheimlich große Zahl Berliner schlimmster Sorte: notorische Taugenichtse und Bummler, Zuhälter und ähnliches Gesindel. Ich habe nie in jeder Beziehung bravere Soldaten geführt als diese Kerle, mit denen die Polizei zu Hause nicht fertig werden konnte, und die, wenn sie wieder nach Hause gekommen sind, sehr wahrscheinlich in der alten Weise weiter lumpten.

Was die Anekdote beweisen soll? Daß man des

Deutschen Soldatentugend in seinem Gehorsam suchen muß. Darin suchen muß, daß er der geborene Gefolgsmann ist; auch in seiner Entartung noch der Nachkomme jener Vorfahren, denen, für ihren Herzog den Schlachtentod zu sterben, als die höchste Ehre galt.

Dies die eine Seite der Medaille. Die andere, minder schöne: er will geführt sein, Schulter an Schulter stehen. Fehlt der Führer, fehlen die Kameraden, wird er nicht mutlos oder feig — Gott bewahre! aber sein Instinkt des Herdenmenschen ist unbefriedigt; die Sache macht ihm keinen Spaß mehr. Er geht lieber nach Hause zu seinem Acker oder sonstigen Geschäft. Oder verliert allen Halt und wird eine Beute der alten germanischen Laster: des Hanges zum Nichtstun und der Trunksucht.

Es mit einem Wort zu sagen: es mangelt ihm in betrübendem Maß an der persönlichen Initiative.

Sie hat ihm immer gemangelt. Unter seinen großen Kaisern hob sich das deutsche Volk jedesmal mächtig in die Höhe; unter den schwachen sank es sofort wieder herab. Es will geführt sein. Ob der Führer ein genialer Friedrich der Einzige oder ein ehrwürdiger Wilhelm der Erste, darauf kommt es so viel nicht an. Desto größeren Wert legt es auf ein fürstliches Geblüt; zum wenigsten muß der Mann, der es führen soll, durch fürstliche Autorität gedeckt sein. Dieser Führer wünscht und verlangt das selbst, zieht für sein Handeln aus dieser Deckung seine besten Rechtstitel. Für die eigentlichen self made men, die ihre Größe einzig sich selbst verdanken, hat der Deutsche nicht viel übrig. Die Cromwell, die Washington, ein Napoleon selbst hätte zwischen den Vogesen und dem Böhmerwald herzlich wenig Chancen gehabt.

Ist das nach Sedan sehr viel anders geworden? Ich glaube nicht. Es will mir scheinen, als ob die Neigung zum Selfgovernment, bei dem jeder entschlossen und mutig mit zugreifen muß, bei meinen Landsleuten noch immer das schämige Knospenstadium nicht überwunden hat; sie noch immer ihre Direktive sich gern von höchster Stelle geben lassen; und wenn auch Börnes galliger Spott von den neun zusammenstehenden Deutschen, die, von einem angegriffen, unisono nach der Polizei schreien, heute nicht mehr seine Geltung haben mag, diese Polizei weder an hohem Selbstgefühl, noch an Autorität wesentlich eingebüßt hat. Braucht sie doch nicht, wenn sie bei einer Dummheit eigensinnig beharrt, die „Eingesandt" der englischen Zeitungen zu fürchten, an denen sich Herzöge, Lords, Gemeine, Männer und Frauen beteiligen und nicht Frieden geben, als bis die Widerspenstigen zur Vernunft gekommen sind! So geht's im Kleinen, so geht's im Großen. Einzelne Ausnahmen, wie gelegentlich der Schulregulative oder des Umsturzgesetzes, heben die Regel nicht auf. Im allgemeinen gilt das Wort, das Goethe im Prolog des „Faust" dem Herrn in den Mund legt, wenn er, Mephisto gegenüber, die wahre Natur des Menschen kennzeichnen will: „Er liebt sich bald die unbedingte Ruh'" noch heute für den Deutschen mit ganz besonderer Kraft. Und wenn der römische Prätor sich nur um die Minima nicht zu kümmern brauchte, ist es ihm schon lieber, wenn er auch von den großen Dingen unbehelligt bleibt.

Nun aber, was hat den englischen Kolonien ihre Lebens- und Ausdehnungskraft gegeben? Hinter den Kolonisten stand eine Macht, die nötigenfalls

die schützende Hand über sie breiten konnte. Gewiß. Aber das weitaus Wichtigere, Ausschlaggebende war, daß keiner sich auf diese Macht, sondern einzig auf sich selbst verließ: seine starke Hand, seine treue Büchse, seine erprobte Zähigkeit, der freilich Brutalität und Grausamkeit nur zu oft unholde Begleiterinnen waren. Brutal und grausam ist der Deutsche schon gar nicht; aber Zähigkeit kann man ihm nicht absprechen. Nur die Initiative, der Wagemut, das feste Aufsichselbstruhen, welche die Pilgrimväter aus der Heimat mit in die Urwälder des amerikanischen Ostens nahmen, sich dort eine neue, größere, schönere Heimat zu erkämpfen, ohne jemals einen hilfesuchenden Blick rückwärts zu wenden — wie steht es damit? Wie mit der Kraft und dem Talent der Selbstregierung, die aus dem kalifornischen Chaos, in welchem Büchse und Revolver die ultima ratio waren, in bewunderungswürdig kurzer Zeit ein geordnetes Gemeinwesen machten?

Und gerade diese Tugenden und Eigenschaften werden den Männern innewohnen müssen, welche heute und in Zukunft der europäischen Kultur die Öden des dunklen Erdteils erschließen, die Häfen des übervölkerten Ostasiens öffnen wollen. Hierin, nur hierin allein liegt die Chance des Erfolges. Für die Pizarros und Cortez, selbst die Clives ist die Zeit vorüber. So kriegerisch unsere ostasiatische Expedition sich ausnimmt — die Kiao-Tschau-Bucht wird keine von Salamis werden, in der Europa sich mit Asien im Entscheidungskampfe mißt. England, Rußland, Frankreich, Japan — alle Welt wird sich sagen, sagen müssen, daß, was dem einen recht, dem andern billig ist; daß Deutschland schlechter-

dings nichts anderes tut, als sich in Reih' und Glied stellen mit den Nationen, welche an des Jahrhunderts Neige noch jede Stunde ausnützen wollen, damit das kommende, gut präpariert, an die ungeheure Aufgabe treten kann, die, wenn nicht zu lösen, so doch ein mächtiges Stück weiter zu führen, ihm nach Menschengedenken vom Schicksal beschieden ist.

Daraufhin den Sinn seiner Bürger zu richten, daraufhin ihre Kräfte zu stählen, ist heute die Aufgabe jeder weisen Regierung. Handelt sie nach dem entgegengesetzten Prinzip; unterdrückt, unterbindet sie die Selbständigkeit, die Initiative der Individuen; nährt sie durch hochmütiges Allesbesserwissen, Allesvonobenherabkommandieren- und -reglementierenwollen die angeborene Ruheseligkeit, so sind alle pomphaften Reden von dem Glück und der Größe, die man dem Vaterlande schaffen wolle, nur klingende Schelle, und alle mit noch so vielen Prunk und Pathos inscenierten Flottendemonstrationen tönendes Erz.

♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡

3. Mußte es sein?*)

Ein offener Brief an den Grafen Leo Tolstoj.

Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden! —

Ich weiß nicht, Herr Graf, wie Sie über die Authentizität der himmlischen Botschaft denken. In gläubigen Stunden, die Ihnen ja nicht selten kommen, mag Ihnen die Echtheit unzweifelhaft erscheinen; in anderen, skeptischeren, mögen Sie wieder dafür halten, daß Lukas — der einzige Evangelist, der uns von dem Wunder berichtet — aus einer trüben, apokryphischen Quelle geschöpft, oder, um der guten Sache willen, hier die Farben auf seiner Palette etwas zu glänzend genommen habe.

Aber wie Sie sich auch zu der Glaubwürdigkeit der Botschaft stellen, darin weiß ich mich mit Ihnen und allen guten Christen eins: daß Sie und ich und wir alle mit Schmerzen im Herzen hoffen und harren, Gebet und Wunsch der frommen Hirten möchten doch endlich, endlich in Erfüllung gehen; mit Schmerzen im Herzen sehen, wie weit, wie weit es noch bis zur Erfüllung ist, heute, wo Europa fürchterlicher als je in Waffen starrt; die Nationen schmerzlicher als je unter der Last der Rüstung stöhnen, die man ihnen auf den Nacken drückt, so daß selbst sehr wohlwollende, sehr humane Generale

*) Neues Wiener Tagblatt. Dezember 1895.

im Vertrauen sagen: Der Krieg ist fürchterlich; aber lieber ein Ende mit allen seinen Schrecken, als dieser völkerentmarkende Friedensschrecken ohne Ende.

Ich habe geglaubt, Herr Graf, diese unsere Übereinstimmung hinsichtlich des zu erstrebenden, innigst zu wünschenden Zieles voraus deutlich und scharf konstatieren zu sollen, um so deutlicher und schärfer, als unsere Ansichten über die Mittel zum Ziele sehr weit auseinandergehen.

Wenn man Sie hört, ist die Sache so einfach-frei, wie Essen und Trinken. „Es genügt, daß der einzelne nicht mittut; daß er seiner innersten Natur folgt, das heißt, daß er gut und gerecht bleibt vor Gott und seinem Gewissen."

Sie sprechen aber das große Wort gelassen aus in der Vorrede zu einem Buche, das ein Landsmann von Ihnen verfaßt hat und das eine seltsam traurige, herzzermalmend traurige Geschichte erzählt, die Sie mir, im Interesse des deutschen Lesers, in aller Kürze resumieren zu dürfen verstatten wollen.

Die Geschichte des armen russischen Bauernsohnes E. N. Drodschin, der, mit dem Zeugnis der bestandenen Schullehrerprüfung in der Tasche, sich im Alter von 19 Jahren auf dem Lande ansiedelte, um die sozialistischen und revolutionären Ideen unter dem Volke zu verbreiten. Mit 23 Jahren ergibt er sich Ihrer Lehre — wohlverstanden: Ihrer, Herr Graf — bis in die äußersten praktischen Konsequenzen: die sich bis auf die ärgsten Feinde erstreckende Menschenliebe; die absolute Verneinung des Rechts, seinesgleichen zu töten; die nicht weniger absolute Weigerung, irgend einen andern Herrn anzuerkennen als Gott und seinen Sohn Christus. Unter die Fahne

berufen, weigert er sich, die Kunst des Menschen-tötens zu erlernen. Man steckt ihn in eines der schrecklichsten Disziplinarbataillone. Da martert man ihn vier Jahre lang, und er stirbt, treu sich selbst und seinen Feinden verzeihend.

Sie, Herr Graf, wie man sich denken kann, und Ihnen jedes wohlorganisierte Gemüt ganz nachfühlen wird, sind über diese Brutalität in tiefster Seele empört. In den höchsten Tönen sittlicher Entrüstung apostrophieren Sie die, welche sich „an dieser Henker-arbeit" beteiligt haben. „Hier war ein junger, guter, ausgezeichneter Mensch, der nichts wollte, als gut bleiben. Und diesen Menschen habt ihr ins Gefängnis geworfen; ihn seiner Kleider beraubt, um ihn frieren zu lassen; habt ihn gemartert, indem ihr ihm Trank und Speise verweigert, ihm den Schlaf entzogt ... Ist es möglich? Du, großer Zar, der du diesen Befehl mit deiner Unterschrift gegeben hast; ihr Minister, Staatsanwälte, Gefängnisdirektoren, Wächter; ihr habt euch zum Mahle niederlassen können, während jener Unglückliche nackt auf dem Boden lag und, zum Tode erschöpft, über eure Bosheit weinte!"

Sie haben ja so recht, Herr Graf!

Aber sollten Sie in der Liste nicht einen ausgelassen haben, der sich zwar direkt an der „Henker-arbeit" nicht beteiligte, jedennoch moralisch ganz fraglos mitschuldig war; ja, auf dessen Haupt die moralische Schuld ganz allein kommt? An dessen Händen infolgedessen Blut und Tränen des Unglücklichen in meinen Augen so schrecklich kleben, daß alle Wohlgerüche und alle Wasser Ihrer mächtigen Wolga sie nie wieder rein waschen können?

Und der dennoch, während das Gräßliche geschah,

wie jene anderen „seine Kinder liebkosen, an Gott denken konnte und an den Tod, der uns vor seinen Richterstuhl ziehen wird?“

Sie wissen nicht, wen ich meine!

Dann will ich es Ihnen sagen:

Sie! Sie selbst, Herr Graf, sind der Mann.

Das hoffe ich Ihnen zu beweisen, klipp und klar.

Wenn nicht Ihnen — es wäre das contra naturam — so doch allen, die es mit der Logik etwas genauer nehmen als Sie; oder, um diplomatischer und trotzdem vielleicht richtiger zu reden: die vor der Logik der Tatsachen mehr Respekt haben als Sie.

Denn, daß Sie den nicht in dem wünschenswerten Maße besitzen, wenigstens nur zu oft nicht wissen und bedenken, wie leicht die Gedanken beieinander wohnen, und wie hart sich die zu Tatsachen verdichteten Gedanken in der Wirklichkeit stoßen — das ist Ihre Achillesferse, ein wie großer Dichter und Denker Sie auch sonst sind.

Ich bitte, das letztere nicht etwa für Ironie nehmen zu wollen. Wenn ich an Ihrer dichterischen Technik auch manches auszusetzen habe; Sie, in dem Drang, mit Ihren oft gigantischen Entwürfen fertig zu werden, für meinen Geschmack zu viel künstlerisch unbehauene Prosablöcke in ihre poetischen Bauten vermauern; das Horazische: respice finem! nicht immer beherzigen, wenn Sie anfangen; und was dergleichen Einwürfe mehr sind, die möglicherweise keinen anderen ästhetischen Rechtsboden aufweisen können, als meinen subjektiven Standpunkt: — Sie haben so tief in das Herz des Menschen, vor allem so tief in das Herz Ihres Volkes geblickt; Ihre

Phantasie ist so leicht beschwingt und wiederum so mächtig; Ihre Darstellungsgabe so biegsam und zugleich so gewaltig — der müßte taub und blind sein, der Ihnen den Ruhm eines großen und originellen Dichters absprechen wollte.

Und Sie sind sicher ebenso ein bedeutender Denker, der in die Tiefe der Dinge bohrt bis dahin, wo die Mütter hausen, zu denen geringere Geister niemals vordringen, und vor welchen sie sich entsetzen, hat sie einmal der Zufall in die Gegenwart der Fürchterlichen gebracht. Sie kennen dies Entsetzen nicht; der Schwindel vor dem Abgrund packt Sie nicht. Und dabei haben Sie auch den Blick in die Weite und Ferne und erschließen ungeheure Perspektiven, so glänzend das eine Mal, daß das ungewohnte Auge von ihnen geblendet wird; so finster ein andermal, daß bängliche Gemüter den jüngsten Tag angebrochen wähnen.

Aber Sie sind nicht nur ein großer Dichter und Denker, Sie sind auch, was der Franzose einen Grandseigneur nennt.

Ich sage „aber", weil ich hier den Punkt zu berühren glaube, den ich oben Ihre Achillesferse zu nennen mir erlaubte.

Sie können verlangen, daß ich mich darüber genauer erkläre.

Ich meine es so.

Nicht weil Sie mit Glücksgütern reich gesegnet sind. Das sind andere auch und in viel größerem Maße als Sie, obgleich es immerhin in die Wagschale fällt, wenn man nebenbei zufällig ein Schriftsteller ist. Der eventuelle materielle Erfolg spielt dann unter keinen Umständen die einflußreiche oder

gar ausschlaggebende Rolle weder bei der Wahl, noch der Behandlung des Stoffes, welche ihm der arme Literat so oft blutenden Herzens einräumen muß. Auch wird der reiche Schriftsteller ein gut Teil geistesfreier, sorgenloser Stunden mehr haben, als der gedrückte Kollege, und weniger solche, wo dieser — Gott sei es geklagt! — invita Minerva zu schaffen gezwungen ist. Er darf sozusagen direkt auf den Ruhm lossteuern, den Schiller der Erdengüter höchstes nennt, und braucht nur darauf zu achten, daß er sich durch den Ruhm nicht blenden, die Gier nach ihm nicht ins Grenzenlose wachsen lasse; um seinetwillen nicht die heilige Scheu verliere vor dem Maß, das den Dingen innewohnt, und ihm nicht das sacrifizio dell' intelletto bringe, mit dem der Arme sich so oft von dem Schreckgespenst der materiellen Sorge loskaufen muß.

Soweit also würde Ihre Position — vorausgesetzt, daß Sie den rechten Gebrauch davon machen — Ihrem Schriftstellertum alles in allem eher günstig, jedenfalls nicht schädlich sein, gesellte sich nicht ein anderes hinzu, das damit in einem doch mehr als äußerlichen Zusammenhange steht und allerdings eine schwere Gefahr in sich birgt.

Ich meine das, was Sie, neben Ihrer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung, wahr und wahrhaftig zu dem Grandseigneur macht, von dem ich vorhin sprach, einem größeren als es irgend einer der allervornehmsten, allerreichsten Magnaten in dem unermeßlichen russischen Reich ist.

Wie in meinen Augen der Altreichskanzler auf Friedrichsruh der größte nach dem Kaiser in allen deutschen Landen.

Denn Sie, wie er, haben sich — mit ganz anderen Mitteln und auf ganz anderem Wege, was hier irrelevant ist — zu einer Ruhmeshöhe aufgeschwungen, auf der Sie so sicher thronen, wie nur je ein Herrscher auf dem rocher de bronze seiner Legitimität, und von der herab Sie — just wie der Alte im Sachsenwalde — Ihre Gedanken mit einer Freiheit äußern dürfen, die gewöhnlichen Menschen versagt ist. Ja, Sie stehen in dieser Hinsicht vielleicht sogar noch freier da als der eiserne Exkanzler. Unter allen Umständen könnte keiner in Deutschland, auch der Hochgestellteste nicht, zu sagen wagen, was Sie in dem oben von mir angeführten Passus vorbringen; und wenn Sie es in Rußland ungestraft, wie es doch scheint, sagen und drucken lassen, gibt es eben dafür keine andere Erklärung als die völlig exzeptionelle Stellung, der Sie sich erfreuen.

Das ist ja wieder an und für sich eine ganz herrliche Sache. Auch für uns. Bekommen wir doch infolgedessen aus Ihrem Munde Dinge zu hören, bei denen sich allerdings unser loyales Haar vor Entsetzen sträubt, unser illoyales Herz aber vor Wonne lacht.

Nur hat die Medaille eine nicht ebenso erfreuliche zweite Seite.

In der Vorrede zu dem Drodschin-Buche sagen Sie unter anderem: „Ein einziges unbesonnen hingeworfenes Wort kann für den besten Menschen zur Quelle der grausamsten Leiden werden. Man kann niemals vorsichtig genug in der Wahl seiner Worte sein."

Herr Graf! Herr Graf! Wem dabei das Mephistophelische nicht einfällt: „Spottet ihrer (lies: seiner) selbst, und weiß nicht wie!"

Aber zum Spott ist die Sache doch zu furchtbar ernst.

So bleibt denn leider nichts anderes, und ich muß Sie dessen anklagen, daß Sie sich der entsetzlichsten Unbesonnenheit und Unvorsichtigkeit schuldig machten, als Sie von Ihrer, dem Strafrichter unerreichbaren Höhe die Worte in die Welt sandten, die dem armen Drodschin „zur Quelle der grausamsten Leiden wurden".

Oder können Sie es leugnen, daß er Ihr Schüler war? Nur durch Ihre Lehre von den Pflichten des wahren Christen sich zu dem hartnäckigen Widerstande gegen die Staatsgewalt hat entflammen lassen? Nur auf Ihre Autorität gestützt, nicht „mittun, seiner innersten Natur folgen, vor Gott und seinem Gewissen gut und gerecht bleiben wollte?" Und so das Grausige, nach Lage der Dinge — zumal der russischen — durchaus Unvermeidliche auf sich herabbeschwor?

Aber Sie leugnen das ja gar nicht; rühmen sich dessen vielmehr; schelten von hoch herab den Freund Drodschins, der — übrigens selbst Revolutionär — dem Unglücklichen riet, nachzugeben, den Eid abzulegen, den Militärdienst zu leisten; nehmen kein Wort zurück, im Gegenteil, nun den Mund erst recht voll; hetzen weiter, trotzdem Sie sich ja völlig darüber klar sein müssen, daß Sie damit nur die Zahl der Opfer erhöhen, Ihren Weg mit Kreuzen besäumen, errichtet auf den Gräbern Unseliger, die man um Ihretwillen zu Tode gemartert hat.

Um Ihretwillen! Ich ziehe die schlimme Anklage nicht zurück, schwäche sie nicht ab. Um Ihretwillen, der Sie das Wort eines nicht verstanden haben,

dessen Genialität ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis noch höher schätze, als die Ihre — Goethes Wort nämlich, daß: „der Mensch nicht nach seinen Idealen springen solle".

Zum Beispiel nicht, um einen verderblichen Eisenbahnzug aufzuhalten, ihm sich entgegenstellen und sich überfahren lassen; um ein Gelehrter zu werden, sein Gehirn so überreizen, daß man verrückt wird; um den höchsten Dichter- und Denkerruhm zu gewinnen, in Paradoxen schwelgen und vor keiner extravagantesten Behauptung zurückscheuen; um der Friedensidee Raum und Geltung auf Erden zu schaffen, hilf- und schutzlose Individuen mit festgefügten Staatsformen in einen Konflikt bringen, der unweigerlich zu ihrem tragischen Untergange führen muß. Denn so wird der Eisenbahnzug nicht zum Stehen gebracht, die Gelehrsamkeit, der Dichter- und Denkerruhm nicht errungen, die Friedensidee nicht verwirklicht.

Wie aber dann, fragen Sie.

Oder Sie fragen es auch nicht. Denn — um bei dem letzteren Kasus, der Friedenssache, stehen zu bleiben — Sie wissen es ja ganz genau, wenn Sie in eben jener Vorrede, mitten zwischen Ihren Dithyramben auf Drodschins Märtyrertod ausrufen: „Aber was wollen diese Einzelheiten besagen gegenüber der Läuterung des menschlichen Geistes, die täglich weiter auf dem neuen Wege vordringt; dem Wege, der dazu führen muß, die Menschheit von dem Übel zu befreien; dem Wege, auf dem keine Macht der Welt sie wird aufhalten können."

Davon sind Sie überzeugt; überzeugt, daß — um mit Leopold Schefer zu reden — „die stille Kraft

allein fürchterlich ist": die elementare Kraft, die aus der Tiefe der Natur oder der Menschheit — die ja auch nur ein Stück Natur ist — sich erhebend, den Widerstand, und wäre er noch so stark, allmächtig auf die Seite schiebt; überzeugt — worauf Leopold v. Ranke wiederholt zurückkommt — daß: „in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit nur die machtvollen Ideen zählen" — Und dennoch, dennoch —

Sehen Sie, Herr Graf, da sind unsere Sozialdemokraten ein gut Teil weiser und klüger als Sie. Seien Sie versichert: die haben einen nicht minderen Widerwillen gegen den Zwang des Kriegsdienstes als Sie; predigen mit nicht geringerer Überzeugung den Weltfrieden; aber sie wissen, daß die Sache der Unterliegenden nur starrköpfigen Catonen gefällt, erfolglose Revolutionen in den Büchern der Geschichte auf unrühmlichen Blättern verzeichnet sind, hüten sich deshalb sorgsam, sich zur Zielscheibe kleinkalibriger Hinterlader und gezogener Kanonen darzubieten und lassen ihre Jungen mit blutendem Herzen den Fahneneid schwören und die „Kunst des Menschentötens" lernen, in dem festen Vertrauen, daß die allmähliche „Läuterung des Menschengeistes" ihre Geschäfte schon gründlich besorgen wird.

Sagen Sie selbst doch: „Es gibt jetzt Tausende, ja Zehntausende Drodschins. Ihre Zahl wächst mit jedem Jahre —"

Nun, beim Himmel, Herr Graf, so lassen Sie sie doch in Gottes Namen wachsen! Wachsen, bis aus den Zehntausenden Hunderttausende, aus den Hunderttausenden ebensoviele Millionen geworden sind! dann ist es ja noch immer Zeit — vielmehr: dann

wird vielleicht die Zeit sein, an die Logik der Tatsachen zu appellieren und zu hören, ob sie nicht ein entscheidend kräftiges Wort in der Angelegenheit sprechen will.

Aber, rufen Sie entrüstet, wenn jetzt die Drodschins nach Zehntausenden zählen, so ist es ja eben, weil ihnen der eine das erhabene Beispiel gegeben; gerade so, wie Christi Märtyrertod —

Ich bitte Sie, Herr Graf, lassen wir den Heiland aus dem Spiel, um so mehr, als ich nicht mit Sicherheit weiß, ob Sie in ihm — worauf viele Stellen in Ihren Schriften schließen lassen — Gottes Sohn anbeten, oder nur den Menschensohn im gewöhnlichen Sinne des Wortes erblicken. Zweifellos ist er selbst den Tod am Kreuze gestorben. Ich habe nie gehört oder gelesen, daß er, seine Lehre zu erproben, einen andern den Weg nach Golgatha vorausgeschickt hat.

Und die Idee, die sich Bahn brechen will, kann heutzutage glücklicherweise mit anderen und wirksameren Mitteln arbeiten, als damals. Da ist die Presse mit ihren Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren, Büchern; da sind die Volksversammlungen, die Parlamente, die Theater. Da sind Vereine aller Art, Gesellschaften — für den Zweck, um den es sich hier handelt, zum Beispiele die Friedensgesellschaften —

Sie halten nichts von ihnen? glauben nicht an ihre Wirksamkeit?

Das ist eine Ansicht, die viele mit Ihnen teilen. Möglich, daß dem Nutzen, den sie stiften, ein nicht unbeträchtlicher Schade, den sie anrichten, gegenübersteht. Aber hier ist nicht der Ort, die Pro und Contra zu erörtern.

Hier handelt es sich um die Frage: Mußte es sein, für die Sache des Friedens sein, daß Drodschin starb?

Nach meinem besten Wissen und Gewissen: Nein! und abermals: Nein! Sein Tod war — auch für die russischen Verhältnisse — eine nutzlose Grausamkeit, deren moralische Urheberschaft auf Ihnen haften bleibt.

Das habe ich zu erweisen gesucht in diesem Briefe, den ich offen lasse, damit auch andere die Stichhaltigkeit meiner Beweisführung prüfen können.

Ihre Zustimmung, Herr Graf, erwarte ich nicht. Sie wissen ja: Ultra posse — Und es wäre wirklich in diesem Falle, wie ich bereits sagte: Contra naturam.

Und damit, Herr Graf, Gott befohlen!

4. Du sollst nicht martern!

Du sollst nicht martern! Wo steht das? In den zehn Geboten nicht. Der Gesetzgeber hatte Menschen im Auge und gebot und verbot nur, was menschlich ist. Martern mochte ihm als etwas erscheinen, was der Mensch nicht tut, solange er bei gesunden Sinnen ist und menschliches Gefühl in der Brust hat, das heißt, sich mit Recht Mensch nennen darf. In die Ordnung der Natur, die den vernunftlosen Tieren die martervolle Tötung anderer Lebewesen erlaubt, welche sie zu ihrer Nahrung bedürfen, konnte er selbstverständlich nicht eingreifen.

Der gute Gesetzgeber! Der so wenig wußte von der bête humaine! von der Bestie im Menschen! Wie leicht sie aus ihrem Halbschlummer zu wecken und wie sie wüten kann, wenn sie erwacht ist! Und so weiter wüten würde durch die Jahrtausende der Menschengeschichte!

Das ging nun so, solang es ging, das heißt fürchterlich lange, bis in die Neuzeit fast, die sich dann endlich dem warmen Strahl der Menschlichkeit so weit öffnete, daß sie den Gerichten befahl, bei ihren Prozeduren von der Folter Abstand zu nehmen*); mit schweren Strafen den Privaten heim-

*) In Deutschland zuerst in Preußen 1740 und 1754, zuletzt in Gotha 1828; in Österreich 1776.

suchte, dem nachgewiesen werden konnte, daß er einen Mitmenschen gemartert habe; die Tiere selbst in ihren Schutz nahm und ihre Quälerei streng ahndete, in Flugschriften, Zeitungen, ja in den Parlamenten ventilierte, ob die im Interesse der Wissenschaft angestellten Vivisektionen nicht im Namen der Menschlichkeit zu verbieten seien. Diese Anschauung von der unbedingten Verwerflichkeit der Marter wurde das Eigentum aller Kulturvölker; ja, ganz eigentlich das Kriterium eines Kulturvolkes; die Frage: ob man das Martern eines Mitmenschen eventuell für gestattet halte, wenn sie in der Voraussetzung gestellt wurde, daß der Befragte möglicherweise darauf mit ja antworten könne, durfte und mußte von diesem als ein Zweifel an seinem gesunden Menschenverstande, der Sanität seiner Moral, mithin als eine schwere Beleidigung aufgefaßt werden. Wenn von barbarischen Prozeduren, die man in einem großen Reiche des Ostens mit politischen Verbrechern, renitenten Soldaten u. s. w. vorgenommen, gemunkelt und gesprochen wurde, schüttelte man den Kopf und murmelte etwas von Halbasien.

So standen die Dinge in allen Kulturländern Europas, der ganzen Erde. Brachten die Zeitungen einen besonders gravierenden Fall von Menschen- oder Tierquälerei, brandmarkten sie sicher den Täter mit den schärfsten Ausdrücken, und der Leser, dem die Haut schauderte, stimmte von Herzen bei. Daß man bei uns jemals wieder anders über diese Dinge denken, die gerichtliche Tortur, unter welchen Bedingungen und Umständen immer, als etwas Zulässiges hinstellen könne, galt als völlig ausgeschlossen. Es waren halkyonische Tage.

Aber das Sprichwort sagt, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben solle.

Mitten in einem dieser Gottesfriedenstage kam aus Spanien die Kunde, es seien dort gegen die Urheber oder vermeintlichen Urheber, Mitwisser oder vermeintlichen Mitwisser eines zu Barcelona im vorigen Jahre zur Ausführung gelangten, von schrecklichen Folgen begleiteten Bombenattentats während der gerichtlichen Untersuchung Folterungen höchst ausgiebig in Anwendung gebracht worden. Die Details lauteten so entsetzlich, daß die Feder sich sträubt, sie wiederzugeben; so scheußlich, daß man alles für die Erfindung einer toll gewordenen Phantasie hätte halten mögen. Aber sie waren auch wieder so substanziert, die Kanäle, durch die sie aus den streng verschlossenen Sessionszimmern des Ausnahmegerichts, aus den dreifach verriegelten, ihnen ad hoc aggregierten Folterkammern den Weg in die Öffentlichkeit gefunden hatten, so klar aufgedeckt — nach menschlichem Ermessen, wenn nicht alles genau so sich verhielt, etwas Wahres mußte daran sein. Vielleicht sehr vieles. Und dann —

Dann, sollte man glauben, mußte ein Schrei der Entrüstung, des Abscheues durch Europa schallen; ein Schrei, so laut, daß am Ende selbst die spanischen Henker stutzig wurden und von ihrer Teufelei abließen. Und wenn auch das nicht — das Geschehene konnte man ja sowieso nicht ungeschehen machen — ein Mensch, der beleidigt wird, hat das Recht und die Pflicht, die Beleidigung zurückzuweisen. Hier war jeder, der auf Bildung und auf Menschlichkeit Anspruch macht, beleidigt; ganz Europa, alle Kulturstaaten der Welt waren beleidigt. Ein

Schmutzfleck war auf ihren Ehrenschild geworfen, der — wäre er nicht annähernd so ekelhaft, so unflätig gewesen — abgewaschen werden mußte.

Vorerst einmal — wie sicher auch die Nachrichten lauteten — ehe man sein Urteil fällte, seinem Abscheu Ausdruck gab, galt es, die Authenzität zu prüfen: was und wieviel davon sich als phantastische Übertreibung, vielleicht als bewußte Lüge herausstellen werde. Die Kunde war uns über Frankreich gekommen; das mochte immerhin für Deutschland ein Grund zu doppelter Vorsicht sein. Meinetwegen zu drei- und vierfacher in Anbetracht, daß sozialistische und anarchistische Blätter von der laxeren und strikteren Observanz die Quellen abgaben. Immerhin, meine ich, gereicht es den deutschen Zeitungen, die doch sonst ihre Leser auf dem Laufenden der chronique scandaleuse jedes Genre in aller Herren Länder zu erhalten wissen, nicht zu hervorragender Ehre, sich über diesen greulichsten Skandal so beharrlich ausgeschwiegen zu haben, bis ihn der in Berlin erscheinende „Sozialist" Anfang Januar in einer Reihe längerer Artikel zur Sprache brachte. Als ein Organ für „Anarchismus-Sozialismus" war er freilich der nächste dazu. In der Voraussetzung, daß die Sache keineswegs nur eine der Partei sei, sondern alle angehe, denen die Humanität kein leerer Schall ist, lud die Redaktion zu einer Besprechung, was nun wohl zunächst zu tun sei, eine kleinere Anzahl mehr oder weniger notorischer Männer ein; unter anderen auch mich. Ich würde der Einladung unbedingt gefolgt sein, wäre ich nicht krank und an das Zimmer gefesselt gewesen. So hatte ich mich mit einem Briefe zu begnügen, in welchem ich meine

Ansichten des nähern darlegte und darauf drang, daß vor allem einmal der Tatbestand festgestellt werden müsse. Die Herren, die sich persönlich eingefunden und denen auf meinen Wunsch mein Brief mitgeteilt war, ließen mich wissen, daß sie mir im allgemeinen zustimmten, in Sonderheit bei dem Hauptpunkte: dem Versuch, eine Festlegung der Tatsachen zu bewirken. Zu diesem Zwecke beschloß man ein Sendschreiben an die Zeitungen mit dem Ersuchen, in der angedeuteten Richtung tätig zu sein mit Aufwendung der Hilfsmittel, die ihnen ja reichlicher zu Gebote stünden, als den Privaten. In dem Schreiben wurde noch ausdrücklich als „wünschenswert" erklärt, „jede voreilige Kundgebung der Entrüstung niederzuhalten". Mir deucht, vorsichtiger kann man sich nicht äußern, bescheidener seine Wünsche nicht stellen.

Eine bedeutendere Wirkung unseres Schrittes konnte ich mir in Erwägung des bisherigen Verhaltens unserer Zeitungen gegenüber der Angelegenheit nicht versprechen, und ich hatte den anderen Herren aus dieser meiner skeptischen Stimmung kein Hehl gemacht. Man würde eben — Ausnahmen abgerechnet — weiter schweigen, schon um nicht in den unliebsamen Verdacht zu geraten, der Sache des Sozialismus und Anarchismus das Wort reden, Vorschub leisten zu wollen; am Ende gar selber Sozialist oder Anarchist zu sein. Darauf war ich gefaßt.

Worauf ich nicht gefaßt war, auch nach meiner Denkungsart nicht sein konnte, war ein Artikel, aber die Namen der Blätter, welche damals polemisch gegen uns auftraten — es waren ihrer glücklicher-

weise nicht eben viele — mögen der Vergessenheit anheim gegeben sein. Jene Blätter waren geneigt, unser Anschreiben im ersten Augenblick für einen Faschingsscherz zu halten, irrtümlicherweise an ihre höchst ernsthafte Adresse und nicht an die des „Kladderadatsch" oder „Ulk" gerichtet. Die beiden Blätter mögen sich für das Kompliment bedanken. Sie pflegen gute Witze zu machen, während doch hier offenbar von einem schlechten, einem ganz schlechten die Rede sein soll.

Nun die Liste der Unterzeichner. Bebel? Über den braucht man kein Wort zu verlieren; der ist, sowieso, mit Haut und Haaren verloren. Herr von Egidy? Auch an dem ist nicht viel zu halten; wer sich erst „auf einer schiefen Ebene" befindet, wohin kann der nicht noch rutschen! Nun aber hört der Spaß auf: es folgt die Unterschrift eines Richters, eines königlich preußischen Amtsrichters! „In dieser Gemeinschaft!" Das gibt zu denken; das „fällt auf". Unglücklicher Richter! Du hast gemeint, weil sich in Preußen selbst Minister aus den Maulwurfsgängen höchst geheimer Polizeiwirtschaft in die Öffentlichkeit flüchten, müßtest du dein Scherflein dazu beitragen, daß „fern im Süd' das schöne Spanien" von dem Alb sotaner Wirtschaft in ihrer scheußlichsten Gestalt, so Gott will, befreit werde. Dafür zu wirken schien dir gerade eines Richters höchst angemessen, dem das Recht etwas Hochheiliges. Und der dafür hält, daß ein durch die Folter erzwungenes Geständnis null und nichtig ist. Und daß, wenn die Berichte aus Spanien wahr sind (er weiß es ja nicht, will es ja erst festgestellt wissen, wie wir alle), er sich in seiner Standesehre beleidigt und besudelt fühlen

müßte, die ihm etwas Solidarisches ist, wie der Offizier schmerzlich zusammenzuckt, wenn er hört, es habe der Kamerad einer fremden Armee etwas ganz Gemeines, dem Stande besonders schimpfliches begangen.

Nun komme ich — mit einer gewissen Auszeichnung sogar. Denn meine Unterschrift „fällt am allermeisten auf" und „kann nur durch eine merkwürdige Verirrung dahin gelangt sein".

Ich habe mir vorgenommen, bei allem, was ich hier zur Sprache bringen müßte, meine Ruhe zu bewahren. Und so frage ich in aller Ruhe: Was habe ich getan, daß ich der Gesellschaft ehrenwerter Männer nicht würdig bin? Wann habe ich je den Mut meiner Überzeugung nicht gehabt? Wann keinen Zorn gegen brutale Vergewaltigung, kam sie von oben oder unten? Da darf ich mir dann wohl mit aller schuldigen Höflichkeit das väterliche Wohlwollen verbitten, das mich mit einer „merkwürdigen Verirrung" entschuldigen will. Ich bin wahrlich alt genug, zu wissen, was ich tue.

Das waren die Personen. Jetzt kommt man „zur Sache". Da will man denn „nur bemerken, daß die spanische Rechtspflege erstens uns Deutsche nichts angeht". Es steht wirklich da: Rechtspflege, und ist nicht etwa ironisch gemeint, sondern ganz ernsthaft. Denn der Verfasser fährt fort: „man würde es in Deutschland doch in hohem Grade komisch finden, wenn sich in Madrid ein Comité bilden wollte, um eine deutsche Prozeßführung zu untersuchen". Nun, das wäre allerdings tollkomisch, wenn die Spanier, die das fertig bringen (angenommen, sie brachten es fertig), sich zu Kritikern unserer „Rechts-

pflege" aufwerfen wollten! Es gibt noch Richter in Berlin! Wir haben es früher und später und erst vor kurzem aller Welt bewiesen.

Also: um die spanischen Greuel brauchen wir uns nicht zu kümmern. Wir kümmern uns allerdings darum, wenn ein uns verschuldeter Staat seine Zinsen nicht bezahlt, und können dann sogar sehr unangenehm werden. Wir entrüsten uns beträchtlich, so ein Staat gegen eine Seuche, die sich unsern Grenzen zu nähern droht, die gebotenen Vorsichtsmaßregeln außer acht läßt oder es mit ihnen lax nimmt; und wenn wir dann irgend eine Pression auf ihn ausüben können, machen wir davon energischen Gebrauch. In solchen Fällen hört eben der Spaß auf. Handelt es sich doch um unseren Geldbeutel, unsere Leiber! Unsere Seelen? Pah! Mag doch das Niveau der Moralität in Europa sinken noch so tief — was geht's uns an? Mag in einem Lande eine sittliche Pestbeule aufbrechen, daß es zum Himmel stinkt — solange unsere Handelsbeziehungen davon unberührt bleiben — was schert es uns? Kontagium? Ach was! Damit wird es so schlimm nicht sein!

Wirklich?

Kann man es damit leicht nehmen, wenn ehrbare Zeitungen weiterschrieben: „Was sodann die Behandlung von Bombenwerfern und ihren Mitwissern anbelangt, so sind wir der Ansicht, daß dieser Auswurf der Menschheit gar nicht schlecht genug behandelt werden kann." Es ist ja tief beschämend, daß man von einem deutschen Volksgenossen sagen muß: er identifiziert sich (auch nur hypothetisch: im Falle daß) mit spanischen Inquisitoren und ihren Marterknechten. Aber hier bleibt keine Wahl. Die

Worte sollen doch und können auch gar nichts anderes bedeuten, als: sind Bomben geworfen oder dergleichen Attentate verübt, dann mag gemartert werden ohn' alle Gnade und Barmherzigkeit. Den Bestien geschieht recht.

Und hier scheint etwas wie ein Erklärungsgrund für diese immerhin eigentümliche Rechtsanschauung aufzudämmern: den Herren sind die Bombenwerfer keine Menschen mehr, sie sind ihnen Bestien.

Wir wollen eine neuere Theorie, die in dem gemeinen Verbrecher einen Irrsinnigen sieht (von Cäsarenwahnsinn sprach man ja längst) ganz aus dem Spiele lassen. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit der Staat selbst — der Staat Spanien! — während er kein Mittel fand, gewissen Unglücklichen den Fluch erblicher Belastung zu erleichtern, anderen im Kampfe mit der Not, dem schlechten Beispiel, der Verführung so weit nur beizustehen, daß sie nicht in den tiefsten Abgrund der Sittenlosigkeit versanken — wie weit, sage ich, dieser Staat selbst die Verantwortung der Verbrechen trägt — die Attentäter sollen entmenschte Menschen, sollen Bestien sein.

Wenn ein Kettenhund mein geliebtes Kind zerfleischt hat — ich darf ihn töten. Zu Tode martern darf ich nicht.

Vielleicht sind dem Verfasser des Artikels die Bombenwerfer schlimmer als Bestien, denn, fährt er fort: „Sie treffen, töten oder verwunden meist Menschen, die ihnen gar nichts getan haben." Ja, sucht sich denn der gemeine Mörder seine Opfer unter den Leuten, die „ihm etwas getan haben"? Was hatte der unglückliche Justizrat Lewy den Mordbuben, die ihn des Morgens im Bett erstachen, „getan"? Den-

noch habe ich nicht gehört, daß man die Buben gefoltert hat, sie zum Geständnis zu bringen, oder daß sie die beiden Komplizen nannten, über die sich die Polizei anfänglich den Kopf zerbrach. Wohl aber hörte ich, daß man die Herren Leist und Wehlau, die dumme, arme Negerweiber peitschten u. s. w. in empfindliche Strafen genommen hat. Warum? weil sie die Majestät des deutschen Reiches, das ein christliches, das heißt auf den Geboten der Menschlichkeit basiertes ist, durch ihre Grausamkeiten beleidigt hatten.

Das ist es! Mögen jene Missetäter Bestien, schlimmer als Bestien sein — du bleibst ein Mensch, willst einer bleiben! und darfst nichts tun oder tun lassen und zu tun befehlen, was dich um deine Menschenwürde bringt!

Also das Kontagium wäre bewiesen: in Spanien foltert man Menschen; in Deutschland gibt es Leute, die das „in der Ordnung" finden.

In der Ordnung? Das ist hier leider nur zu eindeutig und leider nur zu vieldeutig in tausend anderen Fällen. O ja, wenn die Staaten wären, wie sie sich nennen, und jeder einzelne das Wort des Menschensohnes beherzigte: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! dann gingen wohl die Ansichten über das, was in der Ordnung und nicht in der Ordnung ist, weniger weit auseinander. Doch die Nächstenliebe ist ein gar schwer zu erfüllendes Gebot. Verhältnismäßig leicht noch für den, den das Glück oder seine Kraft auf eine gesellschaftliche Stufe stellte, wo die Versuchung, seinen Nächsten zu schädigen, seltener an ihn herantritt, er in der Lage ist, helfen zu können, wo Hilfe not tut. Bleibt es ihm auch dann noch

versagt, im höchsten Sinne edel und gut zu sein, er wird sich doch scheuen, offen unedel und schlecht zu handeln, will er sich anders in der Achtung seiner Standesgenossen behaupten. Darum haben aber diese besser und gut Situierten doppelte und dreifache Verpflichtung, die Gebote des Christentums und der Menschlichkeit (die eines sind), zu beobachten. Und lehrte es sie nicht der Selbstrespekt, so sollte sie's die pure blanke Selbstliebe lehren. Nur satte Gedankenlosigkeit oder bornierte Überhebung halten in dem sozialen Kampfe, der uns umtost, gewaltsame Katastrophen für ausgeschlossen, vorausschauendes Erwägen sieht sie durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Sollen sie, die dann vielleicht die Gewalt in Händen haben, auf ein Zeitungsblatt hinweisen dürfen, das da sagt: „Wenn diesen teuflischen Verbrechern gegenüber sich allmählich in Barcelona eine Stimmung, Aug' um Auge, Zahn um Zahn, herausgestellt hat, so finden wir das nicht nur begreiflich und entschuldbar, sondern ganz in der Ordnung." Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Die Rechnung ist nicht so einfach, wie sie scheint, und verleitet nur zu leicht zu unliebsamen Plusmachereien hinüber und herüber. Siehe die Bauernkriege!

Wohl! es handle sich hier — die behaupteten spanischen Greuel müssen uns ja vorläufig als unbewiesen gelten — um keine Wirklichkeiten oder hereinbrechende Möglichkeiten; nur um eine Doktorfrage: Wie haben sich die Deutschen (und alle Kulturvölker) zu verhalten, wenn in einem anderen Lande, das man bis dahin für ein civilisiertes hielt, und das sich jedenfalls ein christliches nennt, die Tortur im gerichtlichen Verfahren — sagen wir: vorerst

ausnahmsweise gegen besonders abscheuliche Verbrecher — wieder eingeführt wird? Sollen sie es ruhig mit ansehen, es „in der Ordnung“ finden? Oder im Namen der Bildung, der Menschlichkeit und Selbstachtung dagegen lauten Protest erheben, wenn ihnen sonst keine drastischeren Mittel zu Gebote stehen? und diese Mittel anwenden, stehen sie ihnen zu Gebote?

Jene betreffenden Blätter haben die Frage in ihrem Sinne beantwortet; ich habe es hier in dem meinen getan.

Und so mögen sie mir verstatten, in meinem Sinne auch ihre Schlußzeilen auszulegen: „Es wird hohe Zeit, der systematischen Irreführung der öffentlichen Meinung ein Ende zu machen.“

Wahrlich! es wird hohe Zeit!



5. Briefe aus Berlin*).

Erster Brief.

Ich erinnere mich eines Wortes, das man vor 25 bis 30 Jahren — also lange vor dem großen Kriege — häufig in Berlin hören konnte. Das Wort hieß: „Berlin wird Weltstadt.“ Man sagte es, wenn irgend etwas sich ereignete, was über die Alltagssphäre hinausging oder doch hinauszugehen schien: ein besonders großes Feuer, ein Doppelmord, das Verschwinden eines Kassierers mit ein paar hunderttausend Mark, die Eröffnung eines mit ungewöhnlichem Luxus ausgestatteten Theaters oder Restaurants u. s. w. Und feinere Beobachter mochten die Bemerkung machen, daß um die Lippen derer, die das Wort sprachen, ein Lächeln zuckte, welches nicht ohne einen Anflug von Ironie oder auch ganz offen ironisch war. Denn der Berliner ist ein skeptischer Mensch, ein geborener ungläubiger Thomas, und die richtige Interpretation jenes geflügelten Wortes würde gewesen sein: wenn das so fortgeht, so kann Berlin in hundert Jahren oder so einmal eine Weltstadt werden.

Heutzutage — es mag geschehen, was da will — hört man das Wort niemals mehr. Ist Berlin, trotzdem die hundert Respektsjahre noch lange nicht

*) Neues Wiener Tagblatt. Mai 1894.

verflossen sind, inzwischen Weltstadt geworden? Oder glaubt wenigstens der Berliner an die Weltstadt und hält sich für einen Weltstädter?

Das sind offenbar zwei sehr verschiedene Dinge, oder können es doch sein. Es könnte sein, daß zwar das erstere keineswegs, aber doch das letztere der Fall ist, und der Berliner jetzt im Vollbesitz dessen zu sein glaubt, was ihm vor einem Menschenalter als eine sehr liebliche, aber recht ferne Zukunftsmusik ins lauschende Ohr klang.

Lassen wir die zweite Frage vorläufig unentschieden, und gehen wir beherzt der ersteren zu Leibe.

Ist Berlin eine Weltstadt in dem anerkannten Sinne, in welchem London, Paris, New-York von jedem civilisierten Menschen Weltstädte genannt werden und genannt werden müssen?

In dem anerkannten Sinne!

Das scheint ein problematisches Wort, und das doch, wenn man es recht erwägt, wohl nur eine Deutung zuläßt.

Die, daß die genannten Städte solche sind, welche jeder kennt, in denen jeder einmal gewesen ist, oder doch gewesen sein möchte; die infolge ihres äußeren Umfanges, ihrer Einwohnerzahl, ihres Reichtums, ihres Handels, ihrer Industrie, der Unsumme von Aktivität, die in ihnen pulsiert, von Aktualität jeder Art, die in ihnen zusammengehäuft ist, eine kleine Welt für sich sind, ohne die sich die große des Menschenlebens und Menschentreibens gar nicht denken läßt und infolgedessen für dieses Leben und Treiben so notwendig erscheinen, wie Gehirn, Herz und Lunge für das Leben des Individuums.

Wie unbestimmt diese Definition sein mag, man

wird zugeben müssen, daß sie im ganzen und großen zutreffend ist, solange es sich um die ganz eigentlichen Weltstädte handelt, von denen ich oben sagte, daß jeder civilisierte Erdenbewohner sie ohne weiteres und ohne jegliche Einschränkung als solche anerkennt.

Ohne jegliche Einschränkung — das ist es! Dann freilich, sobald wir gewisse Einschränkungen gelten lassen, werden wir auch einer ganzen Anzahl anderer Städte den Ruhmestitel einer Weltstadt kaum versagen können. Sie sind es dann aber nicht in dem allgemein anerkannten, sondern in einem gewissen Sinne.

In dem Sinne, daß, wenn sie auch nicht sämtliche Kennzeichen einer Weltstadt aufweisen, sie doch das eine oder das andere oder mehrere derselben in einem von aller Welt anerkannten eminenten Grade besitzen.

Oder, wer möchte in Abrede stellen, daß zum Beispiel in diesem eingeschränkten Sinne auch Hamburg eine Weltstadt ist?

Ich glaube, noch keiner hat es getan, der jemals auch nur ein paar Tage sich in Hamburg aufgehalten und in dem Hafen die Schiffe aller Nationen hat kommen und gehen und in den Riesenspeichern die Waren aller Länder verladen sehen und auf der Gasse, in den Hotels, in den Kneipen die Sprachen aller Völker sprechen hören. Sollte aber jemand trotz alledem von Hamburgs Weltbedeutung noch nicht überzeugt gewesen sein, so ist ihm sicher der letzte Zweifel geschwunden, als vor zwei Jahren der Schreckensruf: in Hamburg herrscht die Cholera! ein fürchterliches Echo fand über die ganze be=

wohnte Erde, und der Welthandel den Schlag bis in seine letzten Ausläufer verspürte.

Der Welthandel! Er ist Hamburgs Spezialität, eine Spezialität, die meinetwegen nur für Kaufleute gilt, aber in Anbetracht des Gewichtes und der Bedeutung, welche der Handel für die civilisierte und uncivilisierte Erde hat, der Stadt den Ruhm, in gewissem Sinne eine Weltstadt zu sein, bis auf weiteres sichert.

Und gibt es einen Menschen, der Rom diesen Ruhm streitig machte? Einen gebildeten gewiß nicht, ohne daß er deshalb Katholik zu sein und in dem Papst den geistigen Vater der Menschheit zu verehren brauchte, aus dessen geheiligtem Munde noch immer kein Wort geht, das nicht urbi et orbi gesprochen wäre. „Wer Rom gesehen hat, kann nie wieder ganz unglücklich werden." Wieviele Millionen haben laut oder im Herzen Goethes würdigem Vater dies Wort nachgesprochen, wenn sie vom Monte Pincio die ewige Stadt im Abendgold zu ihren Füßen liegen sahen und am Abend des Abschieds zur Fontana di Trevi wanderten, ihren Obolus zu opfern, der ihnen die Gewähr der Wiederkehr in die Stadt der Städte verbürgen sollte.

Hamburg — Rom! und ich könnte so noch eine ganze Reihe von Städten nennen, denen man, wenn nicht im ganz allgemeinen, so doch in einem besonderen Sinne den Namen einer Weltstadt nicht vorenthalten kann.

Wie steht es damit um Berlin?

Richter zu sein in eigener Sache, ist immer ein mißliches Ding. Wer an dem Scylla-Felsen der Anmaßung glücklich vorbeikommt, den verschlingt

vielleicht die Charybdis allzu tiefer Bescheidenheit. Man behauptet, daß vor der letzteren Gefahr den Berliner das Wasser seiner heimischen Spree, mit dem er getauft wird, ein für allemal schütze, während auf Erden kein Kraut wachse, welches ihn vor der ersteren zu bewahren im stande sei. So qualifiziere ich mich einigermaßen für das schwierige Richteramt. Ich habe nicht das Glück, mit Spreewasser getauft zu sein, dafür aber das andere, jetzt volle dreißig Jahre hintereinander in Berlin gelebt und bereits als Student die Stadt recht wohl gekannt zu haben.

Wie lange das her ist? Nun — unter uns — vierzig und einige, sagen wir rund fünfundvierzig Jahre. In so langer Zeit vergißt man, Gott sei Dank, viel; aber nicht die Eindrücke, die auf die frischen Sinne des Achtzehnjährigen die erste große Stadt machte, die er in seinem Leben sah. Denn ich kam von den Ufern der Ostsee, aus einem seit dem Dreißigjährigen Kriege eingeschlafenen Orte, zu dem noch keine Eisenbahn den Weg gefunden hatte, und in welchem die alte Urväter-Öllampe von dem modernen Gaslichte sich noch immer nichts träumen ließ. Ich vermute, daß ich mir damals über Begriff und Wesen einer Weltstadt nicht den Kopf zerbrach, aber ganz gewiß Berlin für eine Weltstadt hielt. Das Berlin von damals! Mein Gott, wie deutlich ich es sehe! Mit seinen geraden Straßen, die mir endlos dünkten, wenn die beiden parallelen Linien der Straßenlaternen, die so zauberhaft hell erglänzten, in einem Punkte zusammenliefen! Mit seinen zweistöckigen Häusern, die Schulter an Schulter standen und einander so ähnlich sahen, wie Sol-

daten in Reih' und Glied! Mit Schinkels klassischem Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkt! Dem stolzen Brandenburger Tor, von dem die Siegesgöttin auf ihrer Quadriga die „Linden" hinaufschaut nach jenen Plätzen, die von Prachtgebäuden eingefaßt sind: dem königlichen (später kaiserlichen) Palais, der Universität, der Bibliothek, dem Opernhause, dem wunderbaren Arsenal; und weiter über die breite Brücke nach dem „Lustgarten", zu dessen Rechten sich das alte Königsschloß wie ein Gebirge auftürmt, und linker Hand das „Alte Museum" mit seiner prangenden Säulenhalle, zu der die herrliche Freitreppe sanft hinaufführt, dem staunenden Jüngling zu einer wirklichen Offenbarung wurde. Zur Offenbarung der schönen Griechenwelt, von der er über seinem Homer und Sophokles geträumt hatte, und die ihm völlige Wirklichkeit geworden schien, als er jetzt die herrliche Rotunde betrat und ihm der Atem in der Brust stockte, bis ein Strom wollüstiger Tränen die übervolle Seele erleichterte.

Und nun straßauf straßab, Laden an Laden! Und durch die Straßen das Hasten der unzähligen Menschen und das Gerassel der Wagen, die mir nicht minder zahllos schienen! Und nun die Friedrichstraße herauf zwei, drei Garderegimenter, die vom Paradeplatz vor dem Halleschen Tore kommen in festem Schritt und Tritt unter Trommelschlag und Pfeifenklang, vorauf der sieben Fuß hohe Tambourmajor, der seinen meterlangen vergoldeten Taktstock bis zur Höhe der Dächer in die Luft wirft und mit unfehlbarer Sicherheit wieder auffängt. Nun, beim Himmel, wenn das keine Großstadt ist, so gibt es keine!

Denke ich heute des Enthusiasmus, mit dem das

Berlin von damals das Gemüt des Achtzehnjährigen erfüllte, so beschleicht mich ein Gefühl wehmütiger Rührung, und ich muß des Horazschen „Vivitur parvo bene“ gedenken. Es lebt sich gut mit wenigem! O ja! Nur muß man so vorsichtig gewesen sein, das Mehr und das Bessere, Schönere nicht kennen gelernt und die üble Angewohnheit kultiviert zu haben, dies Bessere und Schönere gerade gut genug zu finden. Sonst ist es mit der Genügsamkeit vorbei. Ach, und wie genügsam muß ich gewesen sein, daß mir das Berlin der Vierzigerjahre imponieren konnte! Eine Stadt von etwa 600 000 Einwohnern, mit durchschnittlich dürftigen, jedenfalls bescheidenen Häusern, die freilich den wenigen Prachtbauten zur trefflichsten Folie dienten; nur teilweise mit schmalen Trottoirs versehenen, urvorweltlich gepflasterten Straßen, an deren Seiten Rinnsteine hinliefen, in welche sich alle Schmutzwasser der Häuser ergossen und deren Zustand — besonders im Sommer! — zu beschreiben meine Feder sich sträubt! Auf den Straßen fast nur Fußgänger, von denen unter Tausenden kaum ein Herr oder eine Dame Anspruch auf eine elegante Erscheinung machten, die übrigens in gut hausbürgerlicher Tracht sich wohl befanden, zu deren Requisiten frische reine Wäsche keineswegs immer gehörte. Außer den königlichen Equipagen und ein paar Dutzend eleganteren Wagen von Fürsten, Ministern, Generalen und ausnahmsweise wohlhabenden Leuten nur Doktor-, Post-, Milchwagen und Lohnfuhrwerke. Die Droschken nicht zu vergessen! jene viersitzigen, in allen Scharnieren klappernden, für Wind und Regen durchlässigen, von einem schnapsnasigen, brummigen

übrigens gutmütigen Kutscher gelenkten, von einem alten lahmen Gaul mühselig über das Höllenpflaster gerumpelten Fuhrwerke, die trotz alledem so ziemlich den ganzen Verkehr in der Stadt vermittelten, außer für die, welche eine dämmernde Ahnung davon hatten, daß time money sei, und infolgedessen vorzogen, zu Fuß zu gehen.

Nein, das gute Berlin von damals war freilich eine königliche Residenz, im übrigen aber eine recht ansehnliche Provinzialstadt — weiter nichts. Auch hinsichtlich seiner Vergnügungsorte machte es keine größeren Ansprüche. Für theatralische Genüsse sorgten die beiden Hofbühnen des Opern- und des Schauspielhauses ausschließlich oder doch fast ausschließlich, denn ein paar kleinere Bühnen, die fortwährend peinlich um ihr Dasein kämpften, fielen kaum in Rechnung. Die höhere Musik wurde fast nur in den königlichen Symphoniekonzerten und in der Singakademie gepflegt; was sonst nach dieser Seite, mindestens zweimal wöchentlich, in für ein Weniges zugänglichen Konzerthallen privater Unternehmer geleistet wurde, erhob sich nicht über das Niveau landläufiger Mittelmäßigkeit. Dafür florierten dann die Bier- und Kaffeegärten vor den Toren — denn damals hatte Berlin noch Tore! Zu diesen Gärten pilgerte man des Nachmittags hinaus — an einem Sonntag mit Kind und Kegel — und ergötzte sich bis in den Abend hinein an behaglichem Gespräch mit den Gevattern und Gevatterinnen in der Weise, die Goethe im „Faust" so köstlich persifliert hat; an einer besser gemeinten als ausgeführten Blechmusik und den sonst dargebotenen anspruchslosen Unterhaltungen.

Ja, es war eine anspruchslose, genügsame Zeit, die Zeit von damals, eine Zeit, die noch nicht durchrüttelt war von dem hitzigen Fieber der Genußsucht, noch nicht angekränkelt von der marklosen Blasiertheit unserer Tage; eine Zeit, welche die wahnsinnige Jagd nach dem Glück, in der die Menschen von heute Leib und Seele zu Tode hetzen, kaum dem Namen nach kannte; und wenn sie auch auf dem Markte des Handels und Wandels nicht eben viel produzierte und unter dem Wenigen sich noch weniger befand, das nicht „billig und schlecht“ gewesen wäre, doch in moralischer und intellektueller Hinsicht mit Perioden, die freilich nach außen unendlich viel prunkhafter auftreten, getrost den Wettstreit aufnehmen mochten. Denn man darf nicht vergessen, daß in den so bescheidenen ökonomischen Verhältnissen des Berlins von damals doch der Stand der Wissenschaften glänzend genannt werden muß — ich erinnere nur an so gefeierte Namen wie Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, Boekh, Lachmann, Neander, Diefenbach u. s. w.; daß, soviel „der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ auch politisch gesündigt haben mag, Architektur, Malerei und Plastik ihm vielfach zu Dank verpflichtet waren, und vor allem die Schauspielkunst ein fröhliches Leben entfaltete, auf welches wir Älteren und Alten mit Wehmut zurückblicken, ohne daß man uns deshalb laudatores temporis acti im schlimmsten Sinne nennen dürfte. In der Geschichte der Schauspielkunst sind die Namen eines Seydelmann, Döring, Hendrichs, der Damen Crelinger, Charlotte von Hagn, Stich und so mancher anderer Künstler und Künstlerinnen jener Tage mit

goldenen Lettern verzeichnet. Und was das Beste war: sie spielten vor einem Publikum, das noch an sie, noch an die Kunst glaubte; das sich noch begeistern konnte, dem das Theater noch ein Tempel war, in welchem der Schönheit gehuldigt wurde.

Die Berliner von damals glaubten aber nicht nur an die Kunst; sie glaubten auch noch an andere Ideale, z. B. das der Freiheit, und bewiesen es durch die Revolution von 1848, die heutzutage unmöglich wäre, nicht weil die meisten Straßen asphaltiert sind und den Barrikadenbauern keine Pflastersteine liefern könnten, nicht weil die militärischen Maßregeln in einem solchen Umfang und einer solchen bis ins kleinste Detail reichenden Accuratesse getroffen sind, daß jeder Aufstand des Volkes völlig hoffnungslos erscheint! Das alles möchte auch nicht sein, es käme heute doch keine Revolution von damals zu stande: eine so gutmütige, idealistische, gläubige, kopflose Revolution, in der keiner etwas anderes als Freiheit wollte, wenn er auch um Lebens und Sterbens willen nicht hätte sagen können, was er so recht eigentlich darunter verstehe; aber auch ganz gewiß nicht daran dachte, im Namen der Freiheit seines Nächsten Hab und Gut zu begehren. Das Palais des damaligen Prinz-Regenten Wilhelm, des späteren glorreichen Kaisers, unter den Linden hatte man freilich für „National-eigentum" erklärt, und mit großen Kreidelettern stand es über der Eingangstür geschrieben, denn man gab ihm schuld, daß der Befehl zum Schießen auf das Volk von ihm ausgegangen sei, und sah nicht mit Unrecht in dem energischen Manne die feste Säule des Königtums von Gottes Gnaden,

das nun durchaus eines von Volkes Gnaden werden sollte, und die Verkörperung der absolutistischen Reaktion, welche denn auch bald genug über den niedergeschmetterten Aufständen von Dresden und Pfalz-Baden ihr blutgetränktes Banner schwang. Aber niemand kam es in den Sinn, sich aus dem „Nationaleigentum" auch nur den geringsten Gegenstand zum privaten Gebrauch zuzueignen. Dafür waren auf den Plätzen, an den Straßenecken große offene Becken aufgestellt, in welchen für die Hinterbliebenen der auf den Barrikaden Gefallenen gesammelt wurde; und wer vorüberging — Jung und Alt, Vornehm und Gering, Arm und Reich — warf seinen Obolus hinein, und man sagt, daß auch nicht ein Pfennig gestohlen worden ist, trotzdem keiner da war, der die Liebesgabenstätten eines opferfreudigen Volkes überwacht hätte. Tempi passati!

♡♡♡♡♡♡♡♡♡

Zweiter Brief.

Der Sprung von dem Berlin der Vierzigerjahre zu dem von heute ist ein wenig groß. Ich glaube der Leser wird es mir Dank wissen, wenn ich hier ein wenig vermittle, und ich meine, ich kann das nicht besser, als wenn ich ihm das Berlin von heute allmählich aufbaue, wie ich es habe aufbauen sehen. Im eigentlichen Sinne des Wortes, ich möchte sagen: Straße für Straße, Haus für Haus, Stein für Stein, ganz gewiß in dem Quartier, in welchem ich nun seit 30 Jahren wohne, davon die letzten zwanzig in demselben Hause. Es lag, als ich

es bezog, in einer Straße, die eigentlich noch keine war, sondern erst eine werden sollte. Denn sie bestand nur aus drei oder vier Häusern, die in Baum und Busch so eingebettet waren, daß man das Ganze für einen integrierenden Teil des Tiergartens, auf den sie mündet, hätte halten können. Derjenige Ihrer Leser, der nur einigermaßen in der Topographie Berlins bewandert ist, weiß jetzt, wo er die Straße — sie heißt nebenbei Hohenzollernstraße — zu suchen hat: in dem Westen der Stadt. Damals — in den ersten Sechzigerjahren — hatte sie sogar die Ehre, die äußerste Westgrenze darzustellen, denn weiter nach Westen — nach Charlottenburg zu — gab es nur Gärten mit sehr vereinzelt eingestreuten Villen und primitiven Restaurants, „in welchen Familien Kaffee kochen konnten" — eine Erlaubnis, von der die behäbige mater familias des Sonntags nachmittags reichlichen Gebrauch machte. Nach Süden — jenseits des großen „Landwehrgraben" genannten Schiffahrtkanals sah es so ziemlich ebenso aus, nur daß hier anstatt der Gärten Kartoffel- und Gemüsefelder dominierten. Nach Norden dehnte sich der Tiergarten — dessen Längenachse freilich von Osten nach Westen läuft — eine heilige Insel, die nicht bebaut werden durfte; jenseits des Tiergartens bis zur Spree ein Terrain, das nicht bebaut werden konnte, wenigstens vorläufig, denn es war schierer, mit mannshohem Riedgras überwachsener Sumpf, in welchem Rohrdommeln und andere Vögel ein lustiges Leben führten, und das selbst der scheue Reiher zu besuchen nicht verschmähte. Jenseits der Spree, deren stille Wasser nur wenig Holz-, Torf- und Kohlenkähne durchfurchten, Moabit, eine Vorstadt von Berlin, die einzig

durch die großen Borsigschen Maschinenfabriken auf Beachtung Anspruch machen konnte.

Und heute dies ganz ungeheure Areal von Ackerland, Wiese, Sumpf und Sand, das man auf Spaziergängen oder zu Pferde stundenlang durchschweifen mochte, nur begleitet von dem Tririli der Lerchen oder dem Bellen eines Hundes aus einem einsamen Gehöft, auf Wegen, die man nur cum grano salis Wege nennen konnte, und auf denen man kaum jemals einem Menschen begegnete — heute, sage ich, ist dies gewaltige Terrain eine einzige kompakte Masse von Häusern mit den obligaten meilenlangen Straßen und weiten Plätzen, welche den Tiergarten, ihn von allen Seiten umschließend und umklammernd, nun wirklich zu einer grünen Bauminsel in einem steinernen Meere gemacht hat. Und dieses Meer schlägt seine Wellen weiter und weiter. Schon ist die Nachbarstadt Charlottenburg so mit der Hauptstadt verwachsen, daß man nur von besonders kundigen Thebanern erfahren kann, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Gibt es doch Straßen, von denen die eine Seite noch auf Berliner, die andere bereits auf Charlottenburger Gebiet steht, wie in Thüringen, wo die Grenze zwischen den Duodezfürstentümern manchmal mitten durch ein Haus läuft!

Und die Schilderung, die ich hier von dem Wachsen der Stadt nach Westen gemacht habe, gilt mutatis mutandis auch von ihrem Vorwärtsschreiten nach den übrigen Himmelsrichtungen. Überall dasselbe Schauspiel, das niemand geläufiger sein kann als dem Amerikaner, der ja ebenso Häuser, Kirchen, Straßen, Plätze aus dem Boden wachsen sieht, den vor wenigen Monaten, vielleicht Wochen noch der

Pflug durchfurchte oder der Jäger auf der Spur des Wildes durchschweifte. Die, wie bereits räumlich durchgeführte, so auch kommunale Verschmelzung Charlottenburgs mit Berlin ist nur eine Frage vermutlich schon der allernächsten Zeit. Aber nicht anders steht es mit Wilmersdorf, Friedenau, Schöneberg, Tempelhof, Rixdorf, Rummelsburg, Weißensee und wie sie alle heißen, die Ortschaften im Süden, Osten und Norden, die noch vor wenigen Jahren Dörfer waren, welche durch die massenhafte Ansiedlung von Leuten, die billig, oder solchen, die ruhig leben wollten, zu Städten von 40—50 000 Einwohnern anschwollen und nun als reife, oft überreife Frucht eine Beute der unersättlichen Hauptstadt werden. Berlin hat jetzt rund 1 700 000 Bewohner; nach der Inkorporation jener Gemeinden wird es weit über zwei Millionen zählen.

Aber Berlin hat es während eines Menschenalters nicht nur fertig gebracht, sich um das Zweifache zu vergrößern, es hat auch die vielleicht noch schwierigere Aufgabe gelöst, sich aus einer immerhin großen, aber doch recht bescheidenen, ja unansehnlichen Stadt in eine der schönsten und prachtvollsten Städte der Welt umzuwandeln. Man darf es ohne Übertreibung sagen. Daß in den neuen Stadtteilen die Häuser neu sind, ist just kein Wunder. Aber schier ein Wunder ist es, zu sehen, was Berlin aus seinen alten Straßen gemacht hat — besonders den vornehmsten Straßen, wie die Leipziger- und Friedrichstraße — in deren frequentierten Partien kaum noch ein Haus vorkommt, das älter als zehn Jahre wäre. Und wie viele, die noch viel jünger sind! Und welche Häuser! Ich bin weder in London, noch New-York gewesen;

aber ich kenne Petersburg, Paris, Wien, Rom, und ich behaupte, von den genannten Städten ist keine, die sich hinsichtlich der Schönheit und Pracht der Privathäuser mit Berlin messen könnte. Ich bitte dies als ein Urteil, sozusagen, in Bausch und Bogen zu betrachten, mit dem keineswegs gesagt sein soll, daß jedes dieser Häuser im ästhetischen Sinne den Preis der Schönheit verdiente. Es ist so manches unter ihnen, das wohl schön, aber keineswegs prächtig ist, und leider, nicht selten eines, das man gewiß prächtig, aber durchaus nicht schön nennen kann. Dazu kommt, daß jedes nach seiner Façon ästhetisch selig werden will und neben einem in strengem Renaissancestil ein anderes steht, das dem Rokoko- oder auch dem Barockstil den Vorzug gegeben hat, neben dem wieder ein drittes mit gothischen Giebeln prunkt und seine Wände mit den bunten Fresken eines Nürnberger oder Augsburger Patrizierhauses aus dem 15. oder 16. Jahrhundert bemalt hat. Dadurch entsteht eine Buntscheckigkeit, die für ein feineres Auge unerfreulich, vielleicht beleidigend und jedenfalls das Gegenteil der vornehmen Ruhe ist, die uns in so vielen Plätzen und Straßen von Paris umweht, deren Häuser sämtlich den identischen Stil aufweisen und sehr wahrscheinlich von demselben Meister, wenn nicht im einzelnen erbaut, so doch als Ganzes projektiert sind.

Indessen, das sind Flecken, die, wie gesagt, nur dem ästhetisch geschulten Auge bemerkbar sein werden, für den unbefangenen Beobachter aber den architektonischen Glanz, in welchen sich das Berlin von heute gehüllt hat, nicht verdunkeln können. Und ich habe hier nur von Gebäuden gesprochen, welche der pri-

vaten Industrie ihre Entstehung verdanken. Aber durch die ganze Stadt, oft in Straßen oder an Plätzen, wo man sie keineswegs sucht oder zu finden erwartet, ja nicht selten auf der Peripherie der Stadt erheben sich öffentliche Bauten von einer Solidität und Großheit, die jeder Stadt der Welt zur Zierde gereichen würden. In Berlin nimmt man sie als etwas Selbstverständliches hin, so das wundervolle Kunstgewerbemuseum in der Königgrätzerstraße, das majestätische Polytechnikum anf dem Wege nach Charlottenburg, und wie viele Namen könnte ich noch nennen! In dieser Großartigkeit, mit der Berlin seine Prachtbauten über alle seine Teile zerstreut, unterscheidet es sich sehr zu seinem Vorteil von anderen Städten, z. B. Wien. Ich gebe zu, daß die Ringstraße Wiens mit ihren monumentalen Theatern, Museen, Palästen aller Art in Berlin ihresgleichen nicht hat. Aber nehmt Wien seine partie glorieuse, was bleibt? Eine winklige, schlechtgebaute Häusermasse, in der man nach einem imponierenden Gebäude lange suchen mag. Das heutige Rom, in welchem man sich durch endlose Reihen banaler Mietskasernen durcharbeiten muß, bevor man die verstimmte Seele an den Wunderwerken eines Michel Angelo oder Bramante wieder erquicken kann, hält nach dieser Seite mit Berlin auch nicht den schüchternsten Vergleich aus; und als ich nach einem längeren Besuche in Petersburg hierher zurückkehrte, sah ich erst, wie weit die Hauptstadt an der Newa trotz ihres Newski-Prospekt und ihrer Riesenplätze mit der sie umsäumenden, durch die großen Entfernungen um ihre Schönheit und Bedeutung gebrachten Paläste und Kirchen in architektonischem Wert hinter

denen an der Spree zurückstand. Ja, ich bin kühn genug, in dieser Beziehung Berlin selbst vor dem wundervollen Paris den Vorzug zu geben. Die Seinestadt darf sich ja einzelner, unvergleichlich schöner Partien rühmen; aber es sind eben Partien; die sonstige ungeheure Masse der Stadt ist baulich unbedeutend, erhebt sich nicht über das physiognomische Niveau einer Provinzialstadt. Und was das schlimmste ist, sie scheint in tiefen Schlaf verfallen zu sein. Ich glaube, ich habe in ganz Paris nicht so viele Neubauten gesehen, wie man in Berlin in einem einzigen Quartiere, ich möchte sagen: in mancher einzelnen Straße zählen kann.

♡♡♡♡♡♡♡♡♡

Dritter Brief.

Dem vorurteilslosen Fremden muß Berlin durch die Schönheit und Pracht seiner Privat- und öffentlichen Bauten imponieren; es wird ihn aber ebensosicher durch die peinliche Sauberkeit seiner Straßen und Plätze, durch die musterhafte Ordnung, mit welcher die Circulation der Fußgänger und Wagen geregelt ist, mit einem Worte durch die Trefflichkeit der Vorkehrungen erfreuen, mit Hilfe welcher eine vorsorgliche und emsige Polizei den Aufenthalt in einer Stadt für Bewohner und Fremde behaglich und sicher zu machen weiß. Besonders auf das letztere Item hält die Berliner Polizei große Stücke und sorgt dafür, daß weder ein Neubau einstürzt, noch eine alte Frau auf der Straße überfahren wird. Langsam voran! ist ihr Wahlspruch. Wir

werden sehen, daß er in Berlin nicht bloß der der Polizei ist. Und doch könnte man in Berlin mindestens zu Wagen schneller vorwärts kommen als, glaube ich, in irgend einer andern Stadt der Welt. Denn so ziemlich ein Drittel seines Straßenareals ist mit einem musterhaft ausgeführten Asphalt bedeckt, und es wird nicht lange dauern, so wird die ganze Stadt von einem Ende bis zum andern sich desselben Vorzuges erfreuen, den nur der recht zu würdigen weiß, der ihn genossen hat. Ja, es ist ein Genuß, über diese glatten Flächen zu rollen, wäre das Gefährt, das dich trägt, auch nur eine Droschke. Denn sie ist nicht mehr oder braucht doch nicht mehr das oben geschilderte gichtbrüchige Fahrzeug von anno 40 zu sein. Droschke erster Klasse nennt sie der Berliner (oder, wenn er ein Vollblutberliner ist, erster Güte) und versteht darunter ein Vehikel, das es vielleicht nicht, was die Schnelligkeit betrifft, mit einem New-Yorker oder Londoner Cab, aber ganz gewiß mit einem Wiener oder Pariser Fiaker aufnehmen kann. Ist so die Droschke, wie wir noch genauer sehen werden, für die Straßenphysiognomie Berlins charakteristisch, der Pferdebahnwagen ist es nicht minder, oder noch mehr. Keine Stadt der Welt hat diese Institution so ausgebildet wie Berlin. Nach allen Enden und bis zu allen Enden wird es von Pferdebahnlinien durchkreuzt, auf denen sich die Wagen binnen wenigen Minuten folgen. An einzelnen Kreuzungspunkten, z. B. an der Durchschneidung der Leipziger- und der Charlottenstraße, sollen, habe ich mir sagen lassen, tagsüber an 5000 solcher Wagen circulieren. Das erscheint mir für eine Stadt von noch lange nicht

zwei Millionen Einwohnern sehr respektabel. Dennoch wird in Berlin über die Mangelhaftigkeit der Kommunikationsmittel bittere Klage geführt und das mit Fug und Recht. Denn nur die nördliche Hälfte der Stadt wird von Ost nach West von einer Eisenbahn durchschnitten, die auch schon längst den Verkehr nicht mehr bewältigen kann; die südliche entbehrt bis zur Stunde noch einer Einrichtung, ohne die sich doch eine wirklich große Stadt heutzutage kaum noch denken läßt, und ebenso sind der Norden und der Süden für ihre Kommunikation auf die Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit der Menschenfüße und Pferdebeine angewiesen.

Der skeptischere Leser wird hier sagen: Das sieht mir aber wahrlich nicht nach einer Weltstadt aus. Offen gestanden: mir auch nicht; aber ich muß sofort hinzufügen, die Schuld dieser Unterlassungssünde und einer langen Reihe anderer, die nicht minder nach Kleinstädterei schmecken, trifft nicht so eigentlich den Berliner. Das Riesenkind nämlich hat das Unglück, einen Mentor zu besitzen, der etwas eigensinniger und schrullenhafter Natur ist, wie das ja manchmal bei alten Leuten vorkommen soll, und ängstlich darüber wacht, daß sein unternehmungslustiger Zögling nicht zu große Sprünge macht. Dieser Mentor ist die Staatsregierung, die in der städtischen Verwaltung bald hier, bald da mitzureden hat, und nicht bloß mitzureden, sondern auch zu dekretieren, daß dies oder jenes sein und geschehen oder auch nicht sein und geschehen soll. Die Polizei mit ihrem wohlgemeinten, aber schwerfälligen Langsam voran! ist Sache der Regierung; die Stadtverordnetenversammlung darf sich ihr Stadthaupt,

den Oberbürgermeister, nicht frei wählen — die Regierung muß ihn, bevor er sich als gewählt betrachten darf, bestätigen; keine Straße, kein Platz kann getauft oder umgetauft werden, ohne daß die Regierung ihr placet dazu gegeben hat. So geht es weiter in kleinen und großen Dingen und leider auch in den allergrößten, z. B. in der Frage, ob Berlin noch im Laufe des Jahrhunderts eine Weltausstellung haben soll oder nicht. Ginge es allein nach dem Sinne des Berliners, so wäre die Frage längst mit ja entschieden. Aber der Herr Reichskanzler ist kein Waghals. Er hält es für seine Pflicht, bevor er ja sagt, erst einmal bei Pontius und Pilatus: bei den verschiedenen Bundesregierungen, bei den diversen Handelskammern, und ich weiß nicht, bei wem noch, anzufragen, wie Seine Exzellenz oder Seine Hochwohlgeboren über die Sache dächten? Und da Seine Exzellenz oder Hochwohlgeboren aus dem oder jenem Grunde dem Dinge keinen Geschmack abzugewinnen vermag, vielleicht auch als Partikularist oder auch bloß als Nichtberliner der so schon vielfach begünstigten Hauptstadt des Reiches den neuen Vorzug nicht gönnt, drückt er — der Herr Reichskanzler — den Daumen fest auf den Staatsbeutel, will von keiner Subvention wissen und hält dafür, daß es von Chicago nach Berlin genau so weit sei, wie von Berlin nach Chicago, und die deutschen Fabrikanten und Industriellen drüben ebensogut wie hier zeigen können, ob sie etwas und wieviel sie auf dem Weltmarkte zu leisten vermögen. Eine reichskanzlerische Entscheidung, von der ich vermute, daß sie ebenso nach dem Sinne der amerikanischen Fabrikanten und Industriellen

ist, wie die letzthin abgeschlossene literarische Konvention nach dem der transatlantischen Verleger und Buchdrucker. In Berlin liegen solche Dinge eben nicht so einfach wie in New-York oder Chicago. So hätten wir zum Beispiel in unmittelbarster Nähe der Stadt einen riesengroßen Platz, auf dem die größte Weltausstellung sich behaglich ausbreiten könnte; aber dieser Platz ist das Exerzier- und Paradefeld für die Berliner Garnison, und ehe man den zu so hohen Zwecken designierten Platz für profane industrielle Zwecke hergebe, möchten Himmel und Erde vergehen.

Ich habe verständige Leute und die Berlin wohlwollten, Zweifel äußern hören, ob es wohl der geeignete Ort für eine Weltausstellung sei. Berlin sei eine große Stadt und eine Kaiserstadt, das Centrum des mächtigen deutschen Reiches, mit dem politisch alle Welt rechnen müsse, dessen Gewicht mindestens in den europäischen Angelegenheiten den Ausschlag gebe. Es sei auch, wenn nicht die Metropole, so doch sicherlich eine der Hauptstätten des deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens und zähle auf dem Weltmarkte als Industrie- und Fabriks-, sogar als Handelsstadt immerhin mit. Aber doch nicht so sehr, daß es *eines* Faktors entbehren könnte, der auch minder bedeutende Städte für alle Welt zu einem begehrenswerten Ziel mache. Und gerade dieser Faktor fehle Berlin. Es übe auf den Fremden keinen Zauber, keinen Reiz aus; es habe für ihn keine Anziehungskraft oder, um es deutsch zu sagen: es sei langweilig.

Das ist nun freilich ein sehr relatives Etwas und wesentlich Sache des Geschmackes. Indessen bedenk-

lich ist und bleibt es, wenn einer Stadt ein so schlimmer Vorwurf überhaupt gemacht werden kann. Ich glaube, es hat noch niemanden gegeben, der Paris langweilig gefunden hätte, und wer Rom so fände, hätte besser getan, zu Hause zu bleiben. Auch Petersburg ist — mindestens auf der Höhe seiner Wintersaison, wie ich es gesehen habe — sicher nicht langweilig, und ich habe mir sagen lassen, daß es auch im Sommer mit dem bunten Treiben auf der Newa und dem vergnüglichen Leben in den „Datschen" der Inseln sehr interessant und liebenswürdig sei. Auch in das Wiener Volkslied „Es gibt nur a Kaiserstadt, gibt nur a Wien" habe ich die Fremden noch immer lustig einstimmen hören. Und nur das gute Berlin soll langweilig sein, Berlin mit seinen zwanzig und einigen Theatern, mit seinen vielen Konzertsälen, in denen die beste Musik der Welt gemacht wird; seinen mit Kunstschätzen aller Art gefüllten Museen, der oben gerühmten Schönheit seiner Straßen und Plätze — ist es nicht eine Undankbarkeit oder Borniertheit sondergleichen, sich zu einer solchen Behauptung zu versteigen?

Prüfen wir die Sache in aller Ruhe und geben wir vorerst einmal zu, daß Berlin von der Natur auf das stiefmütterlichste behandelt ist. Des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse nannte man bekanntlich in den Zeiten, als es ein solches gab, die Mark Brandenburg, und Berlin liegt noch immer in der Mark, und die Mark hat ihren Charakter seitdem auch eben nicht verändert. Das weiß jeder, der jemals des Weges nach Berlin gefahren ist und sich zuletzt verzweifelt in seine Coupéecke gelehnt hat, um nur von dieser endlosen Monotonie der Sand-

und Heideöden, der Kartoffel- und Kornfelder und dürftigen Fichten- und Tannenpflanzungen nichts mehr zu sehen. Besonders wenn er sich dabei der zauberhaften Umgegend von Paris erinnerte oder der melancholischen braunen Wüste, durch die man zur ewigen Stadt fährt, welche „der gelbe Tiber" durchströmt, und zu der die blauen Sabiner- und Albanerberge ehrfurchtsvoll hinüberblicken.

Auf Berlin blicken keine Berge, weder ehrfurchtsvoll, noch anders, und wenn seine Spree es auch an Wassermenge mit dem Römerfluß aufnehmen möchte, das Schilf an seinen flachen Ufern flüstert nicht von Cäsar und Augustus, und von seinen vielen Brücken führt keine zur Engelsburg und zu St. Peters Dom. Wer vermöchte sich die Städtebilder von Paris, Petersburg, Wien ohne ihren Seinestrom, ohne ihre Newa und Donau vorzustellen? Die Spree — ihre merkantile und industrielle Nützlichkeit in allen Ehren — könnte man von Berlin wegdenken, ohne daß die Physiognomie der Stadt dadurch wesentlich verändert würde.

Dafür hat es dann freilich seinen „Tiergarten", der unmittelbar vor dem Brandenburger Tore beginnt, um sich circa zwei englische Meilen bis zur Schwesterstadt Charlottenburg hinzustrecken, und ein so schöner, von hochstämmigen uralten Bäumen und schattigen Bosketts bestandener, an entzückenden Partien reicher, mit einer wachsenden Zahl herrlicher Marmorbilder geschmückter, von wohlgepflegten Fuß-, Reit- und Fahrwegen durchschlängelter Wald ist, desgleichen sich wohl keine andere Stadt der Welt rühmen kann. Man darf ihn nicht mit dem Pariser Bois de Boulogne oder dem Londoner Hyde Park

zusammenstellen wollen. Er ist eben, wie ich sagte, ein kultivierter Wald, vortrefflich geeignet für einsame Promenaden, auch dem Volke, wenn es sich Sonntags ergehen will, mit offener Hand sein Grün und seine Schatten spendend, aber kein Ort, auf dem sich Prunk und Glanz entfalten und die Welt der upper ten thousand sich ein prächtiges Rendezvous geben könnte. Dazu fehlen ihm die breiten Fahr- und Reitwege, die weiten Wiesenflächen; dazu fehlt ihm vor allem die Welt der upper ten thousand.

Nicht als ob Berlin diese Welt in seiner Weise nicht ebenfalls hätte! Aber es hat sie eben in *seiner* Weise, die von der Londoner oder Pariser ganz wesentlich verschieden ist und in ihrer Eigentümlichkeit den Grund oder doch einen der Hauptgründe birgt, weshalb der Fremde trotz alledem und alledem sich nur zögernd dazu entschließt, Berlin den Rang und Titel einer Weltstadt zu konzedieren.

Die Erklärung dieser Eigentümlichkeit erfordert ein eigenes Kapitel, in welchem Natur und Wesen des Berliners ausführlich erörtert und auch die oben suspendierte Frage zum Austrage gebracht werden muß, ob er dann selbst seine Stadt für eine Weltstadt hält.

♡♡♡♡♡♡♡♡♡♡

Vierter Brief.

In den berühmten „Gesprächen mit Eckermann" sagt Goethe von seinem Freunde, dem Musiker Zelter (dessen Angedenken eben diese Freundschaft der Nachwelt aufbewahrt hat, wie der Bernstein

die Mücke): „Er kann bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derb, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen. Allein das ist nur äußerlich. Ich kenne kaum jemand, der sogleich so zart wäre wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergessen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten."

Goethe kannte Berlin so gut wie gar nicht. Er ist nur ein einziges Mal auf wenige Wochen dort gewesen. Aber Cuvier soll sich gerühmt haben: „Gebt mir einen Knochen, und ich konstruiere euch das ganze Tier." Zelter war dieser eine Knochen, und Goethe konstruierte sich daraus den Berliner mit jenem divinatorischen Tiefblick, der das beneidenswerte ausschließliche Eigentum des Genies ist.

Ja, in Berlin lebt ein verwegener Menschenschlag, dessen physische Basis — könnte er sonst verwegen sein? — eine sehr solide ist. Er liebt derbe und reichliche Mahlzeiten, die er mit den obligaten Quantitäten Bieres hinunterspült. Erbsen und Sauerkohl mit Schweinsknöcheln, Aal mit Gurkensalat und andere für einen empfindlichen Magen unüberwindliche Dinge sind ihm kulinarische Genüsse, die ein bürgerlicher Tisch und selbst die Speisekarte eines besseren Restaurant in den entsprechenden Jahreszeiten mindestens einmal in der Woche bieten muß. Dafür ist er bereit, hart zu arbeiten und sich an Wind und Wetter wenig zu kehren. Kaum, daß die Frühlingssonne ihre ersten schüchternen Wärme-

versuche macht, kann man den Berliner auf den Vorplätzen der Restaurants und Cafés und in den Biergärten sitzen sehen, der kalten Winde spottend, die ihm um die rote Nase wehen; der Droschkenkutscher entschließt sich erst, wenn das Quecksilber im Thermometer bedenklich dem Nullpunkte zusinkt, das offene Kabriolett mit einem geschlossenen Coupé zu vertauschen, und der brave Bürger und Handwerker hält dafür, daß eine sonntägliche Landpartie ohne Regen gar keine rechte Landpartie sei. Von den Wasserpartien gilt dasselbe, von diesen erst recht. Der Berliner liebt sie über alles, und die breiten Seen, welche die der Spree verschwisterte Havel auf ihrem vielfach gewundenen Lauf in nicht allzugroßer Entfernung von der Stadt in großer Zahl bildet, bieten ihm reiche Gelegenheit, seinem bevorzugten Vergnügen nachzugehen. Freilich auch die, zu ertrinken, von der er leider einen übermäßigen Gebrauch macht. Denn so sehr er das Wasser liebt, so wenig weiß er darauf Bescheid, wozu er ja auch, als Landratte, nicht weiter verpflichtet wäre. Nur daß er, als ein verwegener Mensch, meint, die Gefahr müsse ihm aus dem Wege gehen, oder sich gar geflissentlich in dieselbe begibt, wobei sich dann, wie gesagt, die Gefahr nur zu oft des Rechtes erinnert, welches ihr das Sprichwort einräumt. Wobei ich denn allerdings zu bemerken verpflichtet bin, daß die waghalsige Landratte auch eine talentvolle ist, der, wenn es ihr darauf ankommt, die Metamorphose in eine Wasserratte gar nicht schwer fällt. Zu einem Ruderer- oder Seglerklub zu gehören, ist für den wohlsituierten jungen Bankier oder Kaufmann de rigueur, und aus den

Regatten, nicht bloß seiner heimischen Binnenseen, sondern auch aus denen auf der Ost- und Nordsee, geht er sehr oft als Sieger hervor.

Die edle Kunst des Turnens zu lieben und zu pflegen, ist er schon als Deutscher verpflichtet, und er läßt es sich nicht verdrießen, im Herbste und Winter stundenweit nach einem Terrain zu fahren, das er als Jagdgebiet für schweres Geld gepachtet hat, weil eine dunkle Sage geht, daß es vor hundert Jahren einmal dort Rehe, Hasen und Rebhühner gegeben haben soll. So ist auch auffallend, in welchem beständigen Wachsen der Reitsport ist. Vor fünfzig, vierzig, ja noch dreißig Jahren ritten eigentlich nur die Offiziere der Kavallerie; und eine Dame zu Pferde, wenn sie nicht zufällig eine Prinzessin war und, sozusagen, wie die Herren von der Garde, ex officio im Sattel saß, galt als ein Ereignis. Wer heute an einem schönen Frühlings-, Sommer- oder Herbstmorgen sich im Tiergarten ergeht, mag sich bei den Übergängen über die Reitwege vorsehen, denn sie wimmeln von einzelnen Reitern und von Kavalkaden, zu denen das schöne Geschlecht ein starkes Kontingent stellt; und diese Reiter und Reiterinnen sind zum weitaus größeren Teile Civilisten mit ihren Gattinnen, Töchtern und Schwestern. Die uralt germanische Liebe zum Pferde und allem, was sich auf das Pferd bezieht, ist eben in dem „verwegenen Menschenschlage“ in dem Augenblicke erwacht, als er bei wachsendem Wohlstande die Arme wieder freier regen konnte. Wenn auf den fast das ganze Jahr hindurch bei Charlottenburg stattfindenden Rennen selbstverständlich nur die bestsituierte Minderheit, in erster Linie das

Offizierskorps, aktiv ist, so beweist die Bevölkerung ihre Sympathie wenigstens durch ihr massenhaftes Erscheinen und durch die leidenschaftliche Teilnahme, mit der sie die Geschehnisse auf der Bahn verfolgt und ihre Lieblinge unter den Herrenreitern umjubelt, deren Namen ihr so geläufig sind, wie die von Robin Hood oder Fra Diavolo ihren glücklichen zeitgenössischen Landsleuten.

Da können Sie sich dann die Bestürzung, den Schrecken, die Trauer vorstellen, von denen Berlin ergriffen wurde, als in dem famosen Distanzwettreiten zwischen den österreichisch-ungarischen und unseren Offizieren die letzteren ganz offenbar auf dem kürzeren Ende des Hebels saßen, trotzdem es von Wien hierher gerade so weit sein soll als von hier nach Wien, wenn auch die Differenz der Höhe, in welcher beide Städte über dem Meeresspiegel liegen, den fremden Herren zu gute kam. Trotzdem ließ sich der Berliner seine Enttäuschung, seinen Unmut in keiner Weise merken; begrüßte im Gegenteil die Sieger mit einem überquellenden Enthusiasmus, der freilich seine Nahrung nicht bloß aus jener „Zartheit" sog, welche der alte Zelter — nach Goethe — unter der rauhen Hülle barg. Aber von jener anderen versteckten Quelle werden wir erst später zu sprechen haben.

Wohl aber gehört in dies Kapitel die ungeschminkte herzhafte Freude, welche der Berliner an den militärischen Dingen hat. Sie wissen, wir haben in Deutschland, wie bei Ihnen, allgemeine Dienstpflicht, die für den Prinzensohn ebenso gilt, wie für den letzten Ackerknecht. Es ist wahr, die Institution drückt furchtbar auf Handel und Gewerbe, auf den

ganzen ökonomischen Wohlstand des Volkes, und dabei ist sie eine Schraube ohne Ende. Alle paar Jahre tritt die Reichsregierung mit Mehrforderungen für das Heer an das Parlament, und es sind nicht bloß Liberale, welche die grauenvolle Perspektive mit trüben Sorgen und bangen Ahnungen erfüllt. Ich habe hohe Militärs die Köpfe schütteln sehen und sagen hören: „Es geht so nicht länger. Unsere so schon nicht reiche Nation kann die erdrückende Last einer fortwährenden Kriegsbereitschaft auf die Dauer nicht tragen. Es ist nicht unsere Schuld. Frankreich und Rußland wollen es so. Mögen sie es denn haben. Besser der Schrecken eines Doppelkrieges als der Jammer dieses bis an die Zähne bewaffneten Friedens." Wobei denn die Herren freilich vergessen, daß der Krieg die üble Gewohnheit hat, nicht der Vater des Friedens, sondern eines neuen Krieges zu sein, und folglich die Rettung aus diesem circulus vitiosus nach einer ganz anderen Seite gesucht werden müßte.

Aber ich gerate auf das Gebiet der Politik, das ich nicht betreten wollte. Ich wollte nur auf den sonderbaren Widerspruch hinweisen, der augenscheinlich darin liegt, daß eine Nation diese oder jene Institution als eine entsetzliche Last empfinden und doch an ihr das intimste Wohlgefallen haben kann. Der Berliner schwelgt in diesem Widerspruch. Er verdammt eine neue Militärvorlage in den derbsten Ausdrücken; er ist ingrimmig oder macht die bittersten Witze über den junkerlichen Hochmut der Offiziere, aber laß in demselben Augenblicke ein Regiment mit klingendem Spiele die Straße heraufkommen, und er springt vom Arbeits- oder Bier-

tische auf, stürzt ans Fenster, womöglich auf die Straße, und ist mit Herz und Seele bei dem Schauspiel. Hat er doch selbst einmal auf der gleichen Bühne gestanden und kann, wenn er Reservist oder Landwehrmann ist, jeden Moment wieder darauf stehen! So ist er denn nicht bloß ein sympathischer, sondern vor allem ein kritischer Zuschauer, der sehr gut weiß, wie das Ding gemacht wird. Und wehe der vorüberziehenden Truppe, wenn ihre Haltung „schlapp" ist oder die Griffe nicht „klappen"!

Für diese intensive Stärke der Liebe des Berliners für den Soldatenstand gibt es wohl keinen zwingenderen Beweis, als daß sie an dem politischen Glaubensbekenntnis keineswegs eine Schranke findet. Sein Abgeordneter mag im Reichstag über den Unfug des Militarismus noch so fürchterlich donnern, es verhindert den Sozialdemokraten nicht, einen Vormittag zu opfern, um in Staub und Hitze auf dem „Tempelhofer Felde" einer Parade beizuwohnen, oder den in die Stadt und ihre Kasernen heimkehrenden Truppen stundenlang das Geleit zu geben. Hat sich nun gar der junge Kaiser, wie er es liebt, an die Spitze eines der Regimenter gesetzt und kommt vor ihm her, umgeben von seinem glänzenden Stabe der Generale und Adjutanten die lange Friedrichstraße heraufgeritten, so ist des Jubelns und Hurrahrufens kein Ende. Wie es der Hurrahrufer fertig bringt, für seinen „Kriegsherrn" und die internationale rote Republik zugleich zu schwärmen, mag der Himmel wissen. Begreiflicher, wenn auch noch immer paradox genug, ist was mir ein Freund, der den Krieg gegen Frankreich 1870 als Major mitgemacht hatte, erzählte. „Es waren,"

sagte er, „fast ausschließlich Berliner in meinem Bataillon, von denen mindestens die Hälfte Sozialdemokraten. Nicht wenige hatte ich in Verdacht, überzeugte Anarchisten zu sein, und ich habe ihnen mit meinem Verdacht schwerlich Unrecht getan. Ein starkes Kontingent dieser Leute bestand sogar aus notorischen Rowdies, die zu Hause in beständigem Konflikt mit der Polizei lagen. Nun gut. Ich habe niemals bessere Soldaten kommandiert und ich glaube, daß es keine besseren gibt." — Wie gesagt, das klingt nur wunderlich, ist es aber im Grunde nicht! Es handelte sich eben nicht um ein militärisches Schauspiel, dessen Glanz und Schall Auge und Ohr betäuben, so daß die bessere oder doch andere Überzeugung dagegen nicht Stand hält — es handelte sich, wenn schließlich nicht mehr um Deutschlands Existenz, so doch um seine Ehre, die der Franzose in frevlem Übermute anzutasten gewagt hatte, und in diesem Punkte empfinden der fanatischeste Revolutionär und der starrköpfigste Konservative völlig gleich. Ein Faktum, das der Krieg von 1870 erhärtet hat, und sich die gesagt sein lassen mögen, welche wähnen, daß in einem demnächstigen Kriege der hitzige Widerstreit der politischen Parteien Deutschland zu einer leichteren Beute für den auswärtigen Feind machen würde.

♡♡♡♡♡♡♡♡♡

Fünfter Brief.

Der große Erfinder geflügelter Worte hat jenes im Reichstage gesprochene, denkwürdige: „Der Deutsche fürchtet niemand außer Gott" so recht aus dem

Herzen seines Volkes heraus gesprochen. Er wäre der Wahrheit vielleicht noch näher gekommen, wenn er anstatt „der Deutsche" „der Berliner" gesagt hätte. Insofern freilich wieder nicht, als die Gottesfurcht des Berliners nicht über allen Zweifel erhaben ist. Oder, wenn er sie besitzt, so läßt er sich wenigstens nach außen nicht viel davon merken, vermutlich in der Überzeugung, daß Gott ins Herz sieht, und die Herr-Herr-Sager darum noch lange nicht in den Himmel kommen. Jedenfalls hat keine irgend extreme religiöse Richtung bei ihm die geringste Aussicht auf Erfolg; und wenn General Booth Berlin gekannt hätte, wäre er sicher draußen geblieben. Le rire est un enfant nu, sagt Balzac; aber es ist auch ein Goliath, der eine ganze Heilsarmee zu Paaren treibt.

Nimmt der Berliner es so mit dem Kirchengehen nicht eben genau, spielt sich wohl gar gerne auf den ungläubigen Thomas und Skeptiker, wie ich ihn in dem vorigen Artikel nannte, meinetwegen auf den Heiden, sogar Atheisten hinaus — er ist im Herzen doch ein guter Christ und beweist es, sobald ein Appell an seine werktätige Nächstenliebe erschallt. Mag es sich um Murcia, Ischia oder Hamburg handeln — wo und wann immer die Elemente ihre Wut an dem armen Menschengeschlechte ausgelassen haben, oder der Würgengel Cholera es dezimiert — sofort konstituieren sich in Berlin Hilfscomités, und ihre Aufrufe sind nie vergebens. Da ist kein Theater, das nicht eine Extravorstellung für die Notleidenden veranstaltete, Wohltätigkeitskonzerte werden gegeben, Wohltätigkeitsvorlesungen gehalten; die Sammellisten bedecken sich mit großen, kleinen und kleinsten

Ziffern, von denen in den ersteren oft genug ein gut Teil Prahlerei stecken mag, während die letzteren fast immer den Vollwert des Scherfleins der Witwe haben.

Aber zurück zu Bismarcks geflügeltem Wort. Es ist eigentlich nur eine heroische Periphrase der ganz vulgären Berliner Redensart: „Bange machen gilt nicht", oder der andern, die für manches Ohr einen frivolen Beigeschmack haben mag, während sie im Munde des Berliners völlig harmlos gemeint ist: „Das elfte Gebot lautet: Laß dich nicht verblüffen." Das Wort findet seine drastische Illustration in dem Ausspruch der alten Bäckersfrau: „Wenn der Ofen niest, so sage ich Prosit; aber wundern tue ich mich nicht." Der gewöhnliche Berliner kennt natürlich das: take it cooly! nicht, kennte er es, er würde es von Herzen unterschreiben. Ich will gewiß nicht sagen, daß seine Gemütsatmosphäre beständig auf dem Gefrierpunkt steht; aber so viel ist gewiß: hohe Temperaturen liebt seine Seele nicht und verwahrt sich dagegen, wie eine wohlbedächtige Kritik sich gegen sie verwahren muß.

Der Berliner ist im eminenten Sinne ein kritischer Kopf. Er kann ohne Kritik nicht leben und legt sie an alles: an das Große, wie an das Kleine, an das Außerordentliche, wie an das Alltägliche. Nun aber hat bekanntlich die Kritik, besonders wenn sie rücksichtslos geübt wird, die entschiedene Tendenz, an dem Großen und Außerordentlichen so lange zu drehen und zu deuteln, zu schnüffeln und zu tüfteln, bis es denn glücklich auf das Niveau des Kleinen und Alltäglichen heruntergebracht ist. Mit dem Carlyleschen Heroenkultus weiß der Berliner nicht viel

anzufangen. Er ist der Meinung, daß „überall mit Wasser gekocht wird", und hat eine tüchtige Portion von der Philosophie des Kammerdieners, für den der Held nicht existiert, weil er ihn zu oft in Schlafrock und Pantoffeln gesehen hat. Es müssen schon ganz gewaltige Größen sein, sollen sie dem Berliner imponieren, und auch dann wird es diesen Größen zum Vorteil gereichen, wenn sie einen volkstümlich-bürgerlichen Anstrich haben oder sich einen solchen zu geben wissen. Friedrich Wilhelm I., den Vater Friedrich des Großen, Tyrann vom Scheitel bis zur Sohle, wie er war, hat doch seine Gradheit und Derbheit in der Erinnerung des Berliners zu einer populären Figur gemacht. Er reitet durch die Straßen und sieht, wie ein paar Bürger sich scheu vor ihm um die Ecke drücken. Er galoppiert ihnen nach, bringt sie zum Stehen und fragt: „Warum lauft ihr vor mir fort?" — „Wir fürchten uns so vor Majestät", stammeln die Erschrockenen. Und schon saust der königliche Bambus auf ihre gekrümmten Rücken herab, und der Zornige ruft, jedes Wort mit einem wuchtigen Hiebe begleitend: „Lieben sollt ihr mich, verfl ... Kerls, lieben sollt ihr mich!"

Das ist Fleisch vom Fleisch, Stein vom Stein, Geist vom Geist des Berliners. Das ist die Hauptsache. Mochte der alte Berserker immerhin den holden Katte haben erschießen lassen, mochte er mit dem Riesenspielzeug seiner Potsdamer Garde unsägliches Leid und Elend angerichtet haben — wer es mit den Prügeln und der Liebe so ernst nimmt, der ist und bleibt des Berliners Mann. Und wenn er seinerseits Friedrich den Großen lieben soll, so muß er

aus ihm erst den „alten Fritz“ gemacht haben mit Krückstock und Dreimaster und Tabaksnase und den Windhunden, die um seine Kanonenstiefel spielen. Bismarck und Moltke! Himmel, wer ist groß, wenn sie es nicht sind! Und doch haben sie — „der eiserne Kanzler“ und „der große Schweiger“ — ihrer Größe in den Augen des Berliners eine Elle zugesetzt, der eine durch die lange Pfeife, die er nach dem offiziellsten Diner ganz gemütlich-burschikos unter den hochnäsigsten Nasen qualmte, der andere durch die antike Einfachheit seines Wesens und die rührende Bescheidenheit, mit der der greise, fast Neunzigjährige, still vor sich hin durch die wimmelnden Straßen schritt, als wäre er nicht der weltberühmte „Schlachtendenker“, sondern ein simpler Offizier, wie tausend andere auch.

Dann gibt es noch eine Eigenschaft, die, weil er sie selbst in ungewöhnlich hohem Grade besitzt, in den Augen des Berliners einen Mann populär machen kann, wenn er auch sonst keine Ansprüche darauf hätte, vielleicht sogar anderweitig zur Unpopularität besonders qualifiziert wäre. Man kann das letztere zum Beispiel getrost von Friedrich Wilhelm IV. sagen, und was ihn in der Erinnerung trotzdem in einer gewissen Gunst des Berliners erhalten hat, verdankt er nur jener Eigenschaft.

Er war in hervorragender Weise witzig.

Der Witz ist des Berliners Stärke und Schwäche Er kann einem Witze nicht widerstehen, auch wenn er auf seine Kosten gemacht wird. Selbstverständlich macht er ihn lieber auf Kosten anderer Leute; aber die Hauptsache ist und bleibt, daß überhaupt ein Witz gemacht wird; daß die Witze sich jagen wie

Sternschnuppen in der Bartholomäusnacht. Das klingt recht übertrieben, ist es aber wirklich nicht. Es ist unglaublich, wie viele Witze in Berlin circulieren und erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit sie von dem einen Ende der Stadt bis zum andern fliegen. Das witzige Wort, das heute auf der Börse gesprochen ist, kann man morgen auf dem Droschkenhalteplatz hören. Es hat eben jeder seine Freude daran und beeilt sich, es zu kolportieren. Harmlos sind diese Witze meistens nicht, im Gegenteil, sie haben die entschiedene Neigung, boshaft zu sein und exzellieren nicht selten durch ihre schneidende Schärfe. Aber der Berliner hält darauf, daß sie — als Witze — gut sind, daß sie, wie ein befiederter Pfeil, ins Schwarze treffen. Läuft ein schlechter mit unter, so wird er nicht verfehlen, durch ein langgezogenes „Au" sein Mißfallen zu erkennen zu geben. Man kann den ominösen Laut sogar im Theater — und vielleicht gerade da am häufigsten — hören, und wehe dem witzig sein wollenden Dichter, der das Unglück hat, das fürchterliche Echo im Laufe des Abends wiederholt wachzurufen! Er kann sicher sein, daß sein Stück „durchrasselt". „Mit Pauken und Trompeten", vergißt der Berliner nicht hinzuzufügen.

Offenbar ist diese Veranlagung und Neigung zum Witz ein integrierendes Moment der kritischen Begabung, die ich oben dem Berliner zusprach, sozusagen das Kleingeld, dessen diese Begabung für den Markt des alltäglichen Lebens bedarf. Man hat keine Zeit, über die betreffende Person oder Sache einen Leitartikel zu schreiben; so fertigt man sie mit einem Witzwort ab. Weshalb erst lange den Nachweis führen, daß die auf dem Königsplatz in gloriam

der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 errichtete Säule ein ästhetisch verfehltes Machwerk ist? Man nennt sie einfach den „Siegesspargel". Kein Ding und keine Person ist für den Berliner so mit Majestät bekleidet, daß er sich scheute, es oder sie zur Zielscheibe seiner Witzgeschosse zu machen. Ja, man darf sagen, je majestätischer das Ding oder die Person ist, oder sich so geberdet, desto häufiger fliegen die Pfeile und desto schärfer sind sie. Wenn Witzpfeile Schatten werfen könnten, wie wirkliche, so wären manche hochgestellte Leute in Berlin in der glücklichen Lage der Spartaner bei Thermopylä und dürften, ohne von der Sonne belästigt zu werden, ihren Geschäften nachgehen.

Daß in einer Stadt, deren geistige Atmosphäre so beschaffen ist, die Witzblätter fröhlich gedeihen, kann nicht Wunder nehmen. Wir haben eine Fülle derselben, die, wenn auch selbstverständlich mancher Lückenbüßer mit unterläuft, im allgemeinen auf dem Gebiete der Satire in Wort und Bild geradezu Mustergiltiges leisten. Ich sage der Satire, nicht des Humors, dessen harmlos-fröhliches Lachen, wie es uns aus den Münchener „Fliegenden Blättern" so köstlich entgegenklingt, dem Berliner nicht recht gelingen will. Der Schutzheilige jener berühmten Blätter könnte der bei all seiner Schalkhaftigkeit so gutmütig-liebevolle Verfasser des „Vicar of Wakefield" sein; die Berliner Redakteure des „Kladderadatsch", der „Wespen", des „Ulk" ꝛc. tauchen ihre Feder gern in die Tinte, mit der der gallige Dekan von St. Patrick seine „Travels of Lemuel Guliver" schrieb. Die „Travels" sind keine Lektüre für jedermann, und die Berliner Witzblätter sind es ebensowenig; ja, ich

kenne Leute, die vor ihnen ein dreifaches Kreuz schlagen. Es brauchen deshalb nicht gerade fromme Leute zu sein, nur zartbesaitete Gemüter, die sich in einer rauheren Geistesatmosphäre leicht einen moralischen Schupfen holen, und denen eine mit Elektrizität fortwährend voll geladene Gesellschaftsluft schwer auf die Nerven fällt. Man muß eben, wie Goethe sagt, „Haare auf den Zähnen haben", wenn man in Berlin fortkommen und gedeihen will. Hat man sie nicht, wird man hier nie zu einem rechten Behagen gelangen und gut tun, sobald als möglich den Staub der Friedrichs- und Leipzigerstraße von seinen Schuhen zu schütteln. Es hat das schon so mancher meiner literarischen Freunde getan und Gott gedankt, wenn er wieder die frische, würzige Luft der Thüringer Berge oder der Bayrischen Alpen atmen durfte. In der Berliner Luft ist zu viel dramatische Spannkraft, als daß in ihr die Idylle gedeihen könnte. Der Berliner ist kein Tityrus der Vergilschen Eklogen, der unter dem breiten Schattendach der Buche seiner Flöte pastorale Weisen entlockt, er liebt sich den Lärm und Streit des Marktes; er ist im eminenten Sinne ein ζωον πολιτικον: ein politisches Lebewesen.

Fürst Bismarck würde dem nicht zustimmen oder doch nicht zugestimmt haben — solange er noch in Deutschland der Jupiter omnipotens war und den oppositionellen Parteien, von welcher Farbe und Schattierung immer, sein quos ego! entgegendonnerte. Höchstens hätte er den Berliner als politischen Kannegießer gelten lassen, ihm als solchen sogar einen ersten Platz zugebilligt. Mit Unrecht. Der Berliner hat ein ausgesprochenes Talent

für Politik und dies Talent seit 1848, wo es seine ersten ungeschickten Probeversuche machte, fleißig kultiviert und ausgebildet. Daß er sich bei dieser Kultur fortwährend in der Opposition befindet, ist unausbleibliche Folge seines uns nun bekannten Naturells. Das Ja geht ihm so schwer über die Lippen und das Nein so leicht; und wenn es der Regierung einmal einfallen sollte, liberal zu sein — und das wird geschehen, sobald die Quadratur des Zirkels gefunden und das perpetuum mobile entdeckt ist — möchte ich darauf schwören, daß der Berliner sich Hals über Kopf in die Reaktion stürzt. Wie die Sachen liegen, kann er nicht anders als liberal sein. Er schickt Liberale in die Stadtverordnetenversammlung, in das Abgeordnetenhaus, in den Reichstag. Und der Liberalismus seiner Mandatare darf nicht couleur changeante, er muß in der Wolle gefärbt sein. Kein irrlichterierender Nationalliberalismus! Nein! strammer Fortschritt! oder: es lebe die Sozialdemokratie sans phrase! Es ist das Schiboleth von Tausenden und Abertausenden in Berlin, und die Bresche, durch welche ihre Vertrauensmänner in die gesetzgebenden Versammlungen dringen, erweitert sich von Jahr zu Jahr. Man wird in Amerika vermutlich dieselbe Erfahrung machen, wenn man erst einmal nicht mehr so viel Ellbogenraum hat, wie heutzutage. Wir diesseits des großen Wassers haben — dank einer tausendjährigen Kultur und obligaten Ansammlung der Menschen — keinen mehr, nicht einen Fußbreit und müssen uns Luft machen oder ersticken. Wer zöge nicht den ersteren Teil der Alternative vor? Und so ist denn: Wie kann man der Kalamität

ausweichen? die große deutsche, man darf wohl sagen: europäische Frage, die über die der Nationalitäten bereits weit hinausgreift, wenn wir auch noch bei der letzteren zu halten scheinen.

Ich möchte nicht behaupten, daß der Berliner in alle Tiefen dieser Probleme eingedrungen ist und sich darüber mit dem Wissen und Scharfsinn eines Henry George äußern könnte. Aber er beschäftigt sich auf das angelegentlichste mit ihnen und erfaßt besonders die politischen Situationen und Eventualitäten mit einem schnellen und sicheren Blick. Er weiß sehr genau, was ihm, wie die Dinge nun einmal liegen, der weise Zar, der mit Frankreich liebäugelt, und der König von Italien, der treu zum Dreibunde hält, wert sind und versteht dieser Wertschätzung den drastischsten Ausdruck zu geben. Laß „Väterchen“ — wie es vor einigen Jahren wirklich einmal geschah — durch die Straßen fahren, und keine Hand rührt sich, kein Hut lüftet sich. Und nun kommt re Umberto mit der schönen Margherita-Gemahlin. Die Stadt bedeckt sich in den Straßen und auf den Plätzen, die der Einzug berühren wird, mit Fahnen, Guirlanden, Teppichen, an geeigneten Stellen erheben sich über Nacht geschaffene prachtvolle Ehrenpforten; am Brandenburger Tore harren der erlauchten Gäste zur feierlichen Begrüßung der Magistrat im Ornat und eine auserlesene Schar junger Damen in obligaten weißen Gewändern; die Gassen sind schwarz von Menschen, die, naht nun der Zug und rollt und galoppiert an ihnen vorüber, mit Hurra- und Evviva-Rufen, Hüte-, Taschentücher- und Sonnenschirmeschwenken leisten, was eine enthusiasmierte Menge nur irgend zu leisten vermag.

Denn bei solchen Gelegenheiten sein kaltblütiges Phlegma blitzschnell zur Siedehitze zu steigern, ist einer der scheinbaren Widersprüche, in denen sich der Berliner gefällt. Ebenso wie er es mit dem ihm von Goethe vorgeworfenen Mangel an Delikatesse zusammenreimt, daß, wenn ein Droschkenpferd auf dem Asphalt gestürzt ist, sofort zwanzig kräftige Hände bereit sind, ihm wieder auf die Beine zu helfen, und um eine alte, ohnmächtig niedergesunkene arme Frau sich alsbald eine Samariterschar sammelt, in der nur einer — und er findet sich fast immer — das Portemonnaie geöffnet zu haben braucht, damit die anderen seinem Beispiel folgen und den Ertrag der Kollekte dem Schutzmann anvertrauen, der die Verunglückte nach Hause oder ins Spital geleitet.

♡♡♡♡♡♡♡♡♡

Sechster und letzter Brief.

Die seltsamen Gegensätze in dem Charakter der Berliner Bevölkerung würden kaum erklärlich sein, wüßte und bedächte man nicht, aus wie vielen, zum Teil völlig heterogenen Elementen sie zusammengesetzt ist. Ihren Grundstock bildet natürlich der autochthone Märker, dieser derbe Gesell, der freilich „Haare auf den Zähnen haben“ mußte, wenn er seinem armseligen heimischen Sand- und Sumpfboden in tausendjähriger Mühe Fuß um Fuß das nötige Acker-, Garten- und Wiesenland abgewinnen wollte, und sehr geneigt war, diese Kulturarbeit auf seine

— etwas langsame und umständliche — Weise zu tun und den eingewanderten Hohenzollern, welche in die Sache ein lebhafteres süddeutsches Tempo bringen zu müssen glaubten, mit seinem störrischen Körper- und Bauerntrotz das Leben blutsauer machte, bis er sich in die Weise der neuen Herrscher und diese sich in seine Weise eingelebt hatten und sie nun gemeinschaftlich daran gingen, jene lange Reihe ruhmvoller Taten zu verrichten, die zur Folge hatten, daß aus der Mark Brandenburg der preußische Staat, aus dem preußischen Staat das mächtige Deutsche Reich und aus dem ehemaligen Fischerdorfe die Hauptstadt dieses Reiches wurden.

Ich habe mir von Landleuten sagen lassen — und es muß ja auch wohl so sein — daß der scheinbar völlig sterile märkische Sand nur gehörig gedüngt und bewässert zu werden braucht, um sich in vortrefflichen kulturfähigen Humus zu verwandeln. Ich möchte — mutatis mutandis — dasselbe von dem märkischen Grundstock der Berliner Bevölkerung sagen. Ich weiß nicht, was sie geleistet hätte, wäre sie auf sich selbst angewiesen geblieben; aber so viel steht fest, die Leistung würde eine andere und weniger erfreuliche geworden sein ohne die Beimischung der fremden und fremdländischen Elemente, mit denen sie nun längst zu einem korinthischen Erz zusammengeschmolzen ist. Da ich hier, Gott sei Dank, keine berlinische Kulturgeschichte zu schreiben habe, darf ich mich begnügen, an die Gastlichkeit zu erinnern, mit der sich die Tore der Stadt den Salzburger Vertriebenen, den französischen Hugenotten öffneten. Es gibt Leute — und ihrer sind nicht wenige — die meinen, besagte Tore möchten doppelte Riegel

vorgeschoben haben, als sich von Schlesien und Polen her der Strom der Juden in immer breiter und höher anschwellenden Wellen an die Stadt im märkischen Sande heranwälzte. Ich bin anderer Ansicht. Und dieser anderen Ansicht muß die Universität sein, die so viele jüdische Gelehrte in ihren Reihen zählt; der Stand der Ärzte; der der Rechtsanwälte, Schriftsteller, Musiker und Künstler aller Art, die sich massenhaft aus dem jüdischen Bruchteil der Bevölkerung rekrutieren, und — last not least: die Börse, die einfach von den jüdischen Finanziers beherrscht wird. Alles auf unsere Kosten! schreien die Antisemiten, wimmern die an die Wand gedrückten germanisch-christlichen Konkurrenten in den diversen Branchen.

Ich sage: maxima vestra culpa! Warum seid ihr so viel weniger ausdauernd, betriebsam, nüchtern? Weshalb könnt ihr um so viel schlechter rechnen? Ist der sich immer stärker erweisende Einfluß des semitischen Elementes für euch eine Strafe, so ist es eine gerechte. Und vergeßt nicht: wen Gott lieb hat, den züchtigt er! Vielleicht war die jüdische Zuchtrute für euch sehr nötig, und ihr seid wie die Athener, die Sokrates mit einem guten, aber etwas trägem Pferde verglich. Denkt nur: die quecksilbrigen, unternehmungslustigen Athener ein träger Gaul! Und Sokrates kannte doch seine Leute! Ihr seht, wieviel dazu gehört, um den Ansprüchen zu genügen, die ein weiser Mann an seine Mitbürger stellt, sollen und wollen sie an der Spitze der Phalanx marschieren.

Und nun nehme man zu dieser in der Hauptsache bereits der Geschichte angehörenden Einwanderung

von Menschen anderer Nationalität, anderer Rasse und anderen Glaubens den Strom von Inländern, der unter der Flagge der Freizügigkeit von allen Teilen der Monarchie und des Reiches ununterbrochen der Hauptstadt zuflutet. Besonders ergiebig natürlich seit 1870, und nachdem die Milliarden nicht haben verhindern können, daß die Lage der ländlichen Bevölkerung sich von Tag zu Tag verschlechtert, die amerikanische Schutzzollpolitik die schlesischen und sächsischen Fabriken lahmlegt und nun tausend und abertausend verarmte oder völlig abgehauste Existenzen nach Berlin drängen, oft genug, um dort rettungslos die Beute des Elends zu werden, dem sie zu entrinnen suchen. Dazu die Tausende, die darauf rechnen, den nicht üblen Stand ihrer ökonomischen Dinge in der großen Stadt, die doch mehr Chancen bieten muß, als ihr Provinzialstädtchen, noch bedeutend zu verbessern und so oft die Rechnung ohne den Wirt machen, oder auch einfach Glücksritter sind, denen die Kapitale eine Roulette ist, auf deren Rouge oder Noir sie ihr letztes Zwanzigmarkstück riskieren wollen; oder endlich behäbige Philister, die ein Vermögen hinter sich gebracht haben und sich von dem Leben in Berlin eine vorläufig unabsehbar lange Reihe von vergnüglichen Tagen versprechen.

Dergleichen unvorsichtige Leute soll es allerdings nicht allzuviel geben. Desto größer ist die Zahl der Beamten und Offiziere jedes Ranges und jeder Kategorie, deren die verschiedenen Reichs- und Landesministerien, die Behörden der Armee, der Provinz und der Stadt u. s. w. mit jedem Jahr in steigender Menge bedürfen. Kann es da Wunder

nehmen, wenn binnen eines Menschenalters die Einwohnerzahl sich mindestens verdreifacht hat und die Sage umgeht, es gebe überhaupt gar keine autochthonen Berliner mehr, sondern nur noch Eingewanderte? Das ist nun freilich eine scherzhafte Übertreibung; aber wie oft habe ich mich schon in einer Gesellschaft befunden, in welcher von den zwanzig, dreißig anwesenden Personen vielleicht zwei oder drei geborne Berliner waren!

Indessen dies sonderbare Mißverhältnis wird häufiger doch wohl nur in der eigentlich sogenannten Gesellschaft angetroffen werden; und sie ist es, über die ich schließlich noch ein paar Worte sagen möchte. Zuvor möchte ich nur noch konstatieren, daß die Berliner aller Stände ohne Ausnahme ein überaus geselliges Völkchen sind, und, wie verschieden auch in den verschiedenen Ständen Ton, Weise und Manieren der Geselligkeit sein mögen, doch das Bedürfnis, sich zusammen zu finden und beisammen zu sein, gleich groß und zwingend ist. Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe, zu schildern, wie sich in Berlin das Volk amüsiert auf seinen sommerlichen gemeinschaftlichen Ausflügen, deren Teilnehmer oft nach Tausenden zählen und die ihresgleichen vielleicht in keiner Stadt der Welt finden; aber ich könnte hier nicht aus Erfahrung sprechen, und ebensowenig wüßte ich zu sagen, was es weiter im Sommer und Winter tut und treibt in seinen riesengroßen Bier- und Kaffeegärten und den unzähligen Tanz- und sonstigen Lokalen, die oft bescheiden genug sein mögen, oft aber auch an dekorativer Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen sollen. Ich muß mich auf den immerhin ziemlich großen und

doch relativ kleinen Kreis beschränken, den ich zu kennen glaube.

Denn es ist hier so, wie es wohl in jeder anderen großen Stadt sein wird, daß innerhalb desjenigen Teiles der Bevölkerung, dessen Mitglieder sich zur Gesellschaft in dem hergebrachten Sinne rechnen und rechnen dürfen, sich wieder Koterien bilden, die sich mehr oder weniger streng gegeneinander abschließen. Für die eigentliche Hofgesellschaft gehört diese Exklusivität zu den selbstverständlichen Prärogativen, und die Sache wird in London oder Wien nicht viel anders liegen wie bei uns, mit dem Unterschiede, daß uns (vielmehr unserem Hofe) die zahlreiche englische Nobility und die ansehnliche Schar der österreichisch-ungarischen Magnaten nicht zu Gebote stehen. Die preußischen Granden sind spärlich gesäet und ziehen es meistens vor, auch den Winter auf ihren Gütern zu verleben, oder wenn sie zur Saison nach Berlin kommen, macht doch keiner ein großes Haus. So muß sich denn der Hof, faute de mieux, mit seinem Militär- und Beamtenadel behelfen, deren Mitgliederzahl (besonders der erstgenannten Kategorie) allerdings Legion ist; und ich, der ich zuzeiten des Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich, manches Hoffest mitgemacht habe, kann versichern, daß diese Legion in ihren glänzenden Uniformen einen prachtvollen Anblick gewährt und eine so große Auslese stattlicher und schöner Männer, wie sie wohl schwerlich in irgend welchen Prunksälen der Christenheit beisammen gefunden werden mag.

Und so werden auch in anderen großen Städten genau oder annähernd genau wie in Berlin die ver-

schiedenen Kreise der Gesellschaft benachbarten Inseln gleichen, deren Bewohner einen mehr oder weniger regen Verkehr wohl oder übel zwischen einander unterhalten müssen, im allgemeinen aber unter sich bleiben und auch bleiben wollen. Nur daß man eben in Berlin „unter sich" mehr beisammen sein will und ist, als, glaube ich, in London, Paris, New-York oder irgend einer Großstadt der Welt. In allen jenen genannten Kreisen jagen sich während der Saison, die anfangs November spätestens beginnt und sich oft bis in die Mitte des März ausdehnt, die Gesellschaften, zu denen jedesmal — mit Ausnahme der nicht eben häufigen „offenen Abende" — besondere Einladungen erfolgen.

Das erscheint ein wenig schwerfällig und ist es auch und wird noch schwerfälliger durch einen besonderen Umstand. Natürlich werden auch in Berlin eine Menge Diners gegeben, offizielle und nichtoffizielle; aber die bei weitem größere Zahl der Gesellschaften findet des Abends statt und — das ist der Schwerpunkt — bei einer wohlbesetzten Tafel, die selten weniger als zwei Stunden der verfügbaren Zeit in Anspruch nimmt. Das ist zum Verzweifeln für Leute, die um 6 oder 7 Uhr zu Mittag gegessen haben. Aber ihrer sind verhältnismäßig wenige; andere dinieren um 2, 3, 4 Uhr u. s. w., und da die Hausfrau niemals wissen kann, wieviele von ihren Gästen noch satt oder schon wieder hungrig sind, hält sie dafür, daß die letzteren um der ersteren willen nicht leiden sollen und richtet ein opulentes Souper von so und so vielen Gängen an, mit den obligaten Weinen, unter denen der Champagner zuletzt nicht fehlen darf. Man muß zugeben, daß diese

Art der Geselligkeit neben anderen Übelständen auch den hat, außerordentlich kostspielig zu sein — ein Umstand, der um so schwerer ins Gewicht fällt, als der Gatte besagter Dame vom Hause unter zehn Fällen mindestens fünfmal Offizier oder Beamter und vom Hause aus nicht wohlhabend, geschweige denn reich, von seinem knappen Gehalte zu leben gezwungen ist.

Ich kann nicht anders sagen, als daß es bei diesen abendlichen Soupers meistens außerordentlich lebhaft zugeht, eine muntere, oft geistreiche Unterhaltung die Langeweile nicht aufkommen läßt, und man nicht selten die trefflichsten Tischreden zu hören bekommt; dennoch bleiben sie, vom ökonomischen Standpunkte betrachtet, ein Krebsschaden der Berliner Geselligkeit. Mit wie vielen Sorgen, mit wie großen Entbehrungen müssen ach! so oft diese fröhlichen Abende erkauft werden! So ziemlich jeder weiß es; alle Welt klagt darüber; dennoch bleibt es dabei jahraus jahrein, als könne es nicht anders sein. Und es kann auch kaum anders sein, solange sich Berlin nicht Knall und Fall entschließt, für alle, die zur Gesellschaft gehören wollen, wie in andern Weltstädten ein und dieselbe, und zwar späte Dinerstunde festzusetzen. Aber bis dahin wird noch viel Wasser die Spree hinabfließen müssen.

Und ebenso, bis Berlin seinen Korso hat, wie jede größere italienische Stadt, von London und Paris mit ihrem Hyde-Park und Bois de Boulogne und dem eleganten, reichen Treiben, das sich zur bestimmten Stunde an diesen Orten entfaltet, ganz zu schweigen. Berlin könnte ja unter keinen Umständen ein solches Kontingent von prachtvollen Equi-

pagen mit den obligaten geputzten Insassen und Reitern und Reiterinnen auf Rassepferden zusammenbringen, wie London oder Paris, aber immerhin etwas Analoges, seinen bescheideneren Kräften Entsprechendes bieten, wenn — ja, wenn es nicht eben zu jeder Stunde des Tages zu Mittag speiste. Und so wie jeder zu einer andern Stunde speist, fährt oder reitet jeder zu einer andern Stunde spazieren. Und weil der Fremde nur immer eine Equipage oder vereinzelte Reiter und Reiterinnen sieht, kann er leicht zu dem Schluß kommen, es gebe in Berlin dergleichen so wenig, daß es so gut wie gar nichts und jedenfalls nicht der Rede wert sei.

Das ist sehr schlimm für Berlin, denn es erhält sich so in dem üblen Ruf, für den Fremden nichts Anziehendes zu haben, nicht amüsant, oder es deutsch zu sagen, einfach langweilig zu sein.

Ich kann mir keinen anderen Grund denken, als daß es diese seine allerdings etwas nüchterne Alltagsphysiognomie ist, weshalb Berlin von den Fremden verhältnismäßig so wenig aufgesucht wird. Auf hundert Amerikaner oder Engländer, die Paris besuchen, kommen auf Berlin nicht zehn. Ist wirklich Berlin zehnmal weniger interessant als Paris?

Es fällt mir nicht ein, das zuzugeben. Ich nehme mir sogar die Freiheit, zu behaupten, daß der Amerikaner oder Engländer oder welcher Ausländer immer, der Berlin besuchen könnte und es nicht tut, sich einen sehr schlechten Dienst erweist. Und weiter, daß Berlin zu der vollen Physiognomie einer Weltstadt, wie London, Paris, New-York schlechterdings nichts fehlt, als jener internationale Zug, den nur ein großer Fremdenverkehr einer Stadt verleihen kann.

Der verständige Berliner — und damit erledigt sich die zweite der im Anfange dieser Artikel aufgeworfenen Fragen — ist bescheiden genug, das einzuräumen. Nein, wenn nur das beständige Kommen und Gehen ungezählter Fremdenscharen eine Stadt zur Weltstadt macht, so ist Berlin keine.

In jedem anderen Sinne muß man es so nennen.

Und ich kann Ihren Landsleuten nur den wohlmeinenden Rat erteilen, sich durch Autopsie von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen.

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

